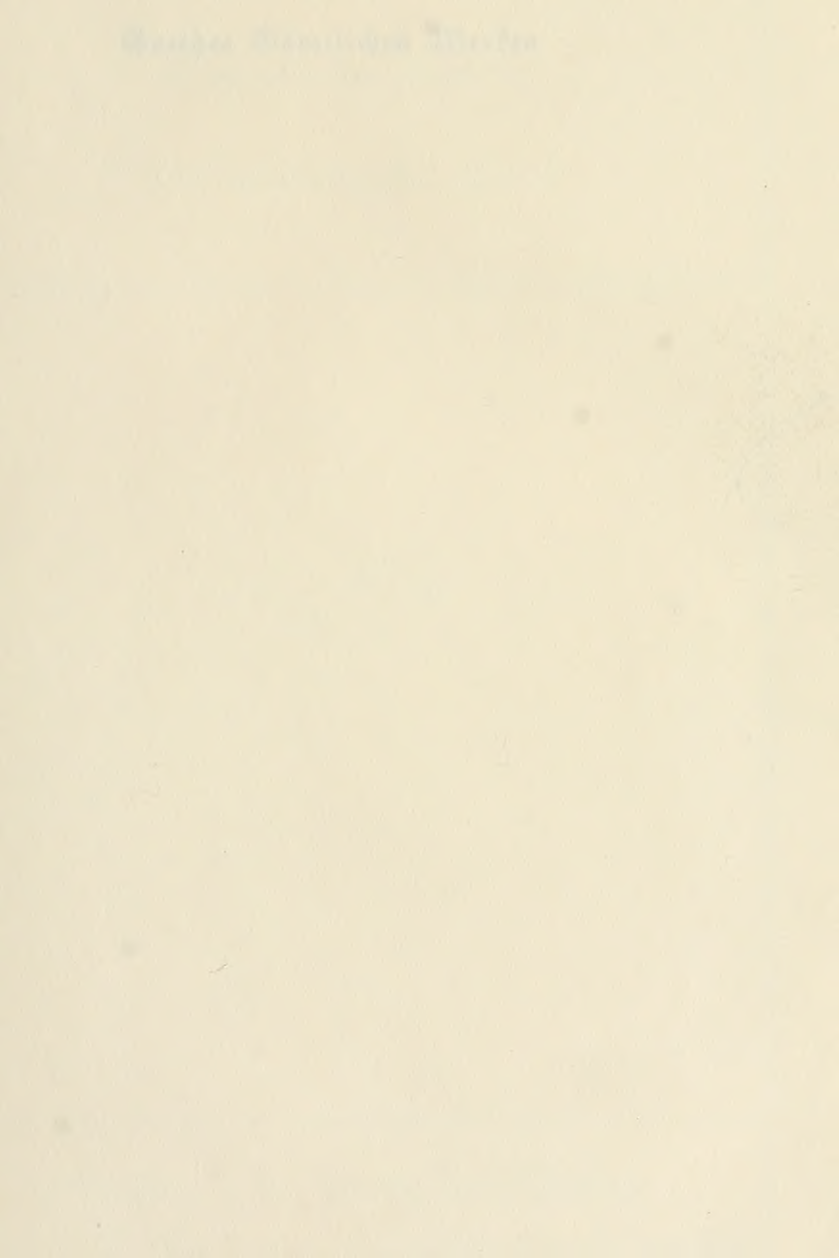












Propyläen-Ausgabe

von

Goethes Sämtlichen Werken



Goethes

Sämtliche Werke

Fünfundvierzigster Band

Berlin / Im Propyläen-Verlag

Herausgegeben von Curt Noch

Im Ullsteinhaus, Berlin

Inhalt des fünfundvierzigsten Bandes

Undatierbare Gedichte

Mein Blick war auf den Himmel hin gerichtet,
Der aus den Augen quoll, den schwarzen, guten;
Da klangs: Nicht hab ich sie, sie haben mich gedichtet;
Sie mögen sich entschulden oder leiden!

Zu einem Ölgemälde

An den Wurzeln heiliger Eiche
Schwillt ein Lebensquell hervor,
Und so, ohne Nachbar-Gleiche,
Wuchs die edle still empor.
Äste streckt sie, Blätterbüsche
Sonnig über glatte Flut,
Und in ewig grüner Frische
Spiegelt sich des Dankes Glut.

Eins wie's andre

Die Welt ist ein Sardellensalat;
Er schmeckt uns früh, er schmeckt uns spat:
Zitronenscheibchen ringsumher,
Dann Fischlein, Würstlein, und was noch mehr
In Essig und Öl zusammenrinnt,
Kapern, so künftige Blumen sind —
Man schluckt sie zusammen wie ein Gesind.

Beruf des Storches

Der Storch, der sich von Frosch und Wurm
An unserm Teiche nähret,
Was nistet er auf dem Kirchenturm,
Wo er nicht hingehöret?

Dort klappt und klappert er genung,
Verdrießlich anzuhören;
Doch wagt es weder alt noch jung,
Ihm in das Nest zu stören.

Wodurch — gesagt mit Reverenz —
Kann er sein Recht beweisen
Als durch die löbliche Tendenz,
Aufs Kirchendach zu sch . . . . . ?

Da wächst der Wein, wos Faß ist,
Es regnet gern, wos naß ist,
Zu Tauben fliegt die Taube,
Zur Mutter paßt die Schraube,
Der Stöpsel sucht die Flaschen,
Die Zehrung Reisetaschen,
Weil alles, was sich rühret,
Am Schluß doch harmonieret.

Denn das ist Gottes wahre Gift,
Wenn die Blüte zur Blüte trifft;
Deswegen Jungfern und Junggesellen
Im Frühling sich gar gebärdig stellen.

Hans Liederlich

Ein Glas zu dem Schmatz,
Nun, das schlürft sich so süß!
Versauf ich die Schuh,
So behalt ich die Füß.
A Maid und a Wein,
Musik und Gesang:
I wollt i, so hätt i's
Das Leben entlang.

Wenn ich scheid aus diesem Elend
Und laß hinter mir ein Testament,

So wird daraus nur ein Zank
Und weiß mirs niemand keinen Dank.
Alles verzehrt vor seinem End:
Das macht ein richtig Testament.

Der Kamerade

Ein Glas zu dem Schmatz,
Nun, das schlürft sich so süß!
Behaltst du die Schuh,
Nun, so schonst du die Füß.
A Maid und a Wein,
Musik und Gesang:
Bezahl sie, so hast sie
Das Leben entlang!

Laßt geschaffne Ritter kämpfen,
Reiche retten, Feinde dämpfen,
Wie so manche Lanze brach.
Tilget, edle Legionen,
Tief bedrängter Nationen
Lang ertragne dumpfe Schmach!

Listges Weichen, falsche Flucht,
Waffen gegen Eifersucht,
Mächtiger als Lanz und Stahl.
Mußt dich ja des Trugs nicht schämen:
Leisetreten, klug Benehmen,
Sie betören den Rival.

Alter Feuersegen

Es ging ein Knäblein wohl über das Land,
Ein gülden Buch trug es in seiner Hand.
Es konnte lesen, es konnte schreiben,
Alle schwere Gewitter konnt es vertreiben.

Es sahe wohl einen Haushalt abbrinnen:
Ach, wieviel arme Leute wohnen drinnen! —
Ach, ich bitte dich, du allerhöchste Feuersglut,
Daß du nicht weitern Schaden tust,
Daß du stillestehest
Und auch nicht weitergehest.
Er ging wohl um das Haus —
Das Feuer war aus.

Ein Aber dabei

Es wäre schön, was Guts zu kauen,
Müßte man es nur nicht auch verdauen;
Es wäre herrlich, genug zu trinken,
Tät einem nur nicht Kopf und Knie sinken;
Hinüberzuschießen, das wären Possen,
Würde nur nicht wieder herübergeschossen;
Und jedes Mädchen wär gern bequem,
Wenn nur eine andre ins Kindbett käm.

Senior

Solo

Hört mir zu mit gutem Willen,
Auch auf Tadel seid gefaßt!
Euer Schreien, euer Brüllen
Ist mir lange schon verhaßt.

Sitz ich immer, euer Alter,
Bei dem widerlichen Klang,
Stimmet doch einmal den Psalter
Zu harmonischem Gesang.

Chor

Unisono

Wir probierens, guter Alter,
Mäßigen der Stimme Klang.
Schlage du nur selbst den Psalter
Zu harmonischem Gesang!

Müde bin ich des Widersprechens,
Des ewigen Lanzenbrechens,
Muß doch das Feld am Ende räumen.
Muse besänftige deinen Zorn! —
Laß mich den Traum des Lebens träumen,
Nur nicht mit Creuzer und Schorn!

Und warum geht es nicht
In solchen Sachen?
Es meinet jedermann,
Er könn es machen;
Und wenn ers machen soll,
Kann ers nicht machen.

Es ist ein schlechter Zeitvertreib,
Ramdohr- und Speth- und Schreibergeschreib;
Was sie alles gegen mich sagen,
Wird wohl am Abend vorgetragen.
Wie nickt das Haupt, wie schmeckt die Ruh,
Kommt nun noch Atterbom dazu.

*

Derselbe setzt sich zu Gericht,
Hat gar eine eigne Kunstgeschicht.
. . . .
. . . .
Das hören wir alles ohne Scherz
In jener Gesellschaft für Geist und Herz.

Etwas ist er, muß auch was scheinen,
Denn immer etwas ist der Schein;
Nun aber in der „Allgemeinen"
Wird er doch immer mehr gemein.

Verwandte sind sie von Natur,
Der Frischling und das Ferkel;
So ist Herr Menzel endlich nur
Ein potenzierter Merkel.

Mystische Erwiderung

Aus düstern Klosterhallen schallen
Verhaltne Seufzer und verhallen
An unsres Herzens Bebewand;
Dann soll auch unter Purpurthronen,
Safrangehängen prächtig wohnen,
Dem du ein Auge zugewandt.

Alldort empfangen uns begeistet
Geschmacksgerüche; wer erdreistet
Des Doppelpaares hohen Preis?
Doch Kutt und Purpur sind ergetzlich
Gerüche, Schmäcke überschätzlich
Dem, der sich deine Gnade weiß.

Steine sind zwar kalt und schwer,
Doch das Herz ist frei und leicht.
Kommt ein Stein von Osten her,
Doppelt ist der Wunsch erreicht;
Denn es ist ganz einerlei,
Wo und wie das Herz empfindet,
Das, empfänglich, heiter, frei,
Sich auch wohl am Stein entzündet.

Ein rascher Sinn, der keinen Zweifel hegt,
Stets denkt und tut und niemals überlegt;
Ein treues Herz, das wie empfängt, so gibt,
Genießt und mitteilt, lebt, indem es liebt;
Froh glänzend Auge, Wange frisch und rot,
Nie schön gepriesen, hübsch bis in den Tod.

Da blickt ich ihn noch manchmal freundlich an
Und habe leidend viel für ihn getan.
Indes mein armes Herz im stillen brach,
Da sagt ich mir: Bald folgst du ihnen nach!
Ich trug des Hauses nun zu schwere Last,
Um seinetwillen nur ein Erdengast.

An . . . . .

Eile zu ihr,
Klein und gedrängt!
Ach, was an dir
Für Erinnerung hängt!

An Karl Ludwig v. Knebel

Völligen Unsinn siegelt ich hier, geschriebnes Geschreibe;
Öffn' es nicht, sonst schwirrt Käfer auf Käfer umher.

An den verehrlichen Frauenverein

Mariens Huld und Anmut wollt ich schauen
Und zarter Sorgfalt glückliches Gedeihn;
Da sah ich euer Wirken, edle Frauen,
Der Fürstentugend lichten Widerschein,
Und mich ergriffs, mit fröhlichem Vertrauen
Dem guten Zweck ein kleines Lied zu weihn.
Es sei ein Talisman in euren Händen,
Der Herzen aufschließt, reichlicher zu spenden.

Große Leidenschaft waltet allda!
Fängt an vom würdigen A-papa,
Geht über auf Sohn und Töchter besunder;
Deshalb ist es kein großes Wunder,
Daß solch ein wunderlich Gelüste
Sich auch im Enkel, Urenkel brüste.
Was ist es aber? Es ist ein Geblüt,
Das sämtliche Geschlechter zieht;

's ist eben, was wir nie vergessen:
Saure Beeren, unerfreulich zu essen;
Sind sie aber verständig gekocht,
Mit mächtigem Zucker unterjocht,
Da können sie wohl schmackhaft heißen.
Drum will ich die Aïeule preisen,
Die mir so sauer-süßes Gut
Zur Fülle gegeben treugemut.
Der Wolf hingegen verzieht ein Gesicht,
Dergleichen mag er diesmal nicht.

Das Gute zu bewirken ungeduldig,
Reiner Vernunft, nüchternen Sinns,
Selbstüberwindung ihm der höchste Sieg.
Nur kunstbemüht zu bergen seinen Wert,
Fern seiner Seele Leidenschaft und Stolz,
Festhaltend nur dem Edlen Eigenes,
Unergriffenen, still bestehenden Gemüts.
So fest wie sanft, so streng und so gelinde,
Der Himmel nahm ihn als geprüftes Gold.
So steigt der Heilge, wenn der Irdsche ruht.

Mein Beichtiger, mein Beichtiger,
Mein Beichtiger sagt: Bruder,
Für deine Sünden faste mir
Den vollen langen Tag!

Marguita doch, Marguita doch,
Marguita sagt, mein Schätzchen:
Komm, abends komm, zum Essen komm,
Der Teufel hole den Beichtiger!

An . . . . .

Ohne deine süßen Worte
Wären meine nichts gewesen.

Sollte dir die schönsten Zweige
Dieses heitern Kranzes geben.

Nimm ihn ganz, er ist unteilbar!

Bin ich mir selber
Einzig genügsam,
Nicht will ich Goldes
Noch der Ehre Lohn;
Selbst das Umleuchten
Wetterleuchtenden Ruhmes
Schwindet ins Dunkel.

Nur im Widerschein das Schöne
Sehen, lieben und begehren,
Ist denn das so große Schuld?

Wo kämen denn die Perlen her,
Wenn der Himmel nicht weinte?

Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren,
Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären.

VII

Autochthonisch, autodidaktisch
Lebst du so hin, verblendete Seele!
Komm nur heran, versuche dich! Praktisch
Merkst du verdrießlich, wies überall fehle.

„Ich hielt mich stets von Meistern entfernt;
Nachtreten wäre mir Schmach!
Hab alles von mir selbst gelernt.“ –
Es ist auch darnach!

Niemand wird sich selber kennen,
Sich von seinem Selbst-Ich trennen;
Doch probier er jeden Tag,
Was nach außen endlich, klar,
Was er ist und was er war,
Was er kann und was er mag.

Wie sind die vielen doch beflissen!
Und es verwirrt sie nur der Fleiß.
Sie möchtens gerne anders wissen
Als einer, der das Rechte weiß.

Verfahre ruhig, still,
Brauchst dich nicht anzupassen;
Nur wer was gelten will,
Muß andre gelten lassen.

Der Würdige, vom Rhein zum Belt
Reist er, die Natur zu ergründen!
Er reise durch die ganze Welt:
Seine Meinung wird er finden.

„Ein neu Projekt ward vorgebracht;
Willst du dich nicht damit befassen?"
Habe schon mal bankrott gemacht;
Nun will ichs andern überlassen.

Wies aber in der Welt zugeht,
Eigentlich niemand recht versteht,
Und auch bis auf den heutigen Tag
Niemand gerne verstehen mag.
Gehabe du dich mit Verstand,
Wie dir eben der Tag zur Hand;
Denk immer: Ists gegangen bis jetzt,
So wird es auch wohl gehen zuletzt.

Es lehrt ein großer Physikus
Mit seinen Schulverwandten:
„Nil luce obscurius!" —
Jawohl! für Obskuranten.

Ich wollte gern sie gelten lassen,
Wenn nur auch andre sie gelten ließen;
Das will aber doch nirgend greifen und fassen —
Warum befaß ich mich mit diesen!

Ich gönnt ihnen gerne Lob und Ehre,
Könnens aber nicht von außen haben.
Sie sehen endlich doch ihre Lehre
In Caffarelli begraben.

„Sag uns doch, warum deine Galle
Immerfort ins Ferne weist?“
Gefühl habt ihr alle,
Aber keinen Geist.

„Warum, o Steuermann, deinen Kiel
Wendest du gerad nach dem Riffe?“
Man begriffe nicht der Toren Ziel,
Wenn man sich nicht selbst begriffe.

Nicht Augenblicke steh ich still
Bei so verstockten Sündern,
Und wer nicht mit mir schreiten will,
Soll meinen Schritt nicht hindern.

Ja! ich rechne mirs zur Ehre,
Wandle fernerhin allein;
Und wenn es ein Irrtum wäre,
Soll es doch nicht eurer sein!

„Wirst nicht bei jedem Wanderschritt
Wie sonst wohl angezogen.“
Ich bringe den Betrug nicht mit,
Drum werd ich nicht betrogen.

Der Dichter freut sich am Talent,
An schöner Geistesgabe;
Doch wenns ihm auf die Nägel brennt,
Begehrt er irdischer Habe.
Mit Recht soll der reale Witz
Urenkeln sich erneuern:
Es ist ein irdischer Besitz —
Muß ich ihn doch versteuern!

Was Alte lustig sungen,
Das zwitschern muntre Jungen;
Was tüchtige Herren taten,
Wird Knechten auch geraten;
Was einer kühn geleistet,
Gar mancher sich erdreistet.

Was viele singen und sagen,
Das müssen wir eben ertragen!
Ihr Guten — Großer und Kleiner —
Ihr singt euch müd und matt;
Und es singt doch keiner,
Als was er zu sagen hat.

„Wie hast dus denn so weit gebracht?
Sie sagen, du habest es gut vollbracht!"
Mein Kind! Ich hab es klug gemacht:
Ich habe nie über das Denken gedacht.

Was wir Dichter ins Enge bringen,
Wird von ihnen ins Weite geklaubt.
Das Wahre klären sie in den Dingen,
Bis niemand mehr dran glaubt.

Ein bißchen Ruf, ein wenig Ehre,
Was macht es euch für Not und Pein!
Und wenn ich auch nicht Goethe wäre,
So möcht ich doch nicht . . . . sein.

„Meinst du denn alles, was du sagst?"
Meinst du denn ernstlich, was du fragst?
Wen kümmerts, was ich meine und sage:
Denn alles Meinen ist nur Frage.

Wartet nur! Alles wird sich schicken,
Was man von mir auch denken mag;
Mein Buch bringt es einmal zutag
In usum Delphini mit Lücken.

Den Reimkollegen

Möchte gern lustig zu euch treten,
Ihr macht mirs sauer und wißt nicht wie.
Gibts denn einen modernen Poeten
Ohne Heautontimorumenie?

Wer hätte auf deutsche Blätter acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wäre um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde noch Tag noch Nacht
Und wär ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt ich ihm gar sehr verdacht.

Seid ihr verrückt? Was fällt euch ein,
Den alten Faustus zu verneinen!
Der Teufelskerl muß eine Welt sein,
Dergleichen Widerwärtges zu vereinen.

Ein jeder denkt in seinem Dunst,
Andrer Verdienst sei winzig klein.
Bewahre jeder die Vergunst,
Auf seine Weise toll zu sein.

„Mephisto scheint ganz nah zu sein!"
Es deucht mich fast, er spricht mit ein.
In manchen wunderlichen Stunden
Hat er sich selbst das Maul verbunden;
Doch blickt er über die Binde her,
Als wenn er ein doppelter Teufel wär.

Geiz

Ist der Vater auf Geld ersessen
Und nutzt sogar die Lampenschnuppen,
Kriegen sie den Sohn in die Kluppen;
Juden und Huren, die werdens fressen.

Ich wollt euch große Namen sagen,
Die sollten sich gar sehr beklagen,
Wenn ich sänge, wie ichs meine;
Und doch mein ichs nicht alleine:
Gar manche sind im stillen beflissen,
Bedenken Seele, Gott und Welt
Und sind zufrieden, rein zu wissen,
Was andern mißfällt.

Denk an die Menschen nicht,
Denk an die Sachen!
Da kommt ein junger Mensch,
Wird was draus machen;
Das alte Volk, es ist
Ja selbst nur Sache;
Ich bin nur immer jung,
Daß ich was mache;
Wer jung verbleiben will,
Denk, daß er mache —
Und wenns nicht Kinder sind,
In anderm Fache.

Anstatt daß ihr bedächtig steht,
Versuchts zusammen eine Strecke;
Wißt ihr auch nicht, wohin es geht,
So kommt ihr wenigstens vom Flecke.

Jeder geht zum Theater heraus;
Diesmal es war ein volles Haus;
Er lobt und schilt, wie ers gefühlt:
Er denkt, man habe für ihn gespielt.

Ob ich liebe, ob ich hasse!
Nur soll ich nicht schelten.
Wenn ich die Leute gelten lasse,
Läßt man mich gelten.

Du Narr! Begünstige die Pfuscherei,
So bist du überall zu Hause.

Was waren das für schöne Zeiten:
In Ecclesia mulier taceat!
Jetzt, da eine jegliche Stimme hat,
Was will Ecclesia bedeuten?

Was die Weiber lieben und hassen,
Das wollen wir ihnen gelten lassen;
Wenn sie aber urteilen und meinen,
Da wills oft wunderlich erscheinen.

Und sie in ihrer warmen Sphäre
Fühlt sich behaglich, zierlich, fein;
Da sie nicht ohne den Menschen wäre,
So dünkt sie sich ein Mensch zu sein.

Totengräbers Tochter sah ich gehn:
Ihre Mutter hatte sich an keiner Leiche versehn.

Sich läßt die junge Frau als Heloise malen.
Will sie mit ihrem Manne prahlen?

Die schönen Frauen, jung und alt,
Sind nicht gemacht, sich abzuhärmen;
Und sind einmal die edlen Helden kalt,
So kann man sich an Schluckern wärmen.

Ich ehre mir die Würde der Frauen;
Aber damit sie Würde hätten,
Sollten sie sich nicht alleine betten,
Sollten sich an Männerwürde erbauen.

Ich habe nie mit euch gestritten,
Philister-Pfaffen! Neiderbrut!
Unartig seid ihr wie die Briten,
Doch zahlt ihr lange nicht so gut.

Der Gotteserde lichten Saal
Verdüstern sie zum Jammertal;
Daran entdecken wir geschwind,
Wie jämmerlich sie selber sind.

„Wie bist du so ausgeartet?
Sonst warst du am Abend so herrlich und hehr!"
Wenn man kein Schätzchen erwartet,
Gibts keine Nacht mehr.

Unbesonnenheit ziert die Jugend,
Sie will eben vorwärtsleben:
Der Fehler wird zur Tugend.
Im Alter muß man auf sich acht geben.

„Meinst du es redlich mit solchem Schmerz? —
Geh! Heuchlerisch ist dein Bemühn.“
Der Schauspieler gewinnt das Herz,
Aber er gibt nicht seines hin.

Bist undankbar, so hast nicht recht;
Bist du dankbar, so geht dirs schlecht.
Den rechten Weg wirst nie vermissen,
Handle nur nach Gefühl und Gewissen.

Wen die Dankbarkeit geniert,
Der ist übel dran;
Denke, wer dich erst geführt,
Wer für dich getan!

VIII

Bin ich für 'ne Sache eingenommen,
Die Welt, denk ich, muß mit mir kommen;
Doch welch ein Greuel muß mir erscheinen,
Wenn Lumpe sich wollen mit mir vereinen!

Für und wider zu dieser Stunde
Quengelt ihr schon seit vielen Jahren;
Was ich getan, ihr Lumpenhunde,
Werdet ihr nimmermehr erfahren.

Wie mancher Mißwillige schnuffelt und wittert
Um das von der Muse verliehne Gedicht;
Sie haben Lessing das Ende verbittert —
Mir sollen sies nicht!

Jedem redlichen Bemühn
Sei Beharrlichkeit verliehn.

Jeder Weg zum rechten Zwecke
Ist auch recht in jeder Strecke.

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt immer ein Knecht.

Gut verloren — etwas verloren!
Mußt rasch dich besinnen
Und neues gewinnen.
Ehre verloren — viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen,
Da werden die Leute sich anders besinnen.
Mut verloren — alles verloren!
Da wär es besser: nicht geboren.

Nur wenn das Herz erschlossen,
Dann ist die Erde schön.
Du standest so verdrossen
Und wußtest nicht zu sehn.

Der Philosoph, dem ich so gern vertraue,
Lehrt, wo nicht gegen alle, doch die meisten,
Daß unbewußt wir stets das Beste leisten;
Das glaubt man gern und lebt nun frisch ins Blaue.

Der Dichter schaut in Weltgewühle,
Sieht jeden Menschen mit sich selbst befangen,
Bald heitern Sinns, bald bänglicher Gefühle;
Doch hat er Zwecke. Daß er die erlange,
Sucht er den eignen Weg zum eignen Ziele.
Was das bedeute, merkt er sich und allen,
Und was bedeutet, läßt er sich gefallen.

Gar mancher hat sich ernst beflissen
Und hatte dennoch schlechten Lohn;
Es ist ganz eigen: wenn sie wissen,
So meinen sie, sie wüßten schon.

Erwiderungen

Wie mir dein Buch gefällt? –
Will dich nicht kränken:
Um alles in der Welt
Möchte nicht so denken.

Wie mir dein Buch gefällt?
Ich lasse mirs schenken;
Hie und da in der Welt
Mag man wohl so denken.

Es ist nicht zu schelten,
Man laß es gelten;
Ich aber bin kein Haar
Weiter, als ich war.

Du, der Gefällige,
Warum du so fürchterlich bist? –
Das Zu-Gefällige
Ist ähnlich der List.

Das soll nun auch in meinen Sinn:
Zur Majestät ein Luder!
Mir wird für Schrecken siedend heiß,
Wie meine Haare weiß, so weiß
Ist auch gewiß mein Puder;
Und eine Luder-Königin
Ist auch so weiß wie Puder.

Bist eingeladen! Aber dein Gewinn
Ist nicht beim Schmause.
Wie ich eine Schöne los bin,
Bin gleich zu Hause.

Magst du jemand Feste geben,
Dem du schwer verschuldet?
Kannst du doch mit niemand leben,
Der dich allenfalls nur duldet.

Mir und dir ist niemand hold,
Das ist unser beider Schuld.

„Warum ist denn das Urteil allzu kurz?"
Ein jeder schnuffelt nach dem eignen Furz.
Ich schelt euch nicht, wär es nicht Allgebrauch;
Wenn ichs täte, tätet ihrs denn auch?

Das mußt du als ein Knabe leiden,
Daß dich die Schule tüchtig reckt.
Die alten Sprachen sind die Scheiden,
Darin das Messer des Geistes steckt.

Wer mag denn gleich Vortreffliches hören?
Nur Mittelmäßige sollten lehren.

Viele Kinder, und schöne, werden gezeugt,
Weil sich auch Garstig zu Garstig neigt.
Hier schadet keineswegs das Gesicht:
Denn mit dem Gesichte zeugt man nicht.

Hier aber folgt noch allzu vieles
In meinen Papieren lustigen Spieles;
Da nickt mir ein artig Kind ins Gesicht —
Ich weiß nicht, soll ich? soll ich nicht?

Könnt ich vor mir selber fliehn!
Das Maß ist voll.
Ach! warum streb ich immer dahin,
Wohin ich nicht soll.

Ach! wer doch wieder gesundete!
Welch unerträgliche Schmerzen!
Wie die Schlange, die verwundete,
Krümmt sichs im eignen Herzen.

Zur Strafe, dafür es jeden graut,
Ist der Himmel neben die Hölle gebaut,
Damit die armen verdammten Seelen
Vergeblich horchend baß sich quälen.
Drum, teure Kinder, seid fromm und gut,
Besonders hütet euch für Wankelmut.

Denn freilich sinds dergleichen Kiel und Pfeile,
Die, hin und wider fliegend, würkend zischen,
Gehetzt in Eile, bogenhaft in Weile
In tausendfältgem Wollen sich vermischen.
Man weiß nicht: soll man? oder solls verschieben?
Nur wer sich kennt, der hat das Recht, zu lieben.

Wer lebenslang dir wohlgetan,
Verletzung rechne dem nicht an.

Auch ich verharre meiner Pflicht;
Der Schatten weicht der Sonne nicht.

Eignes Geschick geht mir nicht nah,
Der ich Königinnen weinen sah.

Und ein Gewebe, sollt es ewig sein?
Zerstörts die Magd nicht, reißt die Spinn es selber ein.

Um niemand zu schelten, um niemand zu preisen,
Darf ich euch nur aufs Alte verweisen:
Denn das ist klassisch im echten Sinn,
Was ihr jetzt seid und ich jetzt bin.

Den Dichter könnt ihr mir nicht nehmen,
Den Menschen geb ich euch preis;
Auch der darf sich nicht schämen —
Greift doch an euren Steiß.

Sie werden so lange votieren und schnacken,
Wir sehen endlich wieder Kosaken;
Die haben uns vom Tyrannen befreit,
Sie befrein uns auch wohl von der Freiheit.

Läßt sich einer zur Tafel läuten,
Das Essen hat wenig zu bedeuten.

Kann die Vorsicht größer sein,
Das Unheil zu entfernen?
Ich seh bei hellem Mondenschein
Nachtwächter mit Laternen.

Ämtchen bringen Käppchen,
Ämtchen bringen Läppchen;
Reißen oft die Kappen
Und das Kleid in Lappen!

Die Mächtigen wollte Gott verschönen —
Warum sollt ihnen das Volk nicht frönen?

Wollte Gott die Menschen belehren,
Mußt er ihnen nicht den Rücken kehren;
Und sollten sie auf ihr Bestes passen,
Mußt er sich nicht schlecht behandeln lassen.

Euer Geflüster und leises Fispeln
Mag ich am Ende nicht mehr ertragen.
Nur, stille nur! wenn alle lispeln,
Wird einer es auch am Ende sagen.

Quodlibet

Treib es mit ihm, wie dirs gefällt,
Auch Grobheit wird dir was erwerben.
Er ist der gründlichste Schuft von der Welt,
Man kann es nie mit ihm verderben.

So sehr dir auch der Topf gefällt,
Was nutzen dir zuletzt die Scherben?
Er ist der gründlichste Schuft von der Welt,
Man kann es nicht mehr mit ihm verderben.

Fahre fort im Sündenleben,
Wirst den vier Winden noch Tritte geben.

Wo soviel sich hoffen läßt,
Wird der Abschied ja ein Fest.

Ja, ich schweife schon im Weiten
Dieser Wildnis leicht und froh;
Denn der Liebe sind die Zeiten
Alle gleich und immer so.

Die ihrem Mann allein gewährt vergnügte Stunden —
Ich gehe noch herum! ich hab sie nicht gefunden.

Du nimmst zuletzt doch auch
Für deine Schriften,
So wie es ist der Brauch,
Reichliche Giften.

Man sucht mich von des Meeres Strand,
Von Landes Grenze zu entfernen;
Doch hoff ich sehr, dein Vaterland
Soll mich auch nächstens kennenlernen.

Der Bettler jammert wie der Fürst,
Die Kleinen heulen wie die Großen;
Doch hoff ich, daß du mich so höchlich preisen wirst
Wie meine Vettern, die Franzosen.

Willst du noch die Teufel bannen
Mit dem Fluch aus deutschem Herzen,
Da Tyrannen nach Tyrannen
Mark erdrücken und verscherzen?

Ihr Bestien, ihr wolltet glauben,
Ich sollte höflich sein?
Der Hund, der seine Steine kennt,
Er scheißt auch auf den Stein.

Dem Hülfsbedürftgen immerdar bereit.

J.

Und du versprichst: es gilt für alle Zeit?

R.

Jetzt heiß ich Rom, dann heiß ich Menschlichkeit.

Ein jeder lese, was der eine schrieb,
Ein jeder sage dir: du bist uns lieb.

Gott, heißt es, schied die Finsternis vom Licht,
Doch mocht es ihm nicht ganz gelingen;
Denn wenn das Licht in Farben sich erbricht,
Mußt es vorher die Finsternis verschlingen.

Die beiden lieben sich gar fein,
Mögen nicht ohneeinander sein.
Wie eins im andern sich verliert,
Manch buntes Kind sich ausgebiert.
Betrachte das nur recht mit Lust,
Was Plato von Hell und Dunkel gewußt,
Der, wie uns gegenwärtig klar,
Unter Philosophen keine Katze war.

Wer aber das Licht in Farben will spalten,
Den mußt du für einen Affen halten.
Sie sagens auch nur, weil sies gelernt;
Das Untersuchen ist weit entfernt.

Einer machte das Hokuspokus,
Die andern fandens großen Jokus
Und tanzen nun zu unsrer Plag
Taranteltanz bis auf diesen Tag.

Bei Saadi gedenk ich mich,
Ist hundertsechzehn Jahr alt worden.
Er hat mehr ausgestanden als ich,
Und ich bin doch von seinem Orden.

Es spricht sich aus der stumme Schmerz,
Der Äther klärt sich blau und bläuer,
Da schwebt sie ja, die goldne Leier —
Komm, alte Freundin, komm ans Herz!

IX

„Sag, was enthält die Kirchengeschichte?
Sie wird mir in Gedanken zunichte;
Es gibt unendlich viel zu lesen,
Was ist denn aber das alles gewesen?"

Zwei Gegner sind es, die sich boxen,
Die Arianer und Orthodoxen.
Durch viele Säkla dasselbe geschicht,
Es dauert bis an das Jüngste Gericht.

Mit Kirchengeschichte was hab ich zu schaffen?
Ich sehe weiter nichts als Pfaffen;
Wies um die Christen steht, die Gemeinen,
Davon will mir gar nichts erscheinen.

Ich hätt auch können Gemeinde sagen,
Ebensowenig wäre zu erfragen.

Glaubt nicht, daß ich fasele, daß ich dichte;
Seht hin und findet mir andre Gestalt!
Es ist die ganze Kirchengeschichte
Mischmasch von Irrtum und von Gewalt.

Ihr Gläubigen! Rühmt nur nicht euren Glauben
Als einzigen, wir glauben auch wie ihr.
Der Forscher läßt sich keineswegs berauben
Des Erbteils, aller Welt gegönnt — und mir.

Der Vater ewig in Ruhe bleibt,
Er hat der Welt sich einverleibt.

Der Sohn hat Großes unternommen:
Die Welt zu erlösen, ist angekommen;
Hat gut gelehrt und viel ertragen,
Wie das noch heut in unsern Tagen.

Nun aber kommt der Heilig Geist,
Er wirkt am Pfingsten allermeist.
Woher er kommt, wohin er weht,
Das hat noch niemand ausgespäht.
Sie geben ihm nur kurze Frist,
Da er doch Erst- und Letzter ist.

Deswegen wir treulich, unverstohlen
Das alte Kredo wiederholen:
Anbetend sind wir all bereit
Die ewige Dreifaltigkeit.

Ein Sadduzäer will ich bleiben! —
Das könnte mich zur Verzweiflung treiben,
Wenn von dem Volk, das hier mich bedrängt,
Auch würde die Ewigkeit eingeengt;
Das wäre doch nur der alte Patsch,
Droben gäbs nur verklärten Klatsch.

„Sei nicht so heftig, sei nicht so dumm!
Da drüben bildet sich alles um."

Ich habe nichts gegen die Frömmigkeit,
Sie ist zugleich Bequemlichkeit;
Wer ohne Frömmigkeit will leben,
Muß großer Mühe sich ergeben:
Auf seine eigne Hand zu wandern,
Sich selbst genügen und den andern
Und freilich auch dabei vertraun,
Gott werde wohl auf ihn niederschaun.

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.

Niemand soll ins Kloster gehn,
Als er sei denn wohl versehn
Mit gehörigem Sündenvorrat,
Damit es ihm so früh als spat
Nicht mög am Vergnügen fehlen,
Sich mit Reue durchzuquälen.

Den deutschen Mannen gereichts zum Ruhm,
Daß sie gehaßt das Christentum,
Bis Herrn Karolus leidigem Degen
Die edlen Sachsen unterlegen.
Doch haben sie lange genug gerungen,
Bis endlich die Pfaffen sie bezwungen
Und sie sich unters Joch geduckt;
Doch haben sie immer einmal gemuckt.
Sie lagen nur im halben Schlaf,
Als Luther die Bibel verdeutscht so brav.
Sankt Paulus, wie ein Ritter derb,
Erschien den Rittern minder herb.
Freiheit erwacht in jeder Brust.
Wir protestieren all mit Lust.

„Ist Konkordat und Kirchenplan
Nicht glücklich durchgeführt?"
Ja, fangt einmal mit Rom nur an,
Da seid ihr angeführt.

Wenn auch der Held sich selbst genug ist,
Verbunden geht es doch geschwinder;
Und wenn der Überwundne klug ist,
Gesellt er sich zum Überwinder.

Die reitenden Helden vom festen Land
Haben jetzt gar viel zu bedeuten;
Doch stünd es ganz in meiner Hand,
Ein Meerpferd möcht ich reiten.

Am Jüngsten Tag vor Gottes Thron
Stand endlich Held Napoleon.
Der Teufel hielt ein großes Register
Gegen denselben und seine Geschwister:
War ein wundersam verruchtes Wesen;
Satan fing an, es abzulesen.

Gott Vater, oder Gott der Sohn,
Einer von beiden sprach vom Thron,
Wenn nicht etwa gar der Heilige Geist
Das Wort genommen allermeist:

„Wiederhols nicht vor göttlichen Ohren!
Du sprichst wie die deutschen Professoren.
Wir wissen alles, mach es kurz!
Am Jüngsten Tag ists nur ein . . . .
Getraust du dich, ihn anzugreifen,
So magst du ihn nach der Hölle schleifen."

Ein ewiges Kochen statt fröhlichem Schmaus;
Was soll denn das Zählen, das Wägen, das Grollen?
Bei allem dem kommt nichts heraus,
Als daß wir keine Hexameter machen sollen
Und sollen uns patriotisch fügen,
An Knittelversen uns zu begnügen.

Sagst du „Gott", so sprichst du vom Ganzen;
Sagst du „Welt", so sprichst du von Schranzen.
Hofschranzen sind noch immer die besten —
***schranzen fürchte, die allerletzten.

Epimenides' Erwachen,
letzte Strophe

Verflucht sei, wer nach falschem Rat
Mit überfrechem Mut
Das, was der Korse-Franke tat,
Nun als ein Deutscher tut!
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geh es, trotz Gewalt und Müh,
Ihm und den Seinen schlecht.

Was die Großen Gutes taten,
Sah ich oft in meinem Leben;
Was uns nun die Völker geben,
Deren auserwählte Weisen
Nun zusammen sich beraten,
Mögen unsre Enkel preisen,
Dies erleben.

Sonst, wie die Alten sungen,
So zwitscherten die Jungen;
Jetzt, wie die Jungen singen,
Solls bei den Alten klingen.
Bei solchem Lied und Reigen
Das Beste — ruhn und schweigen.

Calan empfahl sich Alexandern,
Um jenen Rogus zu besteigen;
Der König fragte, so die andern
Des Heeres auch: Was willst du zeigen?

„Nichts zeigen will ich, aber zeigen,
Daß vor dem Könige, dem Heere,
Vor blinkend blitzendem Gewehre
Dem Weisen sichs geziemt zu schweigen."

„Warum denn aber bei unsern Sitzen
Bist du so selten gegenwärtig?“
Mag nicht für langer Weile schwitzen,
Der Mehrheit bin ich immer gewärtig.

Was doch die größte Gesellschaft beut?
Es ist die Mittelmäßigkeit.

Konstitutionell sind wir alle auf Erden:
Niemand soll besteuert werden,
Als wer repräsentiert ist.
Da dem also ist,
Frag ich und werde kühner:
Wer repräsentiert denn die Diener?

Wie alles war in der Welt entzweit,
Fand jeder in Mauern gute Zeit:
Der Ritter duckte sich hinein,
Bauer in Not fands auch gar fein.
Wo kam die schönste Bildung her,
Und wenn sie nicht vom Bürger wär?
Wenn aber sich Ritter und Bauern verbinden,
Da werden sie freilich die Bürger schinden.

Laßt euch mit dem Volk nur ein,
Popularischen! Entschied es,
Wellington und Aristides
Werden bald beiseite sein.

Besonders, wenn die Liberalen
Die Pinsel fassen, kühnlich malen,
Man freut sich am Originalen;

Da zeigt sich nun ein jeder frei:
Er ist von Kindesbeinen tüchtig,
Besieht sich Erd und Himmel richtig,
Sein Urteil ist ihm nur gewichtig,
Die Kunst ist selbst schon Tyrannei.

Ich bin so sehr geplagt
Und weiß nicht, was sie wollen,
Daß man die Menge fragt,
Was einer hätte tun sollen.

Mir ist das Volk zur Last,
Meint es doch dies und das;
Weil es die Fürsten haßt,
Denkt es, es wäre was.

„Warum denn wie mit einem Besen
Wird so ein König hinausgekehrt?"
Wärens Könige gewesen,
Sie stünden alle noch unversehrt.

Geburt und Tod betrachtet ich
Und wollte das Leben vergessen;
Ich armer Teufel konnte mich
Mit einem König messen.

„Der alte reiche Fürst
Blieb doch vom Zeitgeist weit,
Sehr weit!"
Wer sich aufs Geld versteht,
Versteht sich auf die Zeit,
Sehr auf die Zeit!

„Geld und Gewalt, Gewalt und Geld,
Daran kann man sich freuen;
Gerecht- und Ungerechtigkeit,
Das sind nur Lumpereien.“

Die gute Sache kommt mir vor
Als wie Saturn, der Sünder:
Kaum sind sie an das Licht gebracht,
So frißt er seine Kinder.

Grabschrift,
gesetzt von A. v. J.

Verstanden hat er vieles recht,
Doch sollt er anders wollen;
Warum blieb er ein Fürstenknecht?
Hätt unser Knecht sein sollen.

X

Bist du schwach geschäftet,
Kannst dich selbst nicht tragen —
Erst ans Kreuz geheftet,
Dann aufs Rad geschlagen!

Was einer denn wüßte? Was wissen man kann?
Darob verwirrt sich, überwirft sich der Mann.
„Was einer wissen konnte, und was er nun weiß,
Er selber wiß es! Nichts macht ihm dann heiß.“

Willst du wirksam sein,
Bediene dich deiner Kraft:
Jung in Gesellschaft,
Alt allein.

O bleibe ruhigen Bezirken
Treu, deiner Lampe Nachtrevier:
Auf Menschen ist nicht leicht zu wirken,
Doch auf das willige Papier.

Wenn euch vor unserm Namen graut,
Gleichgültig ists, wie er heißt.
Wir haben die Natur mit einem Blick beschaut,
Der Lust und Lieb Sophias beweist.

Kirschkerne wird niemand kauen,
Man kann sie verschlucken, doch nicht verdauen.

Das Haus ist wohl gegründet,
In dem sich ein Knab oder Mägdlein findet,
Das weiß, mit redlichem Bemühn
Der Eltern Fehler zurechtzuziehn.

Es ist nicht hübsch, wenn man den Hof so sehr zum besten hat.
Behüte Gott den Hof! Es gibt auch Land und Stadt.

Maximen und Reflexionen
aus dem Nachlaß

[Über Literatur und Leben]

Jede große Idee, die als ein Evangelium in die Welt tritt, wird dem stockenden pedantischen Volke ein Ärgernis und einem Viel-, aber Leichtgebildeten eine Torheit.

Eine jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung, und wie sie sich zu realisieren beginnt, ist sie kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden.

Dies ist es, was man Ideologie im guten und bösen Sinne genannt hat und warum der Ideolog den lebhaft wirkenden praktischen Tagesmenschen so sehr zuwider war.

Alle unmittelbare Aufforderung zum Ideellen ist bedenklich, besonders an die Weiblein. Wie es auch sei, umgibt sich der einzelne bedeutende Mann mit einem mehr oder weniger religios-moralisch-ästhetischen Serail.

Alle Empiriker streben nach der Idee und können sie in der Mannigfaltigkeit nicht entdecken; alle Theoretiker suchen sie im Mannigfaltigen und können sie darinne nicht auffinden. Beide jedoch finden sich im Leben, in der Tat, in der Kunst zusammen, und das ist so oft gesagt; wenige aber verstehen, es zu nutzen.

Man kann die Nützlichkeit einer Idee anerkennen und doch nicht recht verstehen, sie vollkommen zu nutzen.

Jedem Alter des Menschen antwortet eine gewisse Philosophie. Das Kind erscheint als Realist; denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Äpfel als von dem seinigen. Der Jüngling, von innern Leidenschaften bestürmt, muß auf sich selbst merken, sich vorfühlen: er wird zum Idealisten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden,

hat der Mann alle Ursache; er tut wohl, zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte sei; vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ursache, den Verstand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher sich über eine falsche Wahl zu betrüben habe. Der Greis jedoch wird sich immer zum Mystizismus bekennen; er sieht, daß so vieles vom Zufall abzuhängen scheint: das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unerwartet ins gleiche; so ist es, so war es, und das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war und der da sein wird.

Wir sind naturforschend Pantheisten, dichtend Polytheisten, sittlich Monotheisten.

Den teleologischen Beweis vom Dasein Gottes hat die kritische Vernunft beseitigt; wir lassen es uns gefallen. Was aber nicht als Beweis gilt, soll uns als Gefühl gelten, und wir rufen daher von der Brontotheologie bis zur Niphotheologie alle dergleichen fromme Bemühungen wieder heran. Sollten wir im Blitz, Donner und Sturm nicht die Nähe einer übergewaltigen Macht, in Blütenduft und lauem Luftsäuseln nicht ein liebevoll sich annäherndes Wesen empfinden dürfen?

„Ich glaube einen Gott!“ Dies ist ein schönes, löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.

Wer die Natur als göttliches Organ leugnen will, der leugne nur gleich alle Offenbarung.

„Die Natur verbirgt Gott!“ Aber nicht jedem!

Kepler sagte: „Mein höchster Wunsch ist, den Gott, den ich im Äußern überall finde, auch innerlich, innerhalb meiner, gleichermaßen gewahr zu werden.“ Der edle Mann fühlte sich nicht bewußt, daß eben in dem Augenblicke das Göttliche in ihm mit dem Göttlichen des Universums in genauster Verbindung stand.

Gott, wenn wir hoch stehen, ist alles; stehen wir niedrig, so ist er ein Supplement unsrer Armseligkeit.

Die Kreatur ist sehr schwach; denn sucht sie etwas, findet sies nicht. Stark aber ist Gott; denn sucht er die Kreatur, so hat er sie gleich in seiner Hand.

Glaube ist Liebe zum Unsichtbaren, Vertrauen aufs Unmögliche, Unwahrscheinliche.

Mythologie = Luxe de Croyance.

Was ist Praedestinatio?

Antwort

Gott ist mächtiger und weiser als wir; darum macht er es mit uns nach seinem Gefallen.

Das Christentum steht mit dem Judentum in einem weit stärkern Gegensatz als mit dem Heidentum.

Die christliche Religion ist eine intentionierte politische Revolution, die, verfehlt, nachher moralisch geworden ist.

Es gibt Theologen, die wollten, daß es nur einen einzigen Menschen in der Welt gegeben hätte, den Gott erlöst hätte; denn da hätte es keine Ketzer geben können.

„Die Kirche schwächt alles, was sie anrührt.“

Apokrypha. Wichtig wäre es, das hierüber historisch schon Bekannte nochmals zusammenzufassen und zu zeigen, daß gerade jene apokryphischen Schriften, mit denen die Gemeinden schon die ersten Jahrhunderte unserer Ära überschwemmt wurden und woran unser Kanon jetzt noch leidet, die eigentliche Ursache sind, warum das Christentum in keinem Momente der politischen und Kirchengeschichte in seiner ganzen Schönheit und Reinheit hervortreten konnte.

Die Ohrenbeichte im besten Sinne ist eine fortgesetzte Katechisation der Erwachsnen.

In Neu-York, sagt man, finden sich neunzig christliche Kirchen abweichender Konfession, und nun wird diese Stadt besonders seit Eröffnung des Eriekanals überschwenglich reich. Wahrscheinlich ist man der Überzeugung, daß religiose Gedanken und Gefühle, von welcher besondern Art sie auch seien, dem beruhigenden Sonntag angehören, angestrengte Tätigkeit, von frommen Gesinnungen begleitet, den Werkeltagen.

Wenn ein gutes Wort eine gute Statt findet, so findet ein frommes Wort gewiß noch eine bessere.

Alles kommt bei der Mission darauf an, daß der rohe sinnliche Mensch gewahr wird, daß es eine Sitte gebe; daß der leidenschaftliche ungebändigte merkt, daß er Fehler begangen hat, die er sich selbst nicht verzeihen kann. Die erste führt zur Annahme zarter Maximen, das letzte auf Glauben einer Versöhnung. Alles Mittlere von zufällig scheinenden Übeln wird einer weisen, unerforschlichen Führung anheimgegeben.

Wo Lampen brennen, gibts Ölflecken, wo Kerzen brennen, gibts Schnuppen; die Himmelslichter allein erleuchten rein und ohne Makel.

„Vollkommenheit ist die Norm des Himmels; Vollkommenes wollen die Norm des Menschen."

Pflicht: wo man liebt, was man sich selbst befiehlt.

Der rechtliche Mensch denkt immer, er sei vornehmer und mächtiger, als er ist.

Alle Gesetze sind Versuche, sich den Absichten der moralischen Weltordnung im Welt- und Lebenslaufe zu nähern.

Es ist besser, es geschehe dir unrecht, als die Welt sei ohne Gesetz. Deshalb füge sich jeder dem Gesetze.

Es ist besser, daß Ungerechtigkeiten geschehn, als daß sie auf eine ungerechte Weise gehoben werden.

Nero hätte in den vier Jahren, die das Interregnum dauerte — so nenne ich die Regierungen des Galba, Otho, Vitellius — nicht so viel Unheil stiften können, als nach seiner Ermordung über die Welt gekommen.

Wäre es Gott darum zu tun gewesen, daß die Menschen in der Wahrheit leben und handeln sollten, so hätte er seine Einrichtung anders machen müssen.

Man könnte zum Scherze sagen, der Mensch sei ganz aus Fehlern zusammengesetzt, wovon einige der Gesellschaft nützlich, andre schädlich, einige brauchbar, einige unbrauchbar gefunden werden. Von jenen spricht man Gutes: nennt sie Tugenden; von diesen Böses: nennt sie Fehler.

Nicht allein das Angeborene, sondern auch das Erworbene ist der Mensch.

Unsre Eigenschaften müssen wir kultivieren, nicht unsre Eigenheiten.

Charakter im großen und kleinen ist, daß der Mensch demjenigen eine stete Folge gibt, dessen er sich fähig fühlt.

Man sieht gleich, wo die zwei notwendigsten Eigenschaften fehlen: Geist und Gewalt.

Unsre Meinungen sind nur Supplemente unsrer Existenz. Wie einer denkt, daran kann man sehn, was ihm fehlt. Die leersten Menschen halten sehr viel auf sich, treffliche sind mißtrauisch, der Lasterhafte ist frech, und der Gute ist ängstlich. So setzt sich alles ins Gleichgewicht; jeder will ganz sein oder es vor sich scheinen.

Historisch betrachtet, erscheint unser Gutes in mäßigem Lichte und unsere Mängel entschuldigen sich.

Der liebt nicht, der die Fehler des Geliebten nicht für Tugenden hält.

Man kann niemand lieben, als dessen Gegenwart man sicher ist, wenn man sein bedarf.

Man kennt nur diejenigen, von denen man leidet.

Man beobachtet niemand als die Personen, von denen man leidet. Um unerkannt in der Welt umherzugehen, müßte man nur niemand wehe tun.

Mit jemand leben oder in jemand leben ist ein großer Unterschied. Es gibt Menschen, in denen man leben kann, ohne mit ihnen zu leben, und umgekehrt. Beides zu verbinden ist nur der reinsten Liebe und Freundschaft möglich.

Der Mensch kann nur mit seinesgleichen leben und auch mit denen nicht; denn er kann auf die Länge nicht leiden, daß ihm jemand gleich sei.

Es ist besser, man betrügt sich an seinen Freunden, als daß man seine Freunde betrüge.

Wenn ein paar Menschen recht miteinander zufrieden sind, kann man meistens versichert sein, daß sie sich irren.

Der Wolf im Schafpelze ist weniger gefährlich als das Schaf in irgendeinem Pelze, wo man es für mehr als einen Schöps nimmt.

Sage nicht, daß du geben willst, sondern gib! Die Hoffnung befriedigst du nie.

Man würde viel Almosen geben, wenn man Augen hätte, zu sehen, was eine empfangende Hand für ein schönes Bild macht.

Zum Tun gehört Talent, zum Wohltun Vermögen.

Eine gefallene Schreibfeder muß man gleich aufheben, sonst wird sie zertreten.

Es ist keine Kunst, eine Göttin zur Hexe, eine Jungfrau zur Hure zu machen; aber zur umgekehrten Operation, Würde zu geben dem Verschmähten, wünschenswert zu machen das Verworfene, dazu gehört entweder Kunst oder Charakter.

Es gibt keine Lage, die man nicht veredlen könnte durch Leisten oder Dulden.

Dem Verzweiflenden verzeiht man alles, dem Verarmten gibt man jeden Erwerb zu.

Glaube, Liebe, Hoffnung fühlten einst in ruhiger, geselliger Stunde einen plastischen Trieb in ihrer Natur: sie befleißigten sich zusammen und schufen ein liebliches Gebild, eine Pandora im höhern Sinne, die Geduld.

Lüsternheit: Spiel mit dem zu Genießenden, Spiel mit dem Genossenen.

Eitelkeit ist eine persönliche Ruhmsucht: man will nicht wegen seiner Eigenschaften, seiner Verdienste, Taten geschätzt, geehrt, gesucht werden, sondern um seines individuellen Daseins willen. Am besten kleidet die Eitelkeit deshalb eine frivole Schöne.

Dummheit, seinen Feind vor dem Tode, und Niederträchtigkeit, nach dem Siege zu verkleinern.

Die schwer zu lösende Aufgabe strebender Menschen ist, die Verdienste älterer Mitlebenden anzuerkennen und sich von ihren Mängeln nicht hindern zu lassen.

Das radikale Übel: daß jeder gern sein möchte, was er sein könnte, und die übrigen nichts, ja nicht wären.

Ein Mensch zeigt nicht eher seinen Charakter, als wenn er von einem großen Menschen oder irgend von etwas Außerordentlichem spricht. Es ist der rechte Probierstein aufs Kupfer.

Nur solchen Menschen, die nichts hervorzubringen wissen, denen ist nichts da.

Warum man doch ewige Mißreden hört? Sie glauben sich alle etwas zu vergeben, wenn sie das kleinste Verdienst anerkennen.

Vom Verdienste fordert man Bescheidenheit; aber diejenigen, die unbescheiden das Verdienst schmälern, werden mit Behagen angehört.

Dem Menschen ist verhaßt, was er nicht glaubt selbst getan zu haben; deswegen der Parteigeist so eifrig ist. Jeder Alberne glaubt, ins Beste einzugreifen, und alle Welt, die nichts ist, wird zu was.

Egoistische Kleinstädterei, die sich Zentrum deucht.

Es ist niemand fähig, zu denken, daß jemand etwas konstruieren und protegieren möchte, als um Partei zu machen.

Im Laufe des frischen Lebens erduldet man viel, es sei nun vom Veralteten oder Überneuen.

Wie haben sich die Deutschen nicht gebärdet, um dasjenige abzuwehren, was ich allenfalls getan und geleistet habe, und tun sies nicht noch? Hätten sie alles gelten lassen und wären weiter gegangen, hätten sie mit meinem Erwerb gewuchert, so wären sie weiter, wie sie sind.

Daß die Naturforscher nicht durchaus mit mir einig werden, ist bei der Stellung so verschiedener Denkweisen ganz natürlich; die meinige werde ich gleichfalls künftig zu behaupten suchen. Aber auch im ästhetischen und moralischen Felde wird es Mode, gegen mich zu streiten und zu wirken. Ich weiß recht gut, woher und wohin, warum und wozu, erkläre mich aber weiter nicht darüber. Die Freunde, mit denen ich gelebt, für die ich gelebt, werden sich und mein Andenken aufrechtzuerhalten wissen.

Das Urteil können sie verwehren, aber die Wirkung nicht hindern.

Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: sie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.

Die wahre Liberalität ist Anerkennung.

Mit wahrhaft Gleichgesinnten kann man sich auf die Länge nicht entzweien, man findet sich immer wieder einmal zusammen; mit eigent-

lich Widergesinnten versucht man umsonst Einigkeit zu halten, es bricht immer wieder einmal auseinander.

Ich bin mit allen Menschen einig, die mich zunächst angehen, und von den übrigen laß ich mir nichts mehr gefallen, und da ist die Sache aus.

Ich höre das ganze Jahr jedermann anders reden, als ichs meine; warum sollt ich denn auch nicht einmal sagen, wie ich gesinnt bin?

Eine nachgesprochne Wahrheit verliert schon ihre Grazie, aber ein nachgesprochner Irrtum ist ganz ekelhaft.

Das Absurde, Falsche läßt sich jedermann gefallen: denn es schleicht sich ein; das Wahre, Derbe nicht: denn es schließt aus.

Es gibt Menschen, die auf die Mängel ihrer Freunde sinnen; dabei ist nichts zu gewinnen. Ich habe immer auf die Verdienste meiner Widersacher achtgehabt und davon Vorteil gezogen.

Vernünftiges und Unvernünftiges haben gleichen Widerspruch zu erleiden.

Es ist ganz einerlei, ob man das Wahre oder das Falsche sagt: beidem wird widersprochen.

Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf die unsrige nicht achten.

Diejenigen, welche widersprechen und streiten, sollten mitunter bedenken, daß nicht jede Sprache jedem verständlich sei.

Es hört doch jeder nur, was er versteht.

Eine richtige Antwort ist wie ein lieblicher Kuß.

Es gibt viele Menschen, die sich einbilden: was sie erfahren, das verstünden sie auch.

Wer kann sagen, er erfahre was, wenn er nicht ein Erfahrender ist?

Über die wichtigsten Angelegenheiten des Gefühls wie der Vernunft, der Erfahrung wie des Nachdenkens soll man nur mündlich verhandeln. Das ausgesprochene Wort ist sogleich tot, wenn es nicht durch ein folgendes, dem Hörer gemäßes am Leben erhalten wird. Man merke nur auf ein geselliges Gespräch! Gelangt das Wort nicht schon tot zu dem Hörer, so ermordet er es alsogleich durch Widerspruch, Bestimmen, Bedingen, Ablenken, Abspringen, und wie die tausendfältigen Unarten des Unterhaltens auch heißen mögen. Mit dem Geschriebenen ist es noch schlimmer. Niemand mag lesen als das, woran er schon einigermaßen gewöhnt ist; das Bekannte, das Gewohnte verlangt er unter veränderter Form. Doch hat das Geschriebene den Vorteil, daß es dauert und die Zeit abwarten kann, wo ihm zu wirken gegönnt ist.

Was man mündlich ausspricht, muß der Gegenwart, dem Augenblick gewidmet sein; was man schreibt, widme man der Ferne, der Folge.

Man frage nicht, ob man durchaus übereinstimmt, sondern ob man in einem Sinne verfährt.

Nichts Peinlichers habe gefunden, als mit jemand in widerwärtigem Verhältnis zu stehen, mit dem ich übrigens aus einem Sinne gern gehandelt hätte.

Beim Zerstören gelten alle falschen Argumente, beim Aufbauen keineswegs. Was nicht wahr ist, baut nicht.

Die gegenwärtige Welt ist nicht wert, daß wir etwas für sie tun; denn die bestehende kann in dem Augenblick abscheiden. Für die vergangne und künftige müssen wir arbeiten; für jene, daß wir ihr Verdienst anerkennen, für diese, daß wir ihren Wert zu erhöhen suchen.

Wie viele Jahre muß man nicht tun, um nur einigermaßen zu wissen, was und wie es zu tun sei!

Es ist nichts furchtbarer anzuschauen als grenzenlose Tätigkeit ohne Fundament. Glücklich diejenigen, die im Praktischen gegründet sind und sich zu gründen wissen! Hiezu bedarfs aber einer ganz eigenen Doppelgabe.

Wer freudig tut und sich des Getanen freut, ist glücklich.

Es ist nichts inkonsequenter als die höchste Konsequenz, weil sie unnatürliche Phänomene hervorbringt, die zuletzt umschlagen.

Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande.

Mit Ungeduld bestraft sich zehnfach Ungeduld; man will das Ziel heranziehn und entfernt es nur.

Man geht nie weiter, als wenn man nicht mehr weiß, wohin man geht.

Wer sein Leben mit einem Geschäft zubringt, dessen Undankbarkeit er zuletzt einsieht, der haßt es und kann es doch nicht loswerden.

Frage sich doch jeder, mit welchem Organ er allenfalls in seine Zeit einwirken kann und wird!

Ein schäbiges Kamel trägt immer noch die Lasten vieler Esel.

Derjenige, ders allen andern zuvortun will, betrügt sich meist selbst; er tut nur alles, was er kann, und bildet sich dann gefällig vor, das sei so viel und mehr als das, was alle können.

Versuche die eigne Autorität zu fundieren: sie ist überall begründet, wo Meisterschaft ist.

Denke nur niemand, daß man auf ihn als den Heiland gewartet habe!

Wer tätig sein will und muß, hat nur das Gehörige des Augenblicks zu bedenken, und so kommt er ohne Weitläufigkeit durch. Das ist der Vorteil der Frauen, wenn sie ihn verstehen.

Der Augenblick ist eine Art von Publikum: man muß ihn betrügen, daß er glaube, man tue was; dann läßt er uns gewähren und im geheimen fortführen, worüber seine Enkel erstaunen müssen.

Der Tag an und für sich ist gar zu miserabel; wenn man nicht ein Lustrum anpackt, so gibts keine Garbe.

Der Tag gehört dem Irrtum und dem Fehler, die Zeitreihe dem Erfolg und dem Gelingen.

Wer vorsieht, ist Herr des Tags.

Ich verwünsche das Tägliche, weil es immer absurd ist. Nur was wir durch mögliche Anstrengung ihm übergewinnen, läßt sich wohl einmal summieren.

Indes wir, dem Ungeheuren unterworfen, kaum auf- und umschauen, was zu tun sei und wohin wir unser Bestes von Kräften, Tätigkeiten hinwenden sollen, und des höchsten Enthusiasmus bedürftig sind, der nur nachhalten kann, wenn er nicht empirisch ist, nagen zwar keine Lind-, aber Lump-Würme an unsern Täglichkeiten.

Das ganze Leben besteht aus
Wollen und Nicht-Vollbringen,
Vollbringen und Nicht-Wollen.

Wollen und Vollbringen ist nicht der Mühe wert oder verdrießlich, davon zu sprechen.

Das Leben vieler Menschen besteht aus Klatschigkeiten, Tägigkeiten, Intrige zu momentaner Wirkung.

Wenn die Affen es dahin bringen könnten, Langeweile zu haben, so könnten sie Menschen werden.

Dem Klugen kommt das Leben leicht vor, wenn dem Toren schwer, und oft dem Klugen schwer, dem Toren leicht.

Es ist besser, eine Torheit pure geschehen zu lassen, als ihr mit einiger Vernunft nachhelfen zu wollen. Die Vernunft verliert ihre Kraft, indem sie sich mit der Torheit vermischt, und die Torheit ihr Naturell, das ihr oft forthilft.

Mit Gedanken, die nicht aus der tätigen Natur entsprungen sind und nicht wieder aufs tätige Leben wohltätig hinwirken und so in einem mit dem jedesmaligen Lebenszustand übereinstimmenden mannigfaltigen Wechsel unaufhörlich entstehen und sich auflösen, ist der Welt wenig geholfen.

In Rücksicht aufs Praktische ist der unerbittliche Verstand Vernunft, weil der Vernunft Höchstes ist, vis-à-vis des Verstands nämlich, den Verstand unerbittlich zu machen.

Falsche Tendenzen sind eine Art realer Sehnsucht, immer noch vorteilhafter als die falsche Tendenz, die sich als ideelle Sehnsucht ausdrückt.

Alle praktische Menschen suchen sich die Welt handrecht zu machen; alle Denker wollen sie kopfrecht haben. Wieweit es jedem gelingt, mögen sie zusehen.

Die Realen

Was nicht geleistet wird, wird nicht verlangt.

Die Idealen

Was verlangt wird, ist nicht gleich zu leisten.

Im Idealen kommt alles auf die élans, im Realen auf die Beharrlichkeit an.

Das Wunderlichste im Leben ist das Vertrauen, daß andre uns führen werden. Haben wirs nicht, so tappen und tolpen wir unsern eignen Weg hin; haben wirs, so sind wir auch, eh wirs uns versehen, auf das schlechteste geführt.

Die ungeheuerste Kultur, die der Mensch sich geben kann, ist die Überzeugung, daß die andern nicht nach ihm fragen.

Wer hätte mit mir Geduld haben sollen, wenn ichs nicht gehabt hätte?

Die Menschen glauben, daß man sich mit ihnen abgeben müsse, da man sich mit sich selbst nicht abgibt.

Ein gebranntes Kind scheut das Feuer, ein oft versengter Greis scheut sich zu wärmen.

Wieviel vermag nicht die Übung! Die Zuschauer schreien, und der Geschlagne schweigt.

Welcher Gewinn wäre es fürs Leben, wenn man dies früher gewahr würde, zeitig erführe, daß man mit seiner Schönen nie besser steht, als wenn man seinen Rivalen lobt. Alsdann geht ihr das Herz auf, jede Sorge, euch zu verletzen, die Furcht, euch zu verlieren, ist verschwunden: sie macht euch zum Vertrauten, und ihr überzeugt euch mit Freuden, daß ihr es seid, dem die Frucht des Baumes gehört, wenn ihr guten Humor genug habt, anderen die abfallenden Blätter zu überlassen.

Wenn mir eine Sache mißfällt, so laß ich sie liegen oder mache sie besser.

Wer in sich recht ernstlich hinabsteigt, wird sich immer nur als Hälfte finden; er fasse nachher ein Mädchen oder eine Welt, um sich zum Ganzen zu konstituieren, das ist einerlei.

Weiß denn der Sperling, wie dem Storch zumute sei?

Der Tiger, der dem Hirsch begreiflich machen will, wie köstlich es ist, Blut zu schlürfen.

Gesunde Menschen sind die, in deren Leibes- und Geistesorganisation jeder Teil eine vita propria hat.

Daß man gerade nur denkt, wenn man das, worüber man denkt, nicht ausdenken kann!

Wenn weise Männer nicht irrten, müßten die Narren verzweifeln.

Manche sind auf das, was sie wissen, stolz, gegen das, was sie nicht wissen, hoffärtig.

Wer sich in ein Wissen einlassen soll, muß betrogen werden oder sich selbst betrügen, wenn äußere Nötigungen ihn nicht unwiderstehlich bestimmen. Wer würde ein Arzt werden, wenn er alle Unbilden auf einmal vor sich sähe, die seiner warten?

Der Historiker kann und braucht nicht alles aufs Gewisse zu führen; wissen doch die Mathematiker auch nicht zu erklären, warum der Komet von 1770, der in fünf oder eilf Jahren wiederkommen sollte, sich zur bestimmten Zeit noch nicht wieder hat sehen lassen.

Es ist mit der Geschichte wie mit der Natur, wie mit allem Profunden, es sei vergangen, gegenwärtig oder zukünftig: je tiefer man ernstlich eindringt, desto schwierigere Probleme tun sich hervor. Wer sie nicht fürchtet, sondern kühn darauflosgeht, fühlt sich, indem er weiter gedeiht, höher gebildet und behaglicher.

Die Geschichte wie das Universum, das sie repräsentieren soll, hat einen realen und idealen Teil.

Zum idealen Teile gehört der Kredit, zum realen Besitztum physische Macht pp.

Der Kredit ist eine durch reale Leistungen erzeugte Idee der Zuverlässigkeit.

Jeder Besitz ist eine plumpe Sache, und es ist gut, daß darüber abgesprochen werde, ne incerta sint rerum dominia.

Jeder Mensch fühlt sich privilegiert.
Diesem Gefühle widerspricht
1. die Naturnotwendigkeit,
2. die Gesellschaft.

ad 1. Der Mensch kann ihr nicht entgehen, nicht ausweichen, nichts abgewinnen. Nur kann er durch Diät sich fügen und ihr nicht vorgreifen.

ad 2. Der Mensch kann ihr nicht entgehen, nicht ausweichen; aber er kann ihr abgewinnen, daß sie ihn ihre Vorteile mitgenießen läßt, wenn er seinem Privilegiengefühl entsagt.

Der höchste Zweck der Gesellschaft ist Konsequenz der Vorteile, jedem gesichert. Jeder einzelne Vernünftige opfert schon der Konsequenz vieles auf, geschweige die Gesellschaft. Über diese Konsequenz geht fast der momentane Vorteil der Glieder zugrunde.

In der Gesellschaft sind alle gleich. Es kann keine Gesellschaft anders als auf den Begriff der Gleichheit gegründet sein, keineswegs aber auf den Begriff der Freiheit. Die Gleichheit will ich in der Gesellschaft finden; die Freiheit, nämlich die sittliche, daß ich mich subordinieren mag bringe ich mit.

Die Gesellschaft, in die ich trete, muß also zu mir sagen: „Du sollst allen uns andern gleich sein." Sie kann aber nur hinzufügen: „Wir wünschen, daß du auch frei sein mögest", das heißt: Wir wünschen, daß du dich mit Überzeugung, aus freiem, vernünftigem Willen deiner Privilegien begibst.

Gesetzgeber oder Revolutionärs, die Gleichsein und Freiheit zugleich versprechen, sind Phantasten oder Scharlatans.

Eingebildete Gleichheit: das erste Mittel, die Ungleichheit zu zeigen.

Jede Revolution geht auf Naturzustand hinaus, Gesetz- und Schamlosigkeit. (Pikarden, Wiedertäufer, Sansculotten.)

Sobald die Tyrannei aufgehoben ist, geht der Konflikt zwischen Aristokratie und Demokratie unmittelbar an.

Die Menschen sind als Organe ihres Jahrhunderts anzusehen, die sich meist unbewußt bewegen.

Fehler der sogenannten Aufklärung: daß sie Menschen Vielseitigkeit gibt, deren einseitige Lage man nicht ändern kann.

Vor der Revolution war alles Bestreben, nachher verwandelte sich alles in Forderung.

In einigen Staaten ist infolge der erlebten heftigen Bewegungen fast in allen Richtungen eine gewisse Übertreibung im Unterrichtswesen eingetreten, dessen Schädlichkeit in der Folge allgemeiner eingesehen, aber jetzt schon von tüchtigen, redlichen Vorstehern solcher Anstalten vollkommen anerkannt ist. Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie dasjenige, was sie amts- und vorschriftsgemäß lehren und überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten.

Es ist nichts trauriger anzusehn als das unvermittelte Streben ins Unbedingte in dieser durchaus bedingten Welt; es erscheint im Jahre 1830 vielleicht ungehöriger als je.

Einen gerüsteten, auf die Defensive berechneten Zustand kann kein Staat aushalten.

Ob eine Nation reif werden könne, ist eine wunderliche Frage. Ich beantworte sie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten. Da aber die Jugend vorlaut, das Alter aber kleinlaut ewig sein wird, so ist der eigentlich reife Mann immer zwischen beiden geklemmt und wird sich auf eine wunderliche Weise behelfen und durchhelfen müssen.

Das große Recht, nicht etwa nur in seinen Privatangelegenheiten — denn das weiß ein jeder — sondern auch in öffentlichen verständig, ja vernünftig zu sein.

Majestät ist das Vermögen, ohne Rücksicht auf Belohnung oder Bestrafung recht oder unrecht zu handeln.

Herrschen und genießen geht nicht zusammen. Genießen heißt, sich und andern in Fröhlichkeit angehören; herrschen heißt, sich und anderen im ernstlichsten Sinne wohltätig sein.

Herrschen lernt sich leicht, regieren schwer.

Wer klare Begriffe hat, kann befehlen.

Was von seiten der Monarchen in den Zeitungen gedruckt wird, nimmt sich nicht gut aus; denn die Macht soll handeln und nicht reden. Was die Liberalen vorbringen, läßt sich immer lesen; denn der Übermächtigte, weil er nicht handeln kann, mag sich wenigstens redend äußern. „Laßt sie singen, wenn sie nur bezahlen!" sagte Mazarin, als man ihm die Spottlieder auf eine neue Steuer vorlegte.

Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht gelesen hat und man liest sie alsdann zusammen, so zeigt sich erst, wieviel Zeit man mit diesen Papieren verdirbt. Die Welt war immer in Parteien geteilt, besonders ist sie es jetzt, und während jedes zweifelhaften Zustandes kirrt der Zeitungsschreiber eine oder die andere Partei mehr oder weniger und nährt die innere Neigung und Abneigung von Tag zu Tag, bis zuletzt Entscheidung eintritt und das Geschehene wie eine Gottheit angestaunt wird.

In den Zeitungen ist alles Offizielle geschraubt, das übrige platt.

Nach Preßfreiheit schreit niemand, als wer sie mißbrauchen will.

Die Deutschen der neueren Zeit haben nichts anders für Denk- und Preßfreiheit gehalten, als daß sie sich einander öffentlich mißachten dürfen.

Die Deutschen der alten Zeit freute nichts, als daß keiner dem andern gehorchen durfte.

Gerechtigkeit: Eigenschaft und Phantom der Deutschen.

Der echte Deutsche bezeichnet sich durch mannigfaltige Bildung und Einheit des Charakters.

Die Engländer werden uns beschämen durch reinen Menschenverstand und guten Willen, die Franzosen durch geistreiche Umsicht und praktische Ausführung.

Der Deutsche soll alle Sprachen lernen, damit ihm zu Hause kein Fremder unbequem, er aber in der Fremde überall zu Hause sei.

Die Gewalt einer Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt.

Ich verfluche allen negativen Purismus, daß man ein Wort nicht brauchen soll, in welchem eine andre Sprache Vieles oder Zarteres gefaßt hat.

Meine Sache ist der affirmative Purismus, der produktiv ist und nur davon ausgeht: Wo müssen wir umschreiben und der Nachbar hat ein entscheidendes Wort?

Der pedantische Purismus ist ein absurdes Ablehnen weiterer Ausbreitung des Sinnes und Geistes. (Z. B. das englische Wort grief.)

Kein Wort steht still, sondern es rückt immer durch den Gebrauch von seinem anfänglichen Platz, eher hinab als hinauf, eher ins Schlechtere als ins Bessere, ins Engere als Weitere, und an der Wandelbarkeit des Worts läßt sich die Wandelbarkeit der Begriffe erkennen.

Philologen: Apollo Sauroktonos, immer mit dem spitzen Griffelchen in der Hand aufpassend, eine Eidechse zu spießen.

Es ist kein großer Unterschied, ob ich eine korrekte Stelle falsch verstehe oder ob ich einer korrupten irgendeinen Sinn unterlege. Das letzte ist für den einzelnen vorteilhafter als das erste. Es wird eine Privatemendation, wodurch er für seinen Geist gewinnt, was jene für den Buchstaben gewonnen.

Was man Mode heißt, ist augenblickliche Überlieferung. Alle Überlieferung führt eine gewisse Notwendigkeit mit sich, sich ihr gleichzustellen.

Wenn man älter wird, muß man mit Bewußtsein auf einer gewissen Stufe stehen bleiben.

Es ziemt sich dem Bejahrten weder in der Denkweise noch in der Art, sich zu kleiden, der Mode nachzugehen.

Aber man muß wissen, wo man steht und wohin die andern wollen.

Es ist mit den Jahren wie mit den Sibyllinischen Büchern: je mehr man ihrer verbrennt, desto teurer werden sie.

Die jungen Leute sind neue Aperçus der Natur.

Wenn die Jugend ein Fehler ist, so legt man ihn sehr bald ab.

In der Jugend bald die Vorzüge des Alters gewahr zu werden, im Alter die Vorzüge der Jugend zu erhalten, beides ist nur ein Glück.

Es betrügt sich kein Mensch, der in seiner Jugend noch so viel erwartet. Aber wie er damals die Ahndung in seinem Herzen empfand, so muß er auch die Erfüllung in seinem Herzen suchen, nicht außer sich.

„Ich bin über die Wurzeln des Baums gestolpert, den ich gepflanzt hatte.“ Das muß ein alter Forstmann gewesen sein, der dies gesagt hat.

Daß der Mensch zuletzt Epitomator von sich selbst wird! Und dahin zu gelangen, ist schon Glück genug.

Eltern und Kindern bleibt nichts übrig, als entweder vor- oder hintereinander zu sterben, und man weiß am Ende nicht, was man vorziehen sollte.

Wenn ich an meinen Tod denke, darf ich, kann ich nicht denken, welche Organisation zerstört wird.

In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn; man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.

Höchst merkwürdig ist, daß von dem menschlichen Wesen das Entgegengesetzte übrigbleibt: Gehäus und Gerüst, worin und womit sich der Geist hienieden genügte, sodann aber die idealen Wirkungen, die in Wort und Tat von ihm ausgingen.

Ein ausgesprochnes Wort fordert sich selbst wieder.

Mystik: eine unreife Poesie, eine unreife Philosophie; Poesie: eine reife Natur; Philosophie: eine reife Vernunft.

Poesie deutet auf die Geheimnisse der Natur und sucht sie durchs Bild zu lösen; Philosophie deutet auf die Geheimnisse der Vernunft und sucht sie durchs Wort zu lösen (Naturphilosophie, Experimentalphilosophie); Mystik deutet auf die Geheimnisse der Natur und Vernunft und sucht sie durch Wort und Bild zu lösen.

Bildliche Vorstellung: Reich der Poesie; hypothetische Erklärung: Reich der Philosophie.

Das Wahre (Allgemeine), das wir erkennen und festhalten; das Leidenschaftliche (Besondere), das uns hindert und festhält; das Dritte, Rednerische, schwankend zwischen Wahrheit und Leidenschaft.

Die Laune ist ein Bewußtloses und beruht auf der Sinnlichkeit. Es ist der Widerspruch der Sinnlichkeit mit sich selbst.

Der Humor entsteht, wenn die Vernunft nicht im Gleichgewicht mit den Dingen ist, sondern entweder sie zu beherrschen strebt und nicht damit zustande kommen kann: welches der ärgerliche oder üble Humor ist, oder sich ihnen gewissermaßen unterwirft und mit sich spielen läßt, salvo honore: welches der heitre Humor oder der gute ist. Sie läßt sich gut symbolisieren durch einen Vater, der sich herabläßt, mit seinen Kindern zu spielen, und mehr Spaß einnimmt als ausgibt. In diesem Falle spielt die Vernunft den Goffo, im ersten Falle den Moroso.

Das Genie übt eine Art Ubiquität aus, ins allgemeine vor, ins besondere nach der Erfahrung.

Das Glück des Genies: wenn es zu Zeiten des Ernstes geboren wird.

Große Talente sind das schönste Versöhnungsmittel.

Das Genie mit Großsinn sucht seinem Jahrhundert vorzueilen; das Talent aus Eigensinn möchte es oft zurückhalten.

Der Scharfsinn verläßt geistreiche Männer am wenigsten, wenn sie unrecht haben.

Das Fürchterlichste ist, wenn platte, unfähige Menschen zu Phantasten sich gesellen.

Man kann sich nicht verleugnen, daß die deutsche Welt, mit vielen guten, trefflichen Geistern geschmückt, immer uneiniger, unzusammenhängender in Kunst und Wissenschaft, sich auf historischem, theoretischem und praktischem Wege immer mehr verirrt und verwirrt.

Sähe man Kunst und Wissenschaft nicht als ein Ewiges, in sich selbst Lebendig-Fertiges verehrend an, das im Zeitverlaufe nur Vorzüge und Mängel durcheinandermischt, so würde man selbst irre werden und sich betrüben, daß Reichtum in eine solche Verlegenheit setzen kann.

Was ist das für eine Zeit, wo man die Begrabenen beneiden muß!

Was nicht originell ist, daran ist nichts gelegen, und was originell ist, trägt immer die Gebrechen des Individuums an sich.

Wers nicht besser machen kann, machts wenigstens anders; Zuhörer und Leser, in herkömmlicher Gleichgültigkeit, lassen dergleichen am liebsten gelten.

Man spricht so viel von Geschmack: der Geschmack besteht in Euphemismen. Diese sind Schonungen des Ohrs mit Aufregung des Sinnes.

Das Publikum will wie Frauenzimmer behandelt sein: man soll ihnen durchaus nichts sagen, als was sie hören möchten.

Das Publikum beklagt sich lieber unaufhörlich, übel bedient worden zu sein, als daß es sich bemühte, besser bedient zu werden.

Der mittelmäßigste Roman ist immer noch besser als die mittelmäßigen Leser, ja der schlechteste partizipiert etwas von der Vortrefflichkeit des ganzen Genres.

Es gibt empirische Enthusiasten, die, obgleich mit Recht, an neuen guten Produkten, aber mit einer Ekstase sich erweisen, als wenn sonst in der Welt nichts Vorzügliches zu sehen gewesen wäre.

Ein großes Unheil entspringt aus den falschen Begriffen der Menge, weil der Wert vorhandener Werke gleich verkannt wird, wenn sie nicht im kurrenten Vorurteil mit einbegriffen sind.

Innerhalb einer Epoche gibt es keinen Standpunkt, eine Epoche zu betrachten.

Keine Nation hat ein Urteil als über das, was bei ihr getan und geschrieben ist. Man könnte dies auch von jeder Zeit sagen.

Wahre, in alle Zeiten und Nationen eingreifende Urteile sind sehr selten.

Keine Nation hat eine Kritik als in der Maße, wie sie vorzügliche, tüchtige und vortreffliche Werke besitzt.

Zu berichtigen verstehen die Deutschen, nicht nachzuhelfen.

Die Kritik erscheint wie Ate: sie verfolgt die Autoren, aber hinkend.

Das Wahre, Gute und Vortreffliche ist einfach und sich immer gleich, wie es auch erscheine. Das Irren aber, das den Tadel hervorruft, ist höchst mannigfaltig, in sich selbst verschieden und nicht allein gegen das Gute und Wahre, sondern auch gegen sich selbst kämpfend, mit sich selbst in Widerspruch. Daher müssen in jeder Literatur die Ausdrücke des Tadels die Worte des Lobes überwiegen.

Bei den Griechen, deren Poesie und Rhetorik einfach und positiv war, erscheint die Billigung öfter als die Mißbilligung; bei den Lateinern hingegen ist es umgekehrt, und je mehr sich Poesie und Redekunst verdirbt, desto mehr wird der Tadel wachsen und das Lob sich zusammenziehen.

Die Literatur verdirbt sich nur in dem Maße, als die Menschen verdorbener werden.

Klassisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke.

Ovid blieb klassisch auch im Exil: er sucht sein Unglück nicht in sich, sondern in seiner Entfernung von der Hauptstadt der Welt.

Das Romantische ist schon in seinen Abgrund verlaufen, das Gräßlichste der neuern Produktionen ist kaum noch gesunkener zu denken.

Engländer und Franzosen haben uns darin überboten. Körper, die bei Leibesleben verfaulen und sich in detaillierter Betrachtung ihres Verwesens erbauen; Tote, die zum Verderben anderer am Leben bleiben und ihren Tod am Lebendigen ernähren — dahin sind unsere Produzenten gelangt!

Im Altertum spuken dergleichen Erscheinungen nur vor wie seltene Krankheitsfälle, bei den Neuern sind sie endemisch und epidemisch geworden.

Sakuntala. Hier erscheint der Dichter in seiner höchsten Funktion; als Repräsentant des natürlichsten Zustandes, der feinsten Lebensweise, des reinsten sittlichen Bestrebens, der würdigsten Majestät und der ernstesten Gottesverehrung wagt er sich in gemeine und lächerliche Gegensätze.

Jemand sagte: „Was bemüht ihr euch um den Homer? Ihr versteht ihn doch nicht." Darauf antwortet ich: Versteh ich doch auch Sonne, Mond und Sterne nicht; aber sie gehen über meinem Haupt hin, und ich erkenne mich in ihnen, indem ich sie sehe und ihren regelmäßigen wunderbaren Gang betrachte, und denke dabei, ob auch wohl etwas aus mir werden könnte.

Daß die bildende Kunst in der Ilias auf einer so hohen Stufe erscheint, möchte wohl ein Argument für die Modernität des Gedichtes abgeben.

Die Modernen sollen nur Lateinisch schreiben, wenn sie aus nichts etwas zu machen haben. Umgekehrt machen sie ihr weniges Etwas immer zu nichts.

Die lateinische Sprache hat eine Art von Imperativus der Autorschaft.

Zu den glücklichen Umständen, welche Shakespeares gebornes großes Talent frei und rein entwickelten, gehört auch, daß er Protestant war; er hätte sonst wie Kalidasa und Calderon Absurditäten verherrlichen müssen.

Heinrich der Vierte, von Shakespeare. Wenn alles verloren wäre, was je dieser Art geschrieben zu uns gekommen, so könnte man Poesie und Rhetorik daraus vollkommen wiederherstellen.

Um die alten abgeschmacktesten locos communes der Menschheit durchzupeitschen, hat Klopstock Himmel und Hölle, Sonne, Mond und Sterne, Zeit und Ewigkeit, Gott und Teufel aufgeboten.

Schmidt von Werneuchen ist der wahre Charakter der Natürlichkeit. Jedermann hat sich über ihn lustig gemacht, und das mit Recht; und doch hätte man sich über ihn nicht lustig machen können, wenn er nicht als Poet wirkliches Verdienst hätte, das wir an ihm zu ehren haben.

Eulenspiegel. Alle Hauptspäße des Buchs beruhen darauf, daß alle Menschen figürlich sprechen und Eulenspiegel es eigentlich nimmt.

Märchen: das uns unmögliche Begebenheiten unter möglichen oder unmöglichen Bedingungen als möglich darstellt.

Roman: der uns mögliche Begebenheiten unter unmöglichen oder beinahe unmöglichen Bedingungen als wirklich darstellt.

Der Romanheld assimiliert sich alles; der Theaterheld muß nichts Ähnliches in allem dem finden, was ihn umgibt

Einen wundersamen Anblick geben des Aristoteles Fragmente des Traktats über Dichtkunst. Wenn man das Theater in- und auswendig kennt wie unsereiner, der einen bedeutenden Teil des Lebens auf diese Kunst verwendet und selbst viel darin gearbeitet hat, so sieht man erst, daß man sich vor allen Dingen mit der philosophischen Denkart des Mannes bekannt machen müßte, um zu begreifen, wie er diese Kunsterscheinung angesehen habe; außerdem verwirrt er unser Studium nur, wie denn die moderne Poetik das Alleräußerlichste seiner Lehre nur zu ihrem Verderben anwendet und angewendet hat.

Des tragischen Dichters Aufgabe und Tun ist nichts anders, als ein psychisch-sittliches Phänomen, in einem faßlichen Experiment dargestellt, in der Vergangenheit nachzuweisen.

Was man Motive nennt, sind also eigentlich Phänomene des Menschengeistes, die sich wiederholt haben und wiederholen werden und die der Dichter nur als historische nachweist.

Ein dramatisches Werk zu verfassen, dazu gehört Genie. Am Ende soll die Empfindung, in der Mitte die Vernunft, am Anfang der Verstand vorwalten und alles gleichmäßig durch eine lebhaft-klare Einbildungskraft vorgetragen werden.

Es ist nichts theatralisch, was nicht für die Augen symbolisch wäre.

Die gewöhnlichen Theaterkritiken sind unbarmherzige Sündenregister, die ein böser Geist vorwurfsweise den armen Schächern vorhält, ohne hülfreiche Hand zu einem bessern Wege.

Schauspieler gewinnen die Herzen und geben die ihrigen nicht hin; sie hintergehen aber mit Anmut.

Eine Romanze ist kein Prozeß, wo ein Definitivurteil sein muß.

Beim Übersetzen muß man bis ans Unübersetzliche herangehen, alsdann wird man aber erst die fremde Nation und die fremde Sprache gewahr.

Es ist ein großer Unterschied, ob ich lese zu Genuß und Belebung oder zu Erkenntnis und Belehrung.

Es gibt Bücher, durch welche man alles erfährt und doch zuletzt von der Sache nichts begreift.

Wenn einem Autor ein Lexikon nachkommen kann, so taugt er nichts.

Ich denke immer, wenn ich einen Druckfehler sehe, es sei etwas Neues erfunden.

Verleger haben die Autoren und sich selbst für vogelfrei erklärt; wie wollen sie untereinander, wer will mit ihnen rechten?

Die Sehnsucht, die nach außen, in die Ferne strebt, sich aber melodisch in sich selbst beschränkt, erzeugt den Minor.

Cantilene: die Fülle der Liebe und jedes leidenschaftlichen Glücks verewigend.

[Über Kunst und Kunstgeschichte]

Aphorismen, Freunden und Gegnern zur Beherzigung

Wer gegenwärtig über Kunst schreiben oder gar streiten will, der sollte einige Ahndung haben von dem, was die Philosophie in unsern Tagen geleistet hat und zu leisten fortfährt.

Wer einem Autor Dunkelheit vorwerfen will, sollte erst sein eigen Inneres beschauen, ob es denn da auch recht hell ist: in der Dämmerung wird eine sehr deutliche Schrift unlesbar.

Wer streiten will, muß sich hüten, bei dieser Gelegenheit Sachen zu sagen, die ihm niemand streitig macht.

Wer Maximen bestreiten will, sollte fähig sein, sie recht klar aufzustellen und innerhalb dieser Klarheit zu kämpfen, damit er nicht in den Fall gerate, mit selbstgeschaffenen Luftbildern zu fechten.

Die Dunkelheit gewisser Maximen ist nur relativ: nicht alles ist dem Hörenden deutlich zu machen, was dem Ausübenden einleuchtet.

Ein Künstler, der schätzbare Arbeiten verfertiget, ist nicht immer imstande, von eignen oder fremden Werken Rechenschaft zu geben.

Natur und Idee läßt sich nicht trennen, ohne daß die Kunst sowie das Leben zerstört werde.

Wenn Künstler von Natur sprechen, subintelligieren sie immer die Idee, ohne sichs deutlich bewußt zu sein.

Ebenso gehts allen, die ausschließlich die Erfahrung anpreisen; sie bedenken nicht, daß die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung ist.

Erst hört man von Natur und Nachahmung derselben, dann soll es eine schöne Natur geben. Man soll wählen. Doch wohl das Beste! Und woran soll mans erkennen? Nach welcher Norm soll man wählen? Und wo ist denn die Norm? Doch wohl nicht auch in der Natur?

Und gesetzt, der Gegenstand wäre gegeben, der schönste Baum im Walde, der in seiner Art als vollkommen auch vom Förster anerkannt würde. Nun, um den Baum in ein Bild zu verwandeln, gehe ich um ihn herum und suche mir die schönste Seite. Ich trete weit genug weg, um ihn völlig zu übersehen, ich warte ein günstiges Licht ab, und nun soll von dem Naturbaum noch viel auf das Papier übergegangen sein!

Der Laie mag das glauben; der Künstler, hinter den Kulissen seines Handwerks, sollte aufgeklärter sein.

Gerade das, was ungebildeten Menschen am Kunstwerk als Natur auffällt, das ist nicht Natur (von außen), sondern der Mensch (Natur von innen).

Wir wissen von keiner Welt als im Bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist.

Wer zuerst im Bilde auf seinen Horizont die Zielpunkte des mannigfaltigen Spiels wagerechter Linien bannte, erfand das Prinzip der Perspektive.

Wer zuerst aus der Systole und Diastole, zu der die Retina gebildet ist, aus dieser Synkrisis und Diakrisis, mit Plato zu sprechen, die Farbenharmonie entwickelte, der hat die Prinzipien des Kolorits entdeckt.

Suchet in euch, so werdet ihr alles finden, und erfreuet euch, wenn da draußen, wie ihr es immer heißen möget, eine Natur liegt, die Ja und Amen zu allem sagt, was ihr in euch gefunden habt!

Gar vieles kann lange erfunden, entdeckt sein, und es wirkt nicht auf die Welt; es kann wirken und doch nicht bemerkt werden, wirken und nicht ins Allgemeine greifen: deswegen jede Geschichte der Erfindung sich mit den wunderbarsten Rätseln herumschlägt.

Es ist so schwer, etwas von Mustern zu lernen, als von der Natur.

Die Form will so gut verdauet sein als der Stoff, ja sie verdaut sich viel schwerer.

Mancher hat nach der Antike studiert und sich ihr Wesen nicht ganz zugeeignet. Ist er darum scheltenswert?

Die höheren Forderungen sind an sich schon schätzbarer, auch unerfüllt, als niedrige ganz erfüllte.

Das Trocken-Naive, das Steif-Wackere, das Ängstlich-Rechtliche, und womit man ältere deutsche Kunst charakterisieren mag, gehört zu jeder früheren, einfacheren Kunstweise. Die alten Venezianer, Florentiner usw. haben das alles auch.

Und wir Deutsche sollen uns dann nur für original halten, wenn wir uns nicht über die Anfänge erheben?

Weil Albrecht Dürer, bei dem unvergleichlichen Talent, sich nie zur Idee des Ebenmaßes der Schönheit, ja sogar nie zum Gedanken einer schicklichen Zweckmäßigkeit erheben konnte, sollen wir auch immer an der Erde kleben?

Albrecht Dürern förderte ein höchst innigstes realistisches Anschauen, ein liebenswürdiges menschliches Mitgefühl aller gegenwärtigen Zustände, ihm schadete eine trübe, form- und bodenlose Phantasie.

Wie Martin Schön neben ihm steht und wie das deutsche Verdienst sich dort beschränkt, wäre interessant zu zeigen, und nützlich zu zeigen, daß dort nicht aller Tage Abend war.

Löste sich doch in jeder italienischen Schule der Schmetterling aus der Puppe los!

Sollen wir ewig als Raupen herumkriechen, weil einige nordische Künstler ihre Rechnung dabei finden?

Nachdem uns Klopstock vom Reim erlöste und Voß uns prosodische Muster gab, so sollen wir wohl wieder Knittelverse machen wie Hans Sachs?

Laßt uns doch vielseitig sein! Märkische Rübchen schmecken gut, am besten gemischt mit Kastanien, und diese beiden edlen Früchte wachsen weit auseinander.

Erlaubt uns in unsern vermischten Schriften doch neben den abend- und nordländischen Formen auch die morgen- und südländischen!

Man ist nur vielseitig, wenn man zum Höchsten strebt, weil man muß (im Ernst), und zum Geringern herabsteigt, wenn man will (zum Spaß).

*

Laßt doch den deutschen Dichtern den frommen Wunsch, auch als Homeriden zu gelten! Deutsche Bildhauer, es wird euch nicht schaden, zum Ruhm der letzten Praxiteliden zu streben.

Was hat ein Maler zu studieren, bis er eine Pfirsche sehen kann wie Huysum! Und wir sollen nicht versuchen, ob es möglich sei, den Menschen zu sehen, wie ihn ein Grieche gesehen hat?

Wer Proportion (das Meßbare) von der Antike nehmen muß, sollte uns nicht gehässig sein, weil wir das Unmeßbare von der Antike nehmen wollen.

Es ist schon genug, daß Kunstliebhaber das Vollkommene übereinstimmend anerkennen und schätzen; über das Mittlere läßt sich der Streit nicht endigen.

Alles Prägnante, was allein an einem Kunstwerke vortrefflich ist, wird nicht anerkannt, alles Fruchtbare und Fördernde wird beseitigt, eine tiefumfassende Synthesis begreift nicht leicht jemand.

Ihr wählt euch ein Muster und damit vermischt ihr eure Individualität: das ist alle eure Kunst. Da ist an keine Grundsätze, an keine Schule, an keine Folge zu denken, alles willkürlich und wie es einem jeden einfällt. Daß man sich von Gesetzen losmacht, die bloß durch Tradition geheiligt sind, dagegen ist nichts zu sagen; aber daß man nicht denkt, es müssen doch Gesetze sein, die aus der Natur jeder Kunst entspringen, daran denkt niemand.

Jedes gute und schlechte Kunstwerk, sobald es entstanden ist, gehört zur Natur. Die Antike gehört zur Natur, und zwar, wenn sie anspricht, zur natürlichsten Natur, und diese edle Natur sollen wir nicht studieren, aber die gemeine!

Denn das Gemeine ists eigentlich, was den Herren Natur heißt! Aus sich schöpfen mag wohl heißen, mit dem eben fertig werden, was uns bequem wird!

Kunst: eine andere Natur, auch geheimnisvoll, aber verständlicher; denn sie entspringt aus dem Verstande.

Die Natur wirkt nach Gesetzen, die sie sich in Eintracht mit dem Schöpfer vorschrieb, die Kunst nach Regeln, über die sie sich mit dem Genie einverstanden hat.

Die Kunst ruht auf einer Art religiosem Sinn, auf einem tiefen, unerschütterlichen Ernst: deswegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt. Die Religion bedarf keines Kunstsinnes, sie ruht auf ihrem eignen Ernst; sie verleiht aber auch keinen, so wenig sie Geschmack gibt.

Realität in der höchsten Nützlichkeit (Zweckmäßigkeit) wird auch schön sein.

Vollkommenheit ist schon da, wenn das Notwendige geleistet wird, Schönheit, wenn das Notwendige geleistet, doch verborgen ist.

Vollkommenheit kann mit Disproportion bestehen, Schönheit allein mit Proportion.

Werke der Kunst werden zerstört, sobald der Kunstsinn verschwindet.

Die Allegorie verwandelt die Erscheinung in einen Begriff, den Begriff in ein Bild, doch so, daß der Begriff im Bilde immer noch begrenzt und vollständig zu halten und zu haben und an demselben auszusprechen sei.

Die Symbolik verwandelt die Erscheinung in Idee, die Idee in ein Bild, und so, daß die Idee im Bild immer unendlich wirksam und unerreichbar bleibt und, selbst in allen Sprachen ausgesprochen, doch unaussprechlich bliebe.

In Rembrandts trefflicher Radierung, der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus den Tempelhallen, ist die Glorie, welche gewöhnlich des Herrn Haupt umgibt, in die vorwärts wirkende Hand gleichsam gefahren, welche nun in göttlicher Tat, glanzumgeben, derb zuschlägt. Um das Haupt ists, wie auch das Gesicht, dunkel.

Jeder große Künstler reißt uns weg, steckt uns an. Alles, was in uns von eben der Fähigkeit ist, wird rege, und da wir eine Vorstellung vom Großen und einige Anlage dazu haben, so bilden wir uns gar leicht ein, der Keim davon stecke in uns.

Gemüt hat jedermann, Naturell manche, Kunstbegriffe sind selten.

In allen Künsten gibt es einen gewissen Grad, den man mit den natürlichen Anlagen, sozusagen allein erreichen kann. Zugleich aber ist es unmöglich, denselben zu überschreiten, wenn nicht die Kunst zu Hülfe kommt.

Man sagt wohl zum Lobe des Künstlers: er hat alles aus sich selbst. Wenn ich das nur nicht wieder hören müßte! Genau besehen sind die Produktionen eines solchen Originalgenies meistens Reminiszenzen; wer Erfahrung hat, wird sie meist einzeln nachweisen können.

Das sogenannte Aus-sich-schöpfen macht gewöhnlich falsche Originale und Manieristen.

Warum schelten wir das Manierierte so sehr, als weil wir glauben, das Umkehren daher auf den rechten Weg sei unmöglich.

Die Kunst soll das Penible nicht vorstellen.

Was die letzte Hand tun kann, muß die erste schon entschieden aussprechen. Hier muß schon bestimmt sein, was getan werden soll.

„An meinen Bildern müßt ihr nicht schnuffeln, die Farben sind ungesund." Rembrandt.

Aus vielen Skizzen endlich ein Ganzes hervorzubringen, gelingt selbst den Besten nicht immer.

Selbst das mäßige Talent hat immer Geist in Gegenwart der Natur; deswegen einigermaßen sorgfältige Zeichnungen der Art immer Freude machen.

Ursache des Dilettantismus: Flucht vor der Manier, Unkenntnis der Methode, törichtes Unternehmen, gerade immer das Unmögliche leisten zu wollen, welches die höchste Kunst erforderte, wenn man sich ihm je nähern könnte.

Fehler der Dilettanten: Phantasie und Technik unmittelbar verbinden zu wollen.

Es ist eine Tradition, Dädalus, der erste Plastiker, habe die Erfindung der Drehscheibe des Töpfers beneidet. Von Neid möchte wohl nichts vorgekommen sein; aber der große Mann hat wahrscheinlich vorempfunden, daß die Technik zuletzt in der Kunst verderblich werden müsse.

Die Technik im Bündnis mit dem Abgeschmackten ist die fürchterlichste Feindin der Kunst.

Bei Gelegenheit der berlinischen Vorbilder für Fabrikanten kam zur Sprache, ob so großer Aufwand auf die höchste Ausführung der Blätter wäre nötig gewesen, wobei sich ergab, daß gerade den talentvollen jungen Künstler und Handwerker die Ausführung am meisten reizt und daß er durch Beachtung und Nachbildung derselben erst befähigt wird, das Ganze und den Wert der Formen zu begreifen.

Chodowiecki ist ein sehr respektabler und wir sagen idealer Künstler. Seine guten Werke zeugen durchaus von Geist und Geschmack. Mehr Ideales war in dem Kreise, in dem er arbeitete, nicht zu fordern.

Das Schrecklichste für den Schüler ist, daß er sich am Ende doch gegen den Meister wiederherstellen muß. Je kräftiger das ist, was dieser gibt, in desto größerem Unmut, ja Verzweiflung ist der Empfangende.

Ein edler Philosoph sprach von der Baukunst als einer erstarrten Musik und mußte dagegen manches Kopfschütteln gewahr werden. Wir glauben diesen schönen Gedanken nicht besser nochmals einzuführen, als wenn wir die Architektur eine verstummte Tonkunst nennen.

Man denke sich den Orpheus, der, als ihm ein großer wüster Bauplatz angewiesen war, sich weislich an dem schicklichsten Ort niedersetzte und durch die belebenden Töne seiner Leier den geräumigen Marktplatz um sich her bildete. Die von kräftig gebietenden, freundlich lockenden Tönen schnell ergriffenen, aus ihrer massenhaften Ganzheit gerissenen Felssteine mußten, indem sie sich enthusiastisch herbeibewegten, sich kunst- und handwerksgemäß gestalten, um sich sodann in rhythmischen Schichten und Wänden gebührend hinzuordnen. Und so mag sich Straße zu Straßen anfügen! An wohlschützenden Mauern wirds auch nicht fehlen.

Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt. Die Bürger einer solchen Stadt wandlen und weben zwischen ewigen Melodien, der Geist

kann nicht sinken, die Tätigkeit nicht einschlafen, das Auge übernimmt Funktion, Gebühr und Pflicht des Ohres, und die Bürger am gemeinsten Tage fühlen sich in einem ideellen Zustand: ohne Reflexion, ohne nach dem Ursprung zu fragen, werden sie des höchsten sittlichen und religiosen Genusses teilhaftig. Man gewöhne sich, in Sankt Peter auf und ab zu gehen, und man wird ein Analogon desjenigen empfinden, was wir auszusprechen gewagt.

Der Bürger dagegen in einer schlechtgebauten Stadt, wo der Zufall mit leidigem Besen die Häuser zusammenkehrte, lebt unbewußt in der Wüste eines düstern Zustandes; dem fremden Eintretenden jedoch ist es zumute, als wenn er Dudelsack, Pfeifen und Schellentrommeln hörte und sich bereiten müßte, Bärentänzen und Affensprüngen beiwohnen zu müssen.

Antike Tempel konzentrieren den Gott im Menschen; des Mittelalters Kirchen streben nach dem Gott in der Höhe.

[Über Natur und Naturwissenschaft]

Begriff ist Summe, Idee Resultat der Erfahrung; jene zu ziehen wird Verstand, dieses zu erfassen Vernunft erfordert.

Was man Idee nennt: das, was immer zur Erscheinung kommt und daher als Gesetz aller Erscheinungen uns entgegentritt. Nur im Höchsten und im Gemeinsten trifft Idee und Erscheinung zusammen; auf allen mittlern Stufen des Betrachtens und Erfahrens trennen sie sich. Das Höchste ist das Anschauen des Verschiednen als identisch; das Gemeinste ist die Tat, das aktive Verbinden des Getrennten zur Identität.

Was uns so sehr irremacht, wenn wir die Idee in der Erscheinung anerkennen sollen, ist, daß sie oft und gewöhnlich den Sinnen widerspricht.

Das Kopernikanische System beruht auf einer Idee, die schwer zu fassen war und noch täglich unseren Sinnen widerspricht. Wir sagen nur nach, was wir nicht erkennen noch begreifen.

Die Metamorphose der Pflanzen widerspricht gleichfalls unsren Sinnen.

Das Erhabene, durch Kenntnis nach und nach vereinzelt, tritt vor unserm Geist nicht leicht wieder zusammen, und so werden wir stufenweise um das Höchste gebracht, was uns gegönnt war, um die Einheit, die uns in vollem Maß zur Mitempfindung des Unendlichen erhebt, dagegen wir bei vermehrter Kenntnis immer kleiner werden. Da wir vorher mit dem Ganzen als Riesen standen, sehen wir uns als Zwerge gegen die Teile.

Es ist ein angenehmes Geschäft, die Natur zugleich und sich selbst zu erforschen, weder ihr noch seinem Geiste Gewalt anzutun, sondern beide durch gelinden Wechseleinfluß miteinander ins Gleichgewicht zu setzen.

Sich den Objekten in der Breite gleichstellen, heißt lernen; die Objekte in ihrer Tiefe auffassen, heißt erfinden.

Was man erfindet, tut man mit Liebe, was man gelernt hat, mit Sicherheit.

Was ist denn das Erfinden? Es ist der Abschluß des Gesuchten.

Was ist der Unterschied zwischen Axiom und Enthymem? Axiom: was wir von Haus aus, ohne Beweis, anerkennen; Enthymem: was uns an viele Fälle erinnert und das zusammenknüpft, was wir schon einzeln erkannten.

Die Freude des ersten Gewahrwerdens, des sogenannten Entdeckens, kann uns niemand nehmen. Verlangen wir aber auch Ehre davon, die kann uns sehr verkümmert werden; denn wir sind meistens nicht die ersten.

Was heißt auch erfinden, und wer kann sagen, daß er dies oder jenes erfunden habe? Wie es denn überhaupt auf Priorität zu pochen wahre Narrheit ist; denn es ist nur bewußtloser Dünkel, wenn man sich nicht redlich als Plagiarier bekennen will.

Mit den Ansichten, wenn sie aus der Welt verschwinden, gehen oft die Gegenstände selbst verloren. Kann man doch im höheren Sinne sagen, daß die Ansicht der Gegenstand sei.

Es ist viel mehr schon entdeckt, als man glaubt.

Da die Gegenstände durch die Ansichten der Menschen erst aus dem Nichts hervorgehoben werden, so kehren sie, wenn sich die Ansichten verlieren, auch wieder ins Nichts zurück: Rundung der Erde, Platos Bläue.

Es sind zwei Gefühle die schwersten zu überwinden: gefunden zu haben, was schon gefunden ist, und nicht gefunden zu sehen, was man hätte finden sollen.

Denken ist interessanter als Wissen, aber nicht als Anschauen.

Das Wissen beruht auf der Kenntnis des zu Unterscheidenden, die Wissenschaft auf der Anerkennung des nicht zu Unterscheidenden.

Das Wissen wird durch das Gewahrwerden seiner Lücken, durch das Gefühl seiner Mängel zur Wissenschaft geführt, welche vor, mit und nach allem Wissen besteht.

Im Wissen und Nachsinnen ist Falsches und Wahres. Wie das sich nun das Ansehn der Wissenschaft gibt, so wirds ein wahr-lügenhaftes Wesen.

Wir würden unser Wissen nicht für Stückwerk erklären, wenn wir nicht einen Begriff von einem Ganzen hätten.

Die Wissenschaften so gut als die Künste bestehen in einem überlieferbaren (realen), erlernbaren Teil und in einem unüberlieferbaren (idealen), unlernbaren Teil.

In der Geschichte der Wissenschaften hat der ideale Teil ein ander Verhältnis zum realen als in der übrigen Weltgeschichte.

Geschichte der Wissenschaften: der reale Teil sind die Phänomene, der ideale die Ansichten der Phänomene.

Vier Epochen der Wissenschaften:

kindliche,
poetische, abergläubische,
empirische,
forschende, neugierige,
dogmatische,
didaktische, pedantische,
ideelle,
methodische, mystische.

„Nur die gegenwärtige Wissenschaft gehört uns an, nicht die vergangne noch die zukünftige."

Im sechzehnten Jahrhundert gehören die Wissenschaften nicht diesem oder jenem Menschen, sondern der Welt. Diese hat sie, besitzt sie, pp., der Mensch ergreift nur den Reichtum.

Die Wissenschaften zerstören sich auf doppelte Weise selbst: durch die Breite, in die sie gehen, und durch die Tiefe, in die sie sich versenken.

Alles, was man (in Wissenschaften) fordert, ist so ungeheuer, daß man recht gut begreift, daß gar nichts geleistet wird.

Was die Wissenschaften am meisten retardiert, ist, daß diejenigen, die sich damit beschäftigen, ungleiche Geister sind.

Der Fehler schwacher Geister ist, daß sie im Reflektieren sogleich vom Einzelnen ins Allgemeine gehen, anstatt daß man nur in der Gesamtheit das Allgemeine suchen kann.

In der Geschichte der Naturforschung bemerkt man durchaus, daß die Beobachter von der Erscheinung zu schnell zur Theorie hineilen und dadurch unzulänglich, hypothetisch werden.

Man datiert von Baco von Verulam eine Epoche der Erfahrungsnaturwissenschaften. Ihr Weg ist jedoch durch theoretische Tendenzen oft durchschnitten und ungangbar gemacht worden. Genau besehen, kann und soll man von jedem Tag eine neue Epoche datieren.

Das Jahrhundert ist vorgerückt; jeder einzelne aber fängt doch von vorne an.

Jeden Tag hat man Ursache, die Erfahrung aufzuklären und den Geist zu reinigen.

Da diejenigen, welche wissenschaftliche Versuche anstellen, selten wissen, was sie eigentlich wollen und was dabei herauskommen soll, so verfolgen sie ihren Weg meistenteils mit großem Eifer; bald aber, da eigentlich nichts Entschiedenes entstehen will, so lassen sie die Unternehmung fahren und suchen sie sogar andern verdächtig zu machen.

Nachdem man in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts dem Mikroskop so unendlich viel schuldig geworden war, so suchte man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dasselbe geringschätzig zu behandeln.

Nachdem man in der neuern Zeit die meteorologischen Beobachtungen auf den höchsten Grad der Genauigkeit getrieben hatte, so will man sie nunmehr aus den nördlichen Gegenden verbannen und will sie nur dem Beobachter unter den Tropen zugestehen.

Ward man doch auch des Sexualsystems, das, im höhern Sinne genommen, so großen Wert hat, überdrüssig und wollt es verbannt wissen! Geht es doch mit der alten Kunstgeschichte ebenso, in der man seit funfzig Jahren sich gewissenhaft zu üben und die Unterschiede der aufeinanderfolgenden Zeiten einzusehen sich auf das genauste bestrebt hat! Das soll nun alles vergebens gewesen und alles Aufeinanderfolgende als identisch und ununterscheidbar anzusehen sein.

Nach unserm Rat bleibe jeder auf dem eingeschlagenen Wege und lasse sich ja nicht durch Autorität imponieren, durch allgemeine Übereinstimmung bedrängen und durch Mode hinreißen.

Autorität: ohne sie kann der Mensch nicht existieren, und doch bringt sie ebensoviel Irrtum als Wahrheit mit sich; sie verewigt im einzelnen, was einzeln vorübergehen sollte, lehnt ab und läßt vorübergehen, was

festgehalten werden sollte, und ist hauptsächlich Ursache, daß die Menschheit nicht vom Flecke kommt.

Der gemeine Wissenschäftler hält alles für überlieferbar und fühlt nicht, daß die Niedrigkeit seiner Ansichten ihn sogar das eigentlich Überlieferbare nicht fassen läßt.

Das Unzulängliche widerstrebt mehr, als man denken sollte, dem Auslangenden.

Vor zwei Dingen kann man sich nicht genug in acht nehmen: beschränkt man sich in seinem Fache, vor Starrsinn; tritt man heraus, vor Unzulänglichkeit.

Wenn in Wissenschaften alte Leute retardieren, so retrogradieren junge. Alte leugnen die Vorschritte, wenn sie nicht mit ihren früheren Ideen zusammenhängen; junge, wenn sie der Idee nicht gewachsen sind und doch auch etwas Außerordentliches leisten möchten.

Es ist ihnen wohl Ernst, aber sie wissen nicht, was sie mit dem Ernst machen sollen.

Von dem, was sie verstehen, wollen sie nichts wissen.

In Neu-York sind neunzig verschiedene christliche Konfessionen, von welchen jede auf ihre Art Gott und den Herrn bekennt, ohne weiter aneinander irre zu werden. In der Naturforschung, ja in jeder Forschung müssen wir es so weit bringen; denn was will das heißen, daß jedermann von Liberalität spricht und den andern hindern will, nach seiner Weise zu denken und sich auszusprechen!

Alle Individuen und, wenn sie tüchtig sind und auf andre wirken, ihre Schulen sehen das Problematische in den Wissenschaften als etwas an, wofür oder wogegen man streiten soll, eben als wenn es eine andre Lebenspartei wäre, anstatt daß das Wissenschaftliche eine Auflösung, Ausgleichung oder eine Aufstellung unausgleichbarer Antinomien fordert. In diesem Falle ist auch Aguilonius.

Wenn jemand spricht, er habe mich widerlegt, so bedenkt er nicht, daß er nur eine Ansicht der meinigen entgegen aufstellt; dadurch ist ja noch nichts ausgemacht. Ein dritter hat eben das Recht und so ins Unendliche fort.

Bei wissenschaftlichen Streitigkeiten nehme man sich in acht, die Probleme nicht zu vermehren.

In Wissenschaften, sowie auch sonst, wenn einer sich über das Ganze verbreiten will, bleibt zur Vollständigkeit am Ende nichts übrig, als Wahrheit für Irrtum, Irrtum für Wahrheit gelten zu machen. Er kann nicht alles selbst untersuchen, muß sich an Überlieferung halten und, wenn er ein Amt haben will, den Meinungen seiner Gönner frönen. Mögen sich die sämtlichen akademischen Lehrer hiernach prüfen!

Das wäre wohl der werteste Professor der Physik, der die Nichtigkeit seines Kompendiums und seiner Figuren, gegen die Natur und gegen die höhren Forderungen des Geists gehalten, durchaus zur Anschauung bringen könnte.

Nicht alles Wünschenswerte ist erreichbar, nicht alles Erkennenswerte erkennbar.

Derjenige, der sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am nächsten.

Die Menschen, da sie zum Notwendigen nicht hinreichen, bemühen sich ums Unnütze.

Das Tier wird durch seine Organe belehrt; der Mensch belehrt die seinigen und beherrscht sie.

Anaxagoras lehrt, daß alle Tiere die tätige Vernunft haben, aber nicht die leidende, die gleichsam der Dolmetscher des Verstandes ist.

Die Alten vergleichen die Hand der Vernunft. Die Vernunft ist die Kunst der Künste, die Hand die Technik alles Handwerks.

Die Sinne trügen nicht, das Urteil trügt.

Der Mensch ist genugsam ausgestattet zu allen wahren irdischen Bedürfnissen, wenn er seinen Sinnen traut und sie dergestalt ausbildet, daß sie des Vertrauens wert bleiben.

Man leugnet dem Gesicht nicht ab, daß es die Entfernung der Gegenstände, die sich neben- und übereinander befinden, zu schätzen wisse; das Hintereinander will man nicht gleichmäßig zugestehen.

Und doch ist dem Menschen, der nicht stationär, sondern beweglich gedacht wird, hierin die sicherste Lehre durch Parallaxe verliehen.

Die Lehre von dem Gebrauch der korrespondierenden Winkel ist, genau besehen, darin eingeschlossen.

Kant beschränkt sich mit Vorsatz in einen gewissen Kreis und deutet ironisch immer darüber hinaus.

Man hat sich lange mit der Kritik der Vernunft beschäftigt; ich wünschte eine Kritik des Menschenverstandes. Es wäre eine wahre Wohltat fürs Menschengeschlecht, wenn man dem Gemeinverstand bis zur Überzeugung nachweisen könnte, wie weit er reichen kann, und das ist gerade so viel, als er zum Erdenleben vollkommen bedarf.

„Genau besehen, ist alle Philosophie nur der Menschenverstand in amphigurischer Sprache."

Der Menschenverstand, der eigentlichst aufs Praktische angewiesen ist, irrt nur alsdann, wenn er sich an die Auflösung höherer Probleme wagt; dagegen weiß aber auch eine höhere Theorie sich selten in den Kreis zu finden, wo jener wirkt und west.

Die Dialektik ist die Ausbildung des Widersprechungsgeistes, welcher dem Menschen gegeben, damit er den Unterschied der Dinge erkennen lerne.

Eine tätige Skepsis: welche unablässig bemüht ist, sich selbst zu überwinden, um durch geregelte Erfahrung zu einer Art von bedingter Zuverlässigkeit zu gelangen.

Das Allgemeine eines solchen Geistes ist die Tendenz, zu erforschen, ob irgendeinem Objekt irgendein Prädikat wirklich zukomme; und geschieht diese Untersuchung in der Absicht, das als geprüft Gefundene in praxi mit Sicherheit anwenden zu können.

Der lebendige begabte Geist, sich in praktischer Absicht ans Allernächste haltend, ist das Vorzüglichste auf Erden.

Je weiter man in der Erfahrung fortrückt, desto näher kommt man dem Unerforschlichen; je mehr man die Erfahrung zu nutzen weiß, desto mehr sieht man, daß das Unerforschliche keinen praktischen Nutzen hat.

Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.

Wir leben innerhalb der abgeleiteten Erscheinungen und wissen keineswegs, wie wir zur Urfrage gelangen sollen.

Alles ist einfacher, als man denken kann, zugleich verschränkter, als zu begreifen ist.

Es ist das Eigne, zu bemerken, daß der Mensch sich mit dem einfachen Erkennbaren nicht begnügt, sondern auf die verwickelteren Probleme losgeht, die er vielleicht nie erfassen wird. Jenes einfache Faßliche ist durchaus anwendbar und nützlich und kann uns ein ganzes Leben durch beschäftigen, wenn es uns genügt und belebt.

Man erkundige sich ums Phänomen, nehme es so genau damit als möglich und sehe, wie weit man in der Einsicht und in praktischer Anwendung damit kommen kann, und lasse das Problem ruhig liegen. Umgekehrt handeln die Physiker: sie gehen gerade aufs Problem los und verwickeln sich unterwegs in so viel Schwierigkeiten, daß ihnen zuletzt jede Aussicht verschwindet.

Deshalb hat die Petersburger Akademie auf ihre Preisfrage keine Antwort erhalten; auch der verlängerte Termin wird nichts helfen. Sie sollte jetzt den Preis verdoppeln und ihn demjenigen versprechen, der sehr klar und deutlich vor Augen legte, warum keine Antwort eingegangen ist und warum sie nicht erfolgen konnte. Wer dies vermöchte, hätte jeden Preis wohl verdient.

Schon jetzt erklären die Meister der Naturwissenschaften die Notwendigkeit monographischer Behandlung und also das Interesse an Einzelnheiten. Dies aber ist nicht denkbar ohne eine Methode, die das Interesse an der Gesamtheit offenbart. Hat man das erlangt, so braucht man freilich nicht in Millionen Einzelnheiten umherzutasten.

Zur Methode wird nur der getrieben, dem die Empirie lästig wird.

Cartesius schrieb sein Buch De Methodo einige Male um, und wie es jetzt liegt, kann es uns doch nichts helfen. Jeder, der eine Zeitlang auf dem redlichen Forschen verharrt, muß seine Methode irgend einmal umändern.

Das neunzehnte Jahrhundert hat alle Ursache, hierauf zu achten.

So ganz leere Worte wie die von der Dekomposition und Polarisation des Lichts müssen aus der Physik hinaus, wenn etwas aus ihr werden soll. Doch wäre es möglich, ja es ist wahrscheinlich, daß diese Gespenster noch bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinüberspuken.

Man nehme das nicht übel. Eben dasjenige, was niemand zugibt, niemand hören will, muß desto öfter wiederholt werden.

Wer das Falsche verteidigen will, hat alle Ursache, leise aufzutreten und sich zu einer feinen Lebensart zu bekennen. Wer das Recht auf seiner Seite fühlt, muß derb auftreten: ein höfliches Recht will gar nichts heißen.

Zum Ergreifen der Wahrheit braucht es ein viel höheres Organ als zur Verteidigung des Irrtums.

Alle Hypothesen hindern den Ἀναθεωρισμός, das Wiederbeschauen, das Betrachten der Gegenstände, der fraglichen Erscheinungen von allen Seiten.

Hypothesen sind Gerüste, die man vor dem Gebäude aufführt und die man abträgt, wenn das Gebäude fertig ist; sie sind dem Arbeiter unentbehrlich; nur muß er das Gerüste nicht für das Gebäude ansehn.

Wenn man den menschlichen Geist von einer Hypothese befreit, die ihn unnötig einschränkte, die ihn zwang, falsch oder halb zu sehen, falsch zu kombinieren, anstatt zu schauen zu grübeln, anstatt zu urteilen zu sophistisieren, so hat man ihm schon einen großen Dienst erzeigt. Er sieht die Phänomene freier, in anderen Verhältnissen und Verbindungen an, er ordnet sie nach seiner Weise, und er erhält wieder die Gelegenheit, selbst und auf seine Weise zu irren, eine Gelegenheit, die unschätzbar ist, wenn er in der Folge bald dazu gelangt, seinen Irrtum selbst wieder einzusehen.

Die Erscheinung ist vom Beobachter nicht losgelöst, vielmehr in die Individualität desselben verschlungen und verwickelt.

Aus dem Größten wie aus dem Kleinsten (nur durch künstliche Mittel dem Menschen zu vergegenwärtigen) geht die Metaphysik der Erscheinungen hervor; in der Mitte liegt das Besondere, unsern Sinnen Angemessene, worauf ich angewiesen bin, deshalb aber die Begabten von Herzen segne, die jene Regionen zu mir heranbringen.

Wer kann sagen, daß er eine Neigung zur reinen Erfahrung habe? Was Baco dringend empfohlen hatte, glaubte jeder zu tun, und wem gelang es?

Wer ein Phänomen vor Augen hat, denkt schon oft drüber hinaus; wer nur davon erzählen hört, denkt gar nichts.

Die Phänomene sind nichts wert, als wenn sie uns eine tiefere, reichere Einsicht in die Natur gewähren oder wenn sie uns zum Nutzen anzuwenden sind.

Die Konstanz der Phänomene ist allein bedeutend; was wir dabei denken, ist ganz einerlei.

Kein Phänomen erklärt sich an und aus sich selbst; nur viele zusammen überschaut, methodisch geordnet, geben zuletzt etwas, das für Theorie gelten könnte.

Theorie und { Erfahrung / Phänomen } stehen gegeneinander in beständigem Konflikt. Alle Vereinigung in der Reflexion ist eine Täuschung; nur durch Handeln können sie vereinigt werden.

Etwas Theoretisches populär zu machen, muß man es absurd darstellen. Man muß es erst selbst ins Praktische einführen; dann gilts für alle Welt.

Man sagt gar gehörig: das Phänomen ist eine Folge ohne Grund, eine Wirkung ohne Ursache. Es fällt dem Menschen so schwer, Grund und Ursache zu finden, weil sie so einfach sind, daß sie sich dem Blick verbergen.

Der denkende Mensch irrt besonders, wenn er sich nach Ursach und Wirkung erkundigt: sie beide zusammen machen das unteilbare Phänomen. Wer das zu erkennen weiß, ist auf dem rechten Wege zum Tun, zur Tat.

Das genetische Verfahren leitet uns schon auf bessere Wege, ob man gleich damit auch nicht ausreicht.

Der eingeborenste Begriff, der notwendigste, von *Ursach* und *Wirkung*, wird in der Anwendung die Veranlassung zu unzähligen, sich immer wiederholenden Irrtümern.

Ein großer Fehler, den wir begehen, ist, die Ursache der Wirkung immer nahe zu denken wie die Sehne dem Pfeil, den sie fortschnellt, und doch können wir ihn nicht vermeiden, weil Ursache und Wirkung immer zusammengedacht und also im Geiste angenähert werden.

Die nächsten faßlichen Ursachen sind greiflich und ebendeshalb am begreiflichsten; weswegen wir uns gern als mechanisch denken, was höherer Art ist.

Indem wir der Einbildungskraft zumuten, das Entstehen statt des Entstandenen, der Vernunft, die Ursache statt der Wirkung zu reproduzieren und auszusprechen, so haben wir zwar beinahe nichts getan, weil es nur ein Umsetzen der { Anschauung / Vorstellung } ist, aber genug für den Menschen, der vielleicht im Verhältnis { zur / gegen die } Außenwelt nicht mehr leisten kann.

Es gibt jetzt eine böse Art, in den Wissenschaften abstrus zu sein: man entfernt sich vom gemeinen Sinne, ohne einen höhern aufzuschließen, transzendiert, phantasiert, fürchtet lebendiges Anschauen, und wenn man zuletzt ins Praktische will und muß, wird man auf einmal atomistisch und mechanisch.

Der Granit verwittert auch sehr gern in Kugel- und Eiform; man hat daher keineswegs nötig, die in Norddeutschland häufig gefundenen Blöcke solcher Gestalten wegen als im Wasser hin und her geschoben und durch Stoßen und Wälzen enteckt und entkantet zu denken.

Fall und Stoß: dadurch die Bewegung der Weltkörper erklären zu wollen, ist eigentlich ein versteckter Anthropomorphismus; es ist des Wanderers Gang über Feld. Der aufgehobene Fuß sinkt nieder, der zurückgebliebene strebt vorwärts und fällt, und immer so fort, vom Ausgehen bis zum Ankommen.

Wie wäre es, wenn man auf demselben Wege den Vergleich von dem Schrittschuhfahren hernähme, wo das Vorwärtsdringen dem zurückbleibenden Fuße obliegt, indem er zugleich die Obliegenheit übernimmt, noch eine solche Anregung zu geben, daß sein nunmehriger Hintermann auch wieder eine Zeitlang sich vorwärts zu bewegen die Bestimmung erhält.

Das Zurückführen der Wirkung auf die Ursache ist bloß ein historisches Verfahren, z. B. die Wirkung, daß ein Mensch getötet, auf die Ursache der losgefeuerten Büchse.

Induktion habe ich zu stillen Forschungen bei mir selbst nie gebraucht, weil ich zeitig genug deren Gefahr empfand.

Dagegen aber ist mirs unerträglich, wenn ein anderer sie gegen mich brauchen, mich durch eine Art Treibejagen mürbe machen und in die Enge schließen will.

Mitteilung durch Analogien halt ich für so nützlich als angenehm: der analoge Fall will sich nicht aufdringen, nichts beweisen; er stellt sich einem andern entgegen, ohne sich mit ihm zu verbinden. Mehrere analoge Fälle vereinigen sich nicht zu geschlossenen Reihen, sie sind wie gute Gesellschaft, die immer mehr anregt als gibt.

Irren heißt, sich in einem Zustande befinden, als wenn das Wahre gar nicht wäre; den Irrtum sich und andern entdecken, heißt rückwärts erfinden.

Die Kreise des Wahren berühren sich unmittelbar, aber in den Intermundien hat der Irrtum Raum genug, sich zu ergehen und zu walten.

Die Natur bekümmert sich nicht um irgendeinen Irrtum; sie selbst kann nicht anders als ewig recht handeln, unbekümmert, was daraus erfolgen möge.

Die Natur füllt mit ihrer grenzenlosen Produktivität alle Räume. Betrachten wir nur bloß unsre Erde: alles, was wir bös, unglücklich nennen, kommt daher, daß sie nicht allem Entstehenden Raum geben, noch weniger ihm Dauer verleihen kann.

Alles, was entsteht, sucht sich Raum und will Dauer; deswegen verdrängt es ein anderes vom Platz und verkürzt seine Dauer.

Das Lebendige hat die Gabe, sich nach den vielfältigsten Bedingungen äußerer Einflüsse zu bequemen und doch eine gewisse errungene entschiedene Selbständigkeit nicht aufzugeben.

Man gedenke der leichten Erregbarkeit aller Wesen, wie der mindeste Wechsel einer Bedingung, jeder Hauch gleich in den Körpern Polarität manifestiert, die eigentlich in ihnen allen schlummert.

Spannung ist der indifferent scheinende Zustand eines energischen Wesens in völliger Bereitschaft, sich zu manifestieren, zu differenzieren, zu polarisieren.

Die Vögel sind ganz späte Erzeugnisse der Natur.

Natur hat zu nichts gesetzmäßige Fähigkeit, was sie nicht gelegentlich ausführte und zutage brächte.

Nicht allein der freie Stoff, sondern auch das Derbe und Dichte drängt sich zur Gestalt: ganze Massen sind von Natur und Grund aus kristallinisch; in einer gleichgültigen, formlosen Masse entsteht durch stöchiometrische Annäherung und Übereinandergreifen die porphyrartige Erscheinung, welche durch alle Formationen durchgeht.

Die schönste Metamorphose des unorganischen Reiches ist, wenn beim Entstehen das Amorphe sich ins Gestaltete verwandelt. Jede Masse hat hiezu Trieb und Recht. Der Glimmerschiefer verwandelt sich in Granaten und bildet oft Gebirgsmassen, in denen der Glimmer beinahe ganz aufgehoben ist und nur als geringes Bindungsmittel sich zwischen jenen Kristallen befindet.

Die Mineralienhändler beklagen sich, daß sich die Liebhaberei zu ihrer Ware in Deutschland vermindere, und geben der eindringlichen Kristallographie die Schuld. Es mag sein; jedoch in einiger Zeit wird gerade das Bestreben, die Gestalt genauer zu erkennen, auch den Handel wieder beleben, ja gewisse Exemplare kostbarer machen.

Kristallographie sowie Stöchiometrie vollendet auch den Oryktognosten; ich aber finde, daß man seit einiger Zeit in der Lehrmethode geirrt hat. Lehrbücher zu Vorlesungen und zugleich zum Selbstgebrauch, vielleicht gar als Teile zu einer wissenschaftlichen Enzyklopädie, sind nicht zu billigen; der Verleger kann sie bestellen, der Schüler nicht wünschen. Lehrbücher sollen anlockend sein; das werden sie nur, wenn sie die heiterste, zugänglichste Seite des Wissens und der Wissenschaft hinbieten.

Alle Männer vom Fach sind darin sehr übel dran, daß ihnen nicht erlaubt ist, das Unnütze zu ignorieren.

„Wir gestehen lieber unsre moralischen Irrtümer, Fehler und Gebrechen als unsre wissenschaftlichen."

Das kommt daher, weil das Gewissen demütig ist und sich sogar in der Beschämung gefällt; der Verstand aber ist hochmütig, und ein abgenötigter Widerruf bringt ihn in Verzweiflung.

Daher kommt, daß offenbarte Wahrheiten erst im stillen zugestanden werden, sich nach und nach verbreiten, bis dasjenige, was man hartnäckig geleugnet hat, endlich als etwas ganz Natürliches erscheinen mag.

Unwissende werfen Fragen auf, welche von Wissenden vor tausend Jahren schon beantwortet sind.

Bei Erweitung des Wissens macht sich von Zeit zu Zeit eine Umordnung nötig; sie geschieht meistens nach neueren Maximen, bleibt aber immer provisorisch.

Männer vom Fach bleiben im Zusammenhange; dem Liebhaber dagegen wird es schwerer, wenn er die Notwendigkeit fühlt, nachzufolgen.

Deswegen sind Bücher willkommen, die uns sowohl das neu Empirisch-Aufgefundene als die neubeliebten Methoden darlegen.

In der Mineralogie ist dies höchst nötig, wo die Kristallographie so große Forderungen macht und wo die Chemie das Einzelne näher zu bestimmen und das Ganze zu ordnen unternimmt. Zwei Willkommene: Leonhard und Cleaveland.

Wenn wir das, was wir wissen, nach anderer Methode oder wohl gar in fremder Sprache dargelegt finden, so erhält es einen sonderbaren Reiz der Neuheit und frischen Ansehens.

Wenn zwei Meister derselben Kunst in ihrem Vortrag voneinander differieren, so liegt wahrscheinlicherweise das unauflösliche Problem in der Mitte zwischen beiden.

Die Geognosie des Herrn d'Aubuisson de Voisins, übersetzt vom Herrn Wiemann, wie sie mir zu Handen kommt, fördert mich in diesem Augenblicke auf vielfache Weise, ob sie mich gleich im Hauptsinne betrübt; denn hier ist die Geognosie, welche doch eigentlich auf der lebendigen Ansicht der Weltoberfläche ruhen sollte, aller Anschauung beraubt und nicht einmal in Begriffe verwandelt, sondern auf Nomenklatur zurückgeführt, in welcher letzten Rücksicht sie freilich einem jeden und auch mir förderlich und nützlich ist.

Aus der Natur, nach welcher Seite hin man schaue, entspringt Unendliches.

Das Große, Überkolossale der Natur eignet man so leicht sich nicht an; denn wir haben nicht reine Verkleinerungsgläser, wie wir Linsen haben, um das unendlich Kleine zu gewahren. Und da muß man doch noch Augen haben wie Carus und Nees, wenn dem Geiste Vorteil entstehen soll. Da jedoch die Natur im Größten wie im Kleinsten sich immer gleich ist und eine jede trübe Scheibe so gut die schöne Bläue darstellt wie die ganze weltüberwölkende Atmosphäre, so find ich es geraten, auf Musterstücke aufmerksam zu sein und sie vor mir zusammenzulegen. Hier nun ist das Ungeheuere nicht verkleinert, sondern im Kleinen, und ebenso unbegreiflich als im Unendlichen.

Wenn in der Mathematik der menschliche Geist seine Selbständigkeit und unabhängige Tätigkeit gewahr wird und dieser ohne weitere Rücksicht ins Unendliche zu folgen sich geneigt fühlt, so flößt er zugleich der Erfahrungswelt ein solches Zutrauen ein, daß sie es an gelegentlichen Aufforderungen nicht fehlen läßt. Astronomie, Mechanik, Schiffsbau, Festungsbau, Artillerie, Spiel, Wasserleitung, Schnitt der Bausteine, Verbesserung der Fernröhre riefen in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die Mathematik wechselsweise zu Hülfe.

Die Mathematiker sind wunderliche Leute: durch das Große, was sie leisteten, haben sie sich zur Universalgilde aufgeworfen und wollen nichts anerkennen, als was in ihren Kreis paßt, was ihr Organ behandlen kann. Einer der ersten Mathematiker sagte bei Gelegenheit, da man ihm ein physisches Kapitel andringlich empfehlen wollte: „Aber läßt sich denn gar nichts auf den Kalkül reduzieren?"

Falsche Vorstellung, daß man ein Phänomen durch Kalkül oder durch Worte abtun und beseitigen könne.

Die Mathematiker sind eine Art Franzosen: redet man zu ihnen, so übersetzen sie es in ihre Sprache, und dann ist es alsobald ganz etwas anders.

Es folgt eben gar nicht, daß der Jäger, der das Wild erlegt, auch zugleich der Koch sein müsse, der es zubereitet. Zufälligerweise kann ein Koch mit auf die Jagd gehen und gut schießen; er würde aber einen bösen Fehlschluß tun, wenn er behauptete, um gut zu schießen, müsse man Koch sein. So kommen mir die Mathematiker vor, die behaupten, daß man in physischen Dingen nichts sehen, nichts finden könne, ohne Mathematiker zu sein; da sie doch immer zufrieden sein könnten, wenn man ihnen in die Küche bringt, das sie mit Formeln spicken und nach Belieben zurichten können.

Wir müssen erkennen und bekennen, was Mathematik sei, wozu sie der Naturforschung wesentlich dienen könne, wo hingegen sie nicht hingehöre und in welche klägliche Abirrung Wissenschaft und Kunst durch falsche Anwendung seit ihrer Regeneration geraten sei.

Die große Aufgabe wäre, die mathematisch-philosophischen Theorien aus den Teilen der Physik zu verbannen, in welchen sie Erkenntnis, anstatt sie zu fördern, nur verhindern und in welchen die mathematische Behandlung durch Einseitigkeit der Entwicklung der neuern wissenschaftlichen Bildung eine so verkehrte Anwendung gefunden hat.

Darzutun wäre, welches der wahre Weg der Naturforschung sei: wie derselbe auf dem einfachsten Fortgange der Beobachtung beruhe, die Beobachtung zum Versuch zu steigern sei und wie dieser endlich zum Resultat führe.

Tycho de Brahe, ein großer Mathematiker, vermochte sich nur halb von dem alten System loszulösen, das wenigstens den Sinnen gemäß war, das er aber aus Rechthaberei durch ein kompliziertes Uhrwerk ersetzen wollte, das weder den Sinnen zu schauen noch den Gedanken zu erreichen war.

Newton als Mathematiker steht in so hohem Ruf, daß der ungeschickteste Irrtum, nämlich das klare, reine, ewig ungetrübte Licht sei aus dunklen Lichtern zusammengesetzt, bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat; und sind es nicht Mathematiker, die dieses Absurde noch immer verteidigen und gleich dem gemeinsten Hörer in Worten wiederholen, bei denen man nichts denken kann?

Der Mathematiker ist angewiesen aufs Quantitative, auf alles, was sich durch Zahl und Maß bestimmen läßt, und also gewissermaßen auf das äußerlich erkennbare Universum. Betrachten wir aber dieses, insofern uns Fähigkeit gegeben ist, mit vollem Geiste und aus allen Kräften, so erkennen wir, daß Quantität und Qualität als die zwei Pole des erscheinenden Daseins gelten müssen; daher denn auch der Mathematiker seine Formelsprache so hoch steigert, um, insofern es möglich, in der meßbaren und zählbaren Welt die unmeßbare mitzubegreifen. Nun erscheint ihm alles greifbar, faßlich und mechanisch, und er kommt in den Verdacht eines heimlichen Atheismus, indem er ja das Unmeßbarste, welches wir Gott nennen, zugleich mitzuerfassen glaubt und daher dessen besonderes oder vorzügliches Dasein aufzugeben scheint.

Der Sprache liegt zwar die Verstandes- und Vernunftsfähigkeit des Menschen zum Grunde, aber sie setzt bei dem, der sich ihrer bedient, nicht eben reinen Verstand, ausgebildete Vernunft, redlichen Willen voraus. Sie ist ein Werkzeug, zweckmäßig und willkürlich zu gebrauchen; man kann sie ebensogut zu einer spitzfindig-verwirrenden Dialektik wie zu einer verworren-verdüsternden Mystik verwenden; man mißbraucht sie bequem zu hohlen und nichtigen prosaischen und poetischen Phrasen, ja man versucht, prosodisch untadelhafte und doch nonsensikalische Verse zu machen.

Unser Freund, der Ritter Ciccolini, sagt: „Ich wünschte wohl, daß alle Mathematiker in ihren Schriften des Genies und der Klarheit eines La Grange sich bedienten", d. h. möchten doch alle den gründlich-klaren Sinn eines La Grange besitzen und mit solchem Wissen und Wissenschaft behandeln!

Der Newtonische Versuch, auf dem die herkömmliche Farbenlehre beruht, ist von der vielfachsten Komplikation; er verknüpft folgende Bedingungen. Damit das Gespenst erscheine, ist nötig:

1. ein gläsern Prisma;
2. dieses dreiseitig;
3. klein;
4. ein Fensterladen;
5. eine Öffnung darin;
6. diese sehr klein;
7. Sonnenbild, das hereinfällt;
8. in einer gewissen Entfernung,
9. in einer gewissen Richtung aufs Prisma fällt;
10. sich auf einer Tafel abbildet,
11. die in einer gewissen Entfernung hinter das Prisma gestellt ist.

Nehme man von diesen Bedingungen 3., 6., und 11. weg: man mache die Öffnung groß, man nehme ein großes Prisma, man stelle die Tafel nah heran — und das beliebte Spektrum kann und wird nicht zum Vorschein kommen.

Man spricht geheimnisvoll von einem wichtigen Experimente, womit man die Lehre erst recht befestigen will; ich kenn es recht gut und kann es auch darstellen: das ganze Kunststück ist, daß zu obigen Bedingungen noch ein paar hinzugefügt werden, wodurch das Hokuspokus sich noch mehr verwickelt.

Der Fraunhoferische Versuch, wo Querlinien im Spektrum erscheinen, ist von derselben Art, sowie auch die Versuche, wodurch eine neue Eigenschaft des Lichts entdeckt werden soll. Sie sind doppelt und dreifach kompliziert; wenn sie was nützen sollten, müßten sie in ihre Elemente zerlegt werden, welches dem Wissenden nicht schwer fällt, welches aber zu fassen und zu begreifen kein Laie weder Vorkenntnis noch Geduld, kein Gegner weder Intention noch Redlichkeit genug mitbringt; man nimmt lieber überhaupt an, was man sieht, und zieht die alte Schlußfolge daraus.

Ich weiß wohl, daß diese Worte vergebens dastehen, aber sie mögen als offenbares Geheimnis der Zukunft bewahrt bleiben. Vielleicht interessiert sich auch noch einmal ein La Grange für diese Angelegenheit.

Da seit einiger Zeit meiner Farbenlehre mehr nachgefragt wird, machen sich frisch illuminierte Tafeln nötig. Indem ich nun dieses kleine Geschäft

besorge, muß ich lächeln, welche unsägliche Mühe ich mir gegeben, das Vernünftige sowohl als das Absurde palpabel zu machen. Nach und nach wird man beides erfassen und anerkennen.

Der Newtonische Irrtum steht so nett im Konversationslexikon, daß man die Oktavseite nur auswendig lernen darf, um die Farbe fürs ganze Leben los zu sein.

Der Kampf mit Newton geht eigentlich in einer sehr niedern Region vor. Man bestreitet ein schlecht gesehnes, schlecht entwickeltes, schlecht angewendetes, schlecht theoretisiertes Phänomen. Man beschuldigt ihn in den früheren Versuchen einer Unvorsichtigkeit, in den folgenden einer Absichtlichkeit, beim Theoretisieren der Übereilung, beim Verteidigen der Hartnäckigkeit und im ganzen einer halb bewußtlosen, halb bewußten Unredlichkeit.

Hundert graue Pferde machen nicht einen einzigen Schimmel.

Diejenigen, die das einzige grundklare Licht aus farbigen Lichtern zusammensetzen, sind die eigentlichen Obskuranten.

Wer sich an eine falsche Vorstellung gewöhnt, dem wird jeder Irrtum willkommen sein.

Deswegen sagte man ganz richtig: „Wer die Menschen betrügen will, muß vor allen Dingen das Absurde plausibel machen."

Licht und Geist, jenes im Physischen, dieser im Sittlichen herrschend, sind die höchsten denkbaren unteilbaren Energien.

Ich habe nichts dagegen, wenn man die Farbe sogar zu fühlen glaubt; ihr eigenes Eigenschaftliche würde nur dadurch noch mehr betätigt.

Auch zu schmecken ist sie. Blau wird alkalisch, Gelbrot sauer schmecken. Alle Manifestationen der Wesenheiten sind verwandt.

Und gehört die Farbe nicht ganz eigentlich dem Gesicht an?

[Unvollendetes. Skizziertes]

Religion: Alte;
Poesie: Religion der Jugend.

Die Natur ist immer Jehovah.
Was sie ist, was sie war, und was sie sein wird.

Daß Christus auf eine hamletische Weise zugrunde ging und schlimmer, weil er Menschen um sich berief, die er fallen ließ, da Hamlet bloß als Individuum perierte.

Anthropomorphism,
Erotomorphism.

Daß er alles, was auch vorgeht, in sittlich-sinnlich Gefühl auflöst und verwandelt.

Reine Naturgesinnung in fremdem Zustande.
Je reiner die Gesinnung, desto weniger Bedürfnis des Zustandes.

Je komplizierter, interessanter für sich selbst der Zustand ist, so gibt er unsern Gesinnungen das Gesetz.

Der grenzenlose Verstand, dem jeder Verstand zusagt, dem die Vernunft nichts anhaben kann, wenn auch das Gefühl nicht immer beistimmt.

Es ist nicht wahr, daß das Leben ein Traum sei; nur dem scheint es so, der
auf eine alberne Weise ruhet,
auf die ungeschickteste Weise verletzt.

Man hat den Epikur, der ein armer Hund war wie ich, sehr mißverstanden, wenn er das Höchste in die Schmerzlosigkeit legte.

Besonderes Vergnügen, sich mit Personen, die man liebt, über Dinge zu erklären und weitläufig zu sein, Empfinden rege zu machen, wenn man gleich weiß, daß, was man sagt, nicht wahr ist.

Die Menschen wundern sich, daß ich es besser weiß wie sie, und es ist kein Wunder: sie halten sehr oft für falsch, was ich denke.

Man muß nicht fürchten, überstimmt zu werden, wenn uns widersprochen wird.

Menschen, die ihre Kenntnisse an die Stelle der Einsicht setzen. (Junge Leute.)

Das Falsche (der Irrtum) ist meistens der Schwäche bequemer.

Wenn sie wüßten, wo das liegt, was sie suchen, so suchten sie ja nicht.

Die Güte des Herzens nimmt einen weiteren Raum ein als der Gerechtigkeit geräumiges Feld.

Je uneigennütziger der Mensch ist, desto mehr ist der . . . unterworfen den Eigennützigen.

Das, was man für sie tut, ist nicht genug; das, was man für sie getan hat, ist nichts: die ganze Existenz, die man ihnen geschaffen hat, nehmen sie von Gottes Gnaden, und so ist man, als wenn man nicht wäre, nicht gewesen wäre.

In weltlichen Dingen sind nur zu betrachten die Mittel und der Gebrauch.

Rasches Vorschreiten zum Zweck, ohne die Mittel zu bedenken.

Als wenn man, um dem Sohn, der in der Wiege liegt, beizeiten Vorteil zu bringen, den Vater totschlagen wollte.

Gedankenlosigkeit, die uns den Wert des Augenblicks verkennen läßt.

Charakter, der dargestellt kein Bild, pragmatisiert kein Resultat gibt.

Drei Dinge werden nicht eher erkannt als zu gewisser Zeit:
ein Held im Kriege,
ein weiser Mann im Zorn,
ein Freund in der Not.

Drei Klassen von Narren:
die Männer aus Hochmut,
die Mädchen aus Liebe,
die Frauen aus Eifersucht.

Toll ist:
wer Toren belehrt,
Weisen widerredet,
von hohlen Reden bewegt wird,
Huren glaubt,
Geheimnisse Unsichern vertraut.

Wer muß Langmut üben?
Der große Tat vor hat,
bergan steigt,
Fische speist.

Jüdisches Wesen: Energie der Grund von allem. Unmittelbare Zwecke. Keiner, auch nur der kleinste, geringste Jude, der nicht entschiedenes Bestreben verriete, und zwar ein irdisches, zeitliches, augenblickliches. Judensprache hat etwas Pathetisches.

Ein Deutscher war schon absurd, solang er hoffte; da er nun überwunden war, so war gar nicht mehr mit ihm zu leben.

Vorschlag zu einem polemischen Purism in Schulen.

Stoffartige Hülfe, die sich die Poesie der letzten Zeit gibt durch bedeutende Motive, Religion und Ritterwesen.

Beispiele, wie sich die Menschen über das Unerwartete, ja Unerträgliche durch poetische Formen begütigen:

empirisch erscheinende absolute Gewalt

Oberon, Blaubart.

Identität rasenden Enthusiasmus' und unbarmherziger Kritik schwer in sich zu erzielen.

Wirkung namhafter, gründlich arbeitender Autoren. Gegenwirkung journalistisch anonymer.

Ein geistreicher Humorist als quasi Poet, der, der Fülle seines Wissens und Empfindens gedenkend, sich in Tropen auszusprechen genötigt fühlt.

Trübe Stellen, wo die Intention des Dichters uns nicht klar entgegentritt, die man sich, weil man ihn liebt, erst auslegt und auf die man zurückkehrend immer eine gewisse Unbehaglichkeit empfindet.

Es kommt mir wunderbar vor, eine so tragische Schuld zu sehen, daß eine Tragödie gar nicht darauf zu folgen brauchte.

Abstumpfen des Geistes durchs Geistreiche.

Englische Stücke.

Das Verruchte des Stoffs,
das Absurde der Form,
verwerfliche Handlungen.
Vermaledeites englisches Theater!

Das Erhabene, für uns Übererhabene, höchst Verehrungswerte, doch, genau besehen, mit einem absurden, ja infamen Empirischen Verbundene macht uns stutzig, und man entschließt sich schwer.

Es ist etwas unbekanntes Gesetzliches im Objekt, welches dem unbekannten Gesetzlichen im Subjekt entspricht.

Zum Schönen wird erfordert ein Gesetz, das in die Erscheinung tritt.
Beispiel von der Rose.

In den Blüten tritt das vegetabilische Gesetz in seine höchste Erscheinung, und die Rose wäre nun wieder der Gipfel dieser Erscheinung.

Perikarpien können noch schön sein.

Die Frucht kann nie schön sein: denn da tritt das vegetabilische Gesetz in sich (ins bloße Gesetz) zurück.

Das Gesetz, das in die Erscheinung tritt, in der größten Freiheit, nach seinen eigensten Bedingungen, bringt das Objektiv-Schöne hervor, welches freilich würdige Subjekte finden muß, von denen es aufgefaßt wird.

Die Unmöglichkeit, Rechenschaft zu geben von dem Natur- und Kunstschönen: denn

ad 1. müßten wir die Gesetze kennen, nach welchen die allgemeine Natur handeln will und handelt, wenn sie kann; und

ad 2. die Gesetze kennen, nach denen die allgemeine Natur unter der besondern Form der menschlichen Natur produktiv handeln will und handelt, wenn sie kann.

Schönheit der Jugend aus obigem abzuleiten. Alter: stufenweises Zurücktreten aus der Erscheinung. Inwiefern das Alternde schön genannt werden kann.

Ewige Jugend der griechischen Götter.

Beharren eines jeden im Charakter bis zum Gipfel des menschlichen Daseins, ohne an die Rückkehr zu denken.

Die Schönheit: jede milde, hohe Übereinstimmung alles dessen, was unmittelbar, ohne Überlegen und Nachdenken zu erfordern, gefällt.

Vollkommne Künstler haben mehr dem Unterricht als der Natur zu danken.

Die höchste Absicht der Kunst ist, menschliche Formen zu zeigen, so sinnlich bedeutend und so schön, als es möglich ist.

Friedrich der Zweite zu Pferd nach Chodowiecki ist in Zinn gemalt in Nürnberg zu haben; gewöhnlich führt er die Soldaten der Kinder an und ist auch da noch ehrwürdig. Ich möchte ihn aber doch auf ähnliche Weise weder in Lebensgröße, noch weniger kolossal mit Augen sehen.

Zeichnet doch euere patriotischen Gegenstände! Einen König, der auf einer Brunnenröhre sitzt und denkt! Ja, wenn ihr seine Gedanken zeichnen könntet!

Ein solcher König hat mit eurer bildenden Kunst [nichts] zu tun; er soll nur im Geist und der Wahrheit verehrt werden.

Zeichnet, stecht in Kupfer, bezahlt, verkauft, belohnt immer in offenbarer Stille, und wenn euch ein tadelnd Wort trifft, so laßts ja hingehn; aber reizt nur niemanden, diese Armseligkeiten immer lauter und lauter vor den Ohren der Welt auszulachen!

Wenn ihr sagt: „Wir machens so“, da hat kein Mensch was dagegen; sagt ihr aber: „Ihr sollts auch so machen, euch nach unserer Beschränkung beschränken“, da kommt ihr um vieles zu spät.

Paris ist offen, Italien wirds auch werden; solange uns der Atem bleibt, werden wir den Künstler in das Weite der Welt und Kunst und in die Beschränktheit seiner selbst weisen.

Beschränkt doch den Künstler nicht durch solche .....; fühlt sich doch ohnehin jeder in dem weitesten Welt- und Kunstgenuß beschränkt genug!

Sich in seiner Beschränktheit gefallen, ist ein elender Zustand; in Gegenwart des Besten seine Beschränktheit fühlen ist freilich ängstlich, aber diese Angst erhebt.

Bei Betrachtung von Kunstwerken, sowohl dichterischen als bildnerischen, des dritten und vierten Jahrhunderts läßt sich bemerken, wie lange die Künstler noch am alten guten Sinne festgehalten haben, da schon alles um sie her dafür erstorben war. Erklärungsart der Kunstwerke auf diesem Wege. Sie sind keineswegs abstrus, sondern plastisch zu nennen. Siehe das kapitolinische Basrelief mit dem Prometheus pp.

Das Menschliche, Liebenswürdige, Zarte unter der Form einer imaginierten bildenden Kunst. Klosterbruder, Sternbald.

Organische Natur: ins kleinste lebendig; Kunst: ins kleinste empfunden.

Konflikte
Sprünge der Natur und Kunst.
Eintretender Genius zur rechten Zeit.
Element genugsam vorbereitet.
Nicht roh und starr.
Auch nicht schon verbraucht.
Ebenso mit der Organisation.

Hier springt die Natur auch nur, insofern alles vorbereitet ist, als ein Höheres, in die Wirklichkeit Tretendes zur eminenten Erscheinung gelangen kann.

Daß die Natur, die uns zu schaffen macht, gar keine Natur mehr ist, sondern ein ganz anderes Wesen als dasjenige, womit sich die Griechen beschäftigten.

Die Griechen nannten Entelecheia ein Wesen, das immer in Funktion ist.

Die Griechen, wenn sie beschrieben oder erzählten, sprachen weder von Ursache noch von Resultat, sondern trugen die äußere Erscheinung vor. Auch in der Naturwissenschaft machten sie keine Versuche wie wir, sondern hielten sich an den einzelnen Erfahrungsfällen.

Die Funktion ist das Dasein, in Tätigkeit gedacht.

Alle Wirksamkeit ist stärker am Mittelpunkt als gegen die Peripherie zu. Raum zwischen Mars und Jupiter.

Urphänomene: ideal, real, symbolisch, identisch.

Empirie: unbegrenzte Vermehrung derselben; Hoffnung der Hülfe daher; Verzweiflung an Vollständigkeit.

Urphänomen: ideal als das letzte Erkennbare;
real als erkannt;
symbolisch, weil es alle Fälle begreift;
identisch mit allen Fallen.

Ersparnis der Erfahrung, Sündflut der Erfahrung: Dinge, wovon man nicht reden würde, wenn man wüßte, wovon die Rede ist.

Wie das Unbedingte sich selbst bedingen und so das Bedingte zu seinesgleichen machen kann.

Daß das Bedingte zugleich unbedingt sei. Welches unbegreiflich ist, ob wir es gleich alle Tage erfahren.

Der Empirismus zur Unbedingtheit {erhöht / erweitert} ist ja Naturphilosophie. Schelling.

Daß es dem Menschen selten gegeben ist, in dem einzelnen Falle das Gesetz zu erkennen. Und doch, wenn er es immer in Tausenden erkennt, muß er es ja wieder in jedem einzelnen finden. Die großen Umwege erspart sich der Geist.

Bei Naturforschung auf Anordnung, auf System auszugehen, hinderlich und förderlich.

Alles, was im Subjekt ist, ist im Objekt und noch etwas mehr. Alles, was im Objekt ist, ist im Subjekt und noch etwas mehr. Wir sind auf doppelte Weise verloren oder geborgen: gestehen wir dem Objekt sein Mehr zu, pochen wir auf unser Subjekt.

Es ist daher das beste, wenn wir bei Beobachtungen soviel als möglich uns der Gegenstände und beim Denken darüber soviel als möglich uns unsrer selbst bewußt sind.

Jede [Erscheinung] ist zugänglich wie ein planum inclinatum, das bequem zu ersteigen ist, wenn der hintere Teil des Keiles schroff und unerreichbar dasteht.

Perspektivische Gesetze: die mit so großem Sinn als Richtigkeit die Welt auf das Auge des Menschen und seinen Standpunkt beziehen und dadurch möglich machen, daß jedes sonderbare, verworrne Gedräng von Gegenständen in ein reines, ruhiges Bild verwandelt werden kann.

Alle Verhältnisse der Dinge wahr. Irrtum allein in dem Menschen. An ihm nichts wahr, als daß er irrt, sein Verhältnis zu sich, zu andern, zu den Dingen nicht finden kann.

Wissen: das Bedeutende der Erfahrung, das immer ins Allgemeine hinweist.

Geschichte der Wissenschaft

Was muß zu allen Zeiten den Menschen von Haus aus interessieren?

Wie hat man nach und nach gesucht, sich davon Rechenschaft zu geben oder sich zu beruhigen?

Geschichte des Wissens

Was ist dem Menschen nach und nach bekannt geworden?

Wie hat er sich dabei und damit benommen?

Niederträchtigkeit der mittlern Zeit bis ins sechzehnte Jahrhundert, treffliche Menschen wie Aristoteles, Hippokrates durch dumme Märchen lächerlich und verhaßt zu machen.

Unglücklich ist immer derjenige, der sich in Korporationen einläßt: v. Humboldt darf von allem nichts melden, als was in Paris gilt. Was soll denn da aus dem werden, was wir Wissen und Wissenschaft nennen? In hundert Jahren wird es ganz anders aussehen.

Redensarten, wodurch das, was das Genie in einer Folge und aus einer Folge entdeckt, als was Einzelnes und wo nicht Zufälliges, doch Unzusammenhängendes angesprochen wird.

Nicht bloß Barbaren mit Feuer und Schwert, nicht bloß Pfaffenobskurantismus: die Gelehrten selbst sind solche barbarische Obskuranten, die etwas, das pp.

Bei den Kontroversen darauf zu sehen, wer das Punctum saliens getroffen.

Mathematik sich immer mit dem . . . und Würdigen beschäftigend. Verglichen mit dem Wollen und Dichten.

Mathematik, die auf Konviktion, Überführung ausgeht, weshalb gute Köpfe sich an ihr ärgern.

Man hört, nur die Mathematik sei gewiß; sie ist es nicht mehr als jedes andere Wissen und Tun. Sie ist gewiß, wenn sie sich klüglich nur mit Dingen abgibt, über die man gewiß werden und insofern man darüber gewiß werden kann. Das ist eben das Hohe der Mathematik, daß ihre Methode gleich zeigt, wo ein Anstoß ist. Fanden sie doch den Gang der himmlischen Körper nicht ihre[n] Rechnungen gemäß und wendeten sich daher auf die Annahme der Störungen und diese Störungen noch immer zu viel oder zu wenig.

In diesem Sinne kann man die Mathematik als die höchste und sicherste Wissenschaft ansprechen. Aber wahr kann sie nichts machen, als was wahr ist.

Was hat denn der Mathematiker für ein Verhältnis zum Gewissen, was doch das höchste, das würdigste Erbteil der Menschen ist, eine inkommensurable, bis ins feinste wirkende, sich selber spaltende und wieder verbindende Tätigkeit? Und Gewissen ists vom Höchsten bis ins Geringste. Gewissen ists, wer das kleinste Gedicht gut und vortrefflich macht.

Wenn diese Hoffnungen sich verwirklichen, daß die Menschen sich mit allen ihren Kräften, mit Herz und Geist, mit Verstand und Liebe vereinigen und voneinander Kenntnis nehmen, so wird sich ereignen, woran jetzt noch kein Mensch denken kann. Die Mathematiker werden sich gefallen lassen, in diesen allgemeinen sittlichen Weltbund als Bürger eines bedeutenden Staates aufgenommen zu werden, und nach und nach sich des Dünkels entäußern, als Universalmonarchen über alles zu herrschen; sie werden sich nicht mehr beigehen lassen, alles für nichtig, für inexakt, für unzulänglich zu erklären, was sich nicht dem Kalkül unterwerfen läßt.

Alle Kristallisationen sind ein realisiertes Kaleidoskop.

Es war schon bei den Römern, wenn sie was Tüchtigs sagen wollten, sagten sies *griechisch*. Warum nicht wir *französch*?

Wies kommt, daß eine fremde Sprache uns zum Ausdruck einer seltnen Empfindung mehr . . .

Die Frage über die Instinkte der Tiere läßt sich nur durch den Begriff von Monaden und Entelechien auflösen.

Jede Monas ist eine Entelechie, die unter gewissen Bedingungen zur Erscheinung kommt. Ein gründliches Studium des Organismus läßt in die Geheimnisse ...

Bescheidenheit gehört in gute, geschlossene Gesellschaft. Schon in größerer Sozietät steht das Unbescheidne immer im Vorteil, aber Derbheit, ja Grobheit gehört in eine Volksversammlung, wo der Pöbel mitreden will und den man überschreien oder selbst schweigen und sich nach Hause drücken muß. Übrigens kann ich die Newtonische Turba, sie bestehe aus Volk, Pharisäern oder Schriftgelehrten, welche das ...

.. Das unheilbare Übel dieser religiosen Streitigkeiten besteht darin, daß der eine Teil auf Märchen und leere Worte das höchste Interesse der Menschheit zurückführen will, der andere aber es da zu begründen denkt, wo sich niemand beruhigt.

Ich erwarte wohl, daß mir mancher Leser widerspricht; aber er muß doch stehen lassen, was er schwarz auf weiß vor sich hat. Ein anderer stimmt vielleicht mir bei, ebendasselbe Exemplar in der Hand.

Denn eben, wenn man Probleme, die nur dynamisch erklärt werden können, beiseite schiebt, dann kommen mechanische Erklärungsarten wieder zur Tagesordnung.

Was hat man sich nicht mit dem Granit beschäftigt! Man hat ihn mit in die neuern Epochen herangezogen, und doch entsteht keiner mehr vor unsern Augen. Geschäh es im tiefsten Meeresgrunde, so hätten wir keine Kenntnis davon.

Man muß eine Sache gefunden haben, wenn man wissen will, wo sie liegt.

Undatierbare Schriften zur bildenden Kunst

Zu malende Gegenstände

Nachdem ich über vieles gleichgültig geworden, betrübt es mich noch immer und in der neusten Zeit sehr oft, wenn ich des bildenden Künstlers Talent und Fleiß auf ungünstige, widerstrebende Gegenstände verwendet sehe; daher kann ich mich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit auf einiges Vorteilhafte hinzudeuten.

Eine so zarte wie einfache Darstellung gäbe jene jugendlich-unverdorbene, reife Jungfrau Thisbe, die an der gesprungenen Wand horcht. Wer den Gesichtsausdruck und das Behaben eines blühenden, in Liebe befangenen Mädchens, dem Ort und Stelle einer Zusammenkunft ins Ohr geraunt wird, vollkommen darzustellen wüßte, sollte gepriesen werden.

Nun aber zum Heiligsten überzugehen, wüßte ich in dem ganzen Evangelium keinen höhern und ausdrucksvollern Gegenstand als Christus, der, leicht über das Meer wandelnd, dem sinkenden Petrus zu Hülfe tritt. Die göttliche und menschliche Natur des Erlösers ist nie den Sinnen so identisch darzustellen, ja der ganze Sinn der christlichen Religion nicht besser mit wenigem auszudrücken. Das Übernatürliche, das dem Natürlichen auf eine übernatürlich-natürliche Weise zu Hülfe kommt und deshalb das augenblickliche Anerkennen der Schiffer und Fischer, daß der Sohn Gottes bei ihnen gegenwärtig sei, hervorruft, ist selten gemalt worden, und der größte Vorteil für den lebenden Künstler ist, daß es Raffael nicht unternommen; denn mit ihm zu ringen ist so gefährlich als mit Phanuel (1. B. Mos. XXXII).

Beispiele symbolischer Behandlung

Folgendes sind Beispiele von demjenigen, was die Kunst nur auf ihrer höchsten Stufe erreichen kann, von der Symbolik, die zugleich sinnliche Darstellung ist; und zwar sollte dieser hohe Gewinn einem jeden geistreichen Menschen fühlbar und einsichtlich sein; denn hier bestrebte sich die Darstellung des möglichsten Lakonismus.

Diana und Aktäon

Aus der Ferne schaut ein junger Jäger unter einem durchbrochnen Felsbogen ein nacktes weibliches dämonisches Wesen von der größten Schönheit. Schon ist er herbeigeeilt, hat sie lüstern in der Nähe beschaut; sie besprengt ihn mit zauberischem Wasser, er nimmt sogleich die Hirschnatur an. Einer seiner getreuen Hunde ist schon an ihm aufgesprungen und hat sich in Schenkel eingebissen; auf der andern Seite ist er von einem zweiten heranstürmenden bedroht, und indem er sich mit seinem aufgehobenen Krummstabe zu wehren trachtet, wird er durch die aufsprossenden Geweihe am Zuschlagen gehindert.

Wer dieses Bild zu schauen das Glück hat, möge von dem hohen Sinne desselben durchdrungen werden.

Ein zweites,

Iphigenie in Aulis,

auch erst neuerlich ausgegraben, wird uns durch Reisende mitgeteilt.

Im Mittelgrunde tragen zwei Opferdiener die ohnmächtige Jungfrau gegen eine Statue der Artemis. Links vom Zuschauer eilt der bebende, in seinen Mantel sich verhüllende Agamemnon davon. An der Rechten erscheint Kalchas mit entblößtem Stahl, dem Vater mit dem Blick, der Tochter mit der Schärfe drohend.

Hier stellt sich noch reiner, in einfacher Handlung, die Absicht hin, nur das Notwendigste dieses ungeheuren Ereignisses vor die Augen zu bringen, und zwar so, daß es durch Mannigfaltigkeit der Charaktere, durch symmetrische wohlgefällige Stellung und durch Farbengebung ein angenehmes Wandbild erzwecken mag.

Gemälde der Paula Gonzaga

Paula, Tochter Rudolphs Gonzaga, Herrn von Castiglione, der bei der Schlacht von Fornovo gegen Karl den Achten umkam, verheiratet an des großen weltbekannten Johann Jakob Trivulzio einzigen Sohn, Johann Nikolaus. Dieser kämpfte von seinem sechzehnten Jahre an bis zum dreißigsten, wo er vor dem Vater starb, als glücksritterlicher Soldat für die französischen Könige, welche ihn mit Ehren und Grundgütern reichlich belohnten. Er führte jederzeit den Namen Graf von Musocco, einer Besitzung in Graubünden, welche sein Vater auf ihn übertragen hatte.

Die Zeit seiner Verheiratung mit unserer Paula finden wir nicht bestimmt; aus dieser Ehe entsprangen Kinder; ein Sohn und zwei Töchter starben jung, ein Sohn Johann Franziskus, welcher in Mantua 1573 starb, nachdem er einem Fürsten um den andern gedient hatte. Zwei Töchter mögen auch die Eltern überlebt haben.

Wir ziehen diese Nachrichten aus dem vierten Faszikel des schönen Werks, welches, Famiglie Celebri Italiane betitelt, die Familie Trivulzio abhandelt und darstellt. In der Kapelle, dieser Familie angehörig, welche sich in der Kirche di S. Nazaro Maggiore in Mailand befindet, liegt unsere Paula auf einem Sarkophag gleich ihren übrigen Verwandten; die Inschriftstafel meldet:

Paula Gonzaga
Comitissa Musochi
Jo' Nicolai
Magni Trivultii Filii
Uxor,

ist also nicht sehr verschieden von derjenigen, die mit goldenen Buchstaben teils über, teils neben dem Haupte des Bildnisses zu lesen war, bei der Restauration aber nicht erhalten werden konnte. Sie lautet wie folgt:

Paula Gonzaga
Filia Uxor
Musoci Magni
Reidulphi Marchionis
Nicolai Comitis
Trivultii Filii.

Der Meister, dem dieses Bild zuzuschreiben wäre, wird von verschiedenen Kennern verschieden genannt und bestimmt; einigen scheint am wahrscheinlichsten, daß es von einem Ferrareser Dosso Dossi sich herschreibe, welcher 1558 hochbejahrt starb und also gar wohl in seiner besten Zeit das Porträt unserer Paula verfertigen konnte.

Das von der rechten Schulter herabhängende Pantherfell scheint ein Putz gewesen zu sein, dessen sich vornehme Damen zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erfreuten; wir finden ein ähnliches in dem Schoße der Herzogin von Urbino, ein anderes auf den Schultern der sogenannten Fornarina, beide von Raffael, ein drittes sodann aber in der Kartause von Pavia auf dem Grabmal der neben ihrem Gemahl Ludwig Sforza, genannt il Moro, liegenden Beatrix von Este, welche es wie

eine Art Muff über die Hand geschlagen hat. Es scheinen Felle von jungen Leoparden gewesen zu sein, die durch den venezianischen und genuesischen Handel nach dem obern Italien gekommen. Rar mag man sie gehalten haben, und sie mögen deshalb kostbar gewesen sein.

Toskanische Münze

Ferdinand der Zweite, Großherzog von Toskana, regierte von 1620 bis 1668. Eine Münze mit seinem Bilde findet man in den Famiglie celebri d'Italia, in den letzten Heften, den Medici di Firenze gewidmet, Nr. 65 der Abbildungen; die Tafeln haben keine Nummern. Hier kommt das Profil, der Gesichtsbildung und den lang herabhängenden Haaren nach, welche sonst kein Großherzog trug, mit einem fürtrefflich gearbeiteten Kopfe von Bronze, in meinem Besitz, überein.

Jene Münze hat auf der Rückseite einen Rosenzweig mit aufgeblühten Blumen, Knospen, Blättern und Dornen, mit der Umschrift: Gratia obvia, ultio quaesita. Man bezieht dieses Symbol auf seinen sehr sanften, ruhigen, aber nicht anzutastenden Charakter.

Vorschläge, den Künstlern Arbeit zu verschaffen

Was in der Abhandlung über Akademien hierüber gesagt worden
Meister und Schüler sollen sich in Kunstwerken üben können.
Wer sie nehmen und bezahlen soll.
Könige, Fürsten, Alleinherrscher.
Wieviel schon von ihnen geschieht.
Wie jedoch, wenn sie persönlich keine Neigung zu den Künsten haben, manches auf ein Menschenalter stocken kann.
Die Neigung, das Bedürfnis ist daher weiter auszubreiten.
Kirchen.
Katholische.
Lutherische.
Reformierte.
Lokal, wo die Kunstwerke zu plazieren.
Regenten und Militärpersonen, deren öffentliches Leben gleichsam unter freiem Himmel, stehen billig auf öffentlichen Plätzen.
Minister in den Ratssälen, andere verdiente Staatsbeamte in den Sessionsstuben.

Gelehrte auf Bibliotheken.
Inwiefern schon etwas Ähnliches existiert.
Eine solche allgemeine Anstalt setzt Kunst voraus und wirkt wieder zurück auf Kunst.
Italien auch hierin Muster und Vorgängerin.
Bilder in den Sessionsstuben zu Venedig.
Vom Saal der Signoria an bis zum Bilde der Schneidergilde.
Gemälde im Zimmer der Zehen.
Wie die Sache in Deutschland steht.
Leerheit des Begriffs eines Pantheons für eine Nation, besonders wie die deutsche.
Es würde dadurch allenfalls eine Kunstliebhaberei auf eine Stadt konzentriert, die doch eigentlich über das Ganze verteilt und ausgedehnt werden sollte.
Unschicklichkeit architektonischer Monumente.
Diese schreiben sich nur her aus dem Mangel der höhern bildenden Kunst.
Doppelter Vorschlag, einmal für die Bildhauerei, dann für die Malerei.
Warum der Bildhauerkunst die Porträte zu vindizieren.
Pflicht und Kunst des Bildhauers, sich ans eigentlich Charakteristische zu halten.
Dauer des Plastischen.
Pflicht, die Bildhauerkunst zu erhalten, welches vorzüglich durchs Porträt geschehn kann.
Gradation in Absicht auf den Wert und Stoff der Ausführung.
1) Erstes Modell allenfalls in Gips abgegossen.
2) In Ton ausgeführt.
3) In Marmor ausgeführt.
Eine gute Gipsbüste ist jede Familie schon schuldig von ihrem Stifter oder einem bedeutenden Mann in derselben zu haben.
Selbst in Ton ist der Aufwand nicht groß und hat in sich eine ewige Dauer, und es bleibt den Nachkommen noch immer übrig, sie in Marmor verwandeln zu lassen.
An größern Orten sowie selbst an kleinern gibt es Klubs, die ihren bedeutenden Mitgliedern, besonders wenn sie ein gewisses Alter erreicht hätten, diese Ehre zu erzeigen schuldig wären.
Die Collegia wären ihren Präsidenten nach einer gewissen Epoche der geführten Verwaltung ein gleiches Kompliment schuldig.

Die Stadträte selbst kleiner Städte würden Ursache haben, bald jemanden von einer höhern Stufe, der einen guten Einfluß aufs gemeine Wesen gehabt, bald einen verdienten Mann aus ihrer eignen Mitte oder einen ihrer Eingebornen, der sich auswärts berühmt gemacht, in dem besten Zimmer ihres Stadthauses aufzustellen.

Anstalten, daß dieses mit guter Kunst geschehen könne.

Die Bildhauerzöglinge müßten bei der Akademie neben dem höhern Teile der Kunst auch im Porträt unterrichtet werden.

Was hiebei zu bemerken.

Ein sogenanntes natürliches Porträt.

Charakteristisches mit Stil.

Von dem letzten kann nur eigentlich die Rede sein.

Die Akademie soll selbst auf bedeutende Personen, besonders durchreisende, Jagd machen, sie modellieren lassen und einen Abdruck in gebranntem Ton bei sich aufstellen.

Was auf diese Weise sowohl als durch Bestellung das ganze Jahr von Meistern und Schülern gefertigt würde, könnte bei der Ausstellung als Konkurrenzstück gelten.

In einer Hauptstadt würde dadurch nach und nach eine unschätzbare Sammlung entstehen, indem, wenn man sich nur einen Zeitraum von zehn Jahren denkt, die bedeutenden Personen der In- und Außenwelt aufgestellt sein würden.

Hierzu könnten nun die übrigen, von Familien, Kollegien, Korporationen bestellten Büsten ohne großen Aufwand geschlagen werden und eine unversiegbare Welt für die Gegenwart und die Nachzeit, für das In- und Ausland entstehen.

Die Malerei hingegen müßte auf Bildnis keine Ansprüche machen. Die Porträtmalerei müßte man ganz den Partikuliers und Familien überlassen, weil sehr viel dazu gehört, wenn ein gemaltes Porträt verdienen soll, öffentlich aufgestellt zu werden.

Allein um den Maler auch von diesem Vorteile genießen zu lassen, so wäre zu wünschen, daß der Begriff von dem Wert eines selbständigen Gemäldes, das ohne weitern Bezug fürtrefflich ist oder sich dem Fürtrefflichen nähert, immer allgemeiner anerkannt werde. Jede Gesellschaft, jede Gemeinheit müßte sich überzeugen, daß sie etwas zur Erhaltung, zur Belebung der Kunst tut, wenn sie die Ausführung eines selbständigen Bildes möglich macht.

Man müßte den Künstler nicht mit verderblichen Allegorien, nicht mit

trocknen historischen oder schwachen sentimentalen Gegenständen plagen, sondern aus der ganzen akademischen Masse von dem, was dort für die Kunst heilsam und für den Künstler schicklich gehalten wird, sich irgendein Werk nach Vermögen zueignen.

Niemand müßte sich wundern, Venus und Adonis in einer Regierungssessionsstube oder irgendeinen homerischen Gegenstand in einer Kammersession anzutreffen.

Italienische Behandlung.

Hülfe durch Charakterbilder.

Zimmer der Dieci in Venedig.

Wirkung hiervon.

In großen Städten schließt sichs an das übrige Merkwürdige.

Kleine Orte macht es bedeutend.

Guercinische Werke in Cento.

Anhänglichkeit an die Vaterstadt.

Freude, dorthin aus der Ferne als ein gebildeter Mann zu wirken.

Möglichkeit, hierbei überhaupt ohne Parteigunst zu handeln.

Die Akademien sollen überhaupt alle ihre Urteile wegen der ausgeteilten Preise öffentlich motivieren.

So auch, warum diesem und jenem eine solche Bestellung zur Ausführung übergeben worden.

Bei der jetzigen Publizität und bei der Art, über alles, selbst auch über Kunstwerke mitzureden und zu urteilen, mögen sie strenge, ungerechte, ja unschickliche Urteile erwarten.

Aber sie handeln nur nach Grundsätzen und Überzeugung.

Es ist hier nicht von Meßprodukten die Rede, deren schlechtestes immer noch einen Lobpreiser findet, mehr zugunsten des Verlegers als des Verfassers und Werkes. Ist das Werk verkauft, so lacht man das betrogne Publikum aus, und die Sache ist abgetan. Wäre hingegen ein schlechtes Bild an einem öffentlichen Orte aufgestellt, so würde es an manchem Reisenden immerfort einen strengen Zensor finden, so sehr man es auch anfangs gelobt hätte, und manches, was man anfangs hätte heruntersetzen wollen, würde bald wieder zu Ehren kommen.

Die Hauptsache beruht doch immer darauf, daß man von obenherein nach Grundsätzen handle, um unter gewissen Bedingungen das möglich Beste hervorzubringen; denn daß gegen Kunstarbeiten, die auf diese Weise zu unsern Zeiten hervorgebracht werden, immer manches zu erinnern sein würde, versteht sich von selbst.

Was also aus einem solchen Mittelpunkt ausginge, müßte immer aus einem allgemeinen Gesichtspunkt mit Billigkeit beurteilt werden.

Möglichkeit der Ausführung in Absicht aufs Ökonomische.

Hier ist besonders von Gemeinheiten die Rede, die teils unabhängig, teils vom Konsens der Obern abhängig sind.

Tätigkeit junger Leute.

Bemühungen zu unmittelbar wohltätigen Zwecken, um das Übel zu lindern.

Höhere Wohltätigkeit durch Zirkulation, in welche eine geistige Operation mit eingreift.

Lob der Künste von dieser Seite.

Undatierbare Schriften zur Naturwissenschaft

Entwurf einer allgemeinen Geschichte der Natur

Oberfläche der Erde bis in die bekannte Tiefe.
Verschiedene Gebirge, welche dieselbe ausmachen.
Urgebirge.
Übergangsgebirge.
Flözgebirge.
Aufgeschwemmte Gebirge.
Entstehung des fruchtbaren Erdbodens.
Charakter dieser verschiedenen Gebirge.
Vorlegung der Musterstücke.
Von der Gestalt der Gebirge.
Allgemeines Gesetz der Kristallisation im Soliden.
Vorzeigung der deshalb gefertigten Zeichnungen und Modelle.
Abweichendes Vorkommen der Gebirgsmassen in sich selbst.
Sogenannte Gänge.
Sogenannte Lager.
Flöze.
Rücken.

[Gesteinslagerung]

Als unsre Erde sich zu einem Körper bildete, war ihre Masse in einem mehr oder weniger flüssigen Zustande.

Diese Masse war nicht einfach, jedoch die Teile, woraus sie bestand, innigst gleich aufgelöst.

Die Auflösung war durch ein innerliches Feuer geschehen, oder vielmehr, die Masse ward durch ein innerliches Feuer in einer gleichen Auflösung erhalten, das mit einem Schmelzfeuer nicht zu vergleichen ist.

Der Kern der Erde kristallisierte sich und ist wahrscheinlich die schwerste Masse.

Die äußerste Kruste des Kernes ist der Granit.

Er ist gleichfalls kristallisiert in seinem Innersten.

Es haben sich die verschiedenen Teile der Masse zusammengezogen und sich zusammenbegeben. Quarz, Feldspat, Glimmer.

In seinem Äußern, denn er zeigt sich in regelmäßigen Formen.

Was beobachtet worden.

Risse und Spalten durch Kristallisation, nicht durch Erkältung.

Das innerliche Feuer scheint keine solche Feindschaft mit dem Wasser gehabt zu haben als das entbundne.

Das Wasser hat die erste Grundmasse mit in Auflösung erhaltenen Felsen; es ist über alle Gebirge der Welt weggegangen.

Aus dieser allgemeinen Auflösung schlug sich also zuerst der Granit nieder, kristallisierte sich zuerst. Dadurch war der ungeheure Ozean noch lange nicht klar und rein geworden.

Alle Teile, woraus der Granit besteht, mit soviel flüchtigen, trübte noch das Wasser; über den Wassern schwebten in der Atmosphäre die flüchtigsten und wechselten ab und zu.

Die erste Epoche des Granits ist einfach und allgemein über die ganze Welt.

Was sich nach dem Granit zuerst niederschlug, war eine ungeheure Masse von Ton und Glimmer, die überall den Granit in einer gewissen Höhe bedeckt. Diese war gleichfalls sehr allgemein, doch nicht so einfach.

Dieser Niederschlag ist in dem Wasser geschehen. Es geschah gleich, nachdem der Granit sich kristallisiert hatte, denn wir finden diese Gesteinart in den Granit verwachsen, ja mit ihm abwechselnd.

Gneis ist der Granit, der sich nach der ersten Grundbildung aus dem Wasser niederschlug, daher seine blättrige Gestalt.

Das Tongestein sehr rein und daher blättriger Tonschiefer.

Sehr kieselhafter [?] Jaspis, wenn sich der Quarz und Feldspat [?] mehr oder weniger darin kristallisiert.

Porphyr.

Ton- und Glimmergestein auf dem Granit.

Rhombisch-blättrige Gestalt des Tonschiefers.

Rhombische des Jaspis.

Porphyrs pp.

Quarzmasse in Wasser aufgelöst, mit dem Tongestein innig vermengt.

Erster Kalk.

Gleich auf dem Ton.

Mit Ton abwechselnd.

Mit Ton vermischt.

Wie der Ton rhombisch gesprungen. In die Sprünge Quarzmasse eingeschlossen.

Ursache der Vulkane wird angenommen

Eine allgemeine wirkliche, die sich allgemein manifestiert hat und noch manifestiert.	Eine allgemeine dynamische, die sich im besondern manifestiert hat und noch manifestiert.
Uranfängliches Glühen des Erdkörpers.	Disposition der Erdoberfläche, sich differenzieren zu lassen durch Schichten und Klüfte.
Hauptsächlich wirkend bei der Entstehung der Oberfläche.	Auch die Wasserwirkung ist unleugbar.
Immerfort wirkend.	Neuerregtes Peripheriefeuer.
Aus der Tiefe nach oben.	
Folge jenes Universellen im Einzelnen.	Folge eines von Zeit zu Zeit sich manifestierenden galvanischen Prozesses, wozu Wasser nötig ist.
Jeder Vulkan steht mit dem glühenden und noch aufsiedenden Erdkörper in Konnexion.	Die Anlage findet sich in den Schichten und Klüften; die untermeerischen und Ufervulkane werden durch Wasser, die der Hochgebirge durch den schmelzenden ewigen Schnee erregt, wozu denn immer gewisse Lokalschichten und Bedingungen nötig sind.

Vergleichsvorschläge, die Vulkanier und Neptunier über die Entstehung des Basalts zu vereinigen

Die Ähnlichkeit der Basalte und Laven sowohl in ihren Bestandteilen als ihrem äußern Ansehn, die Nähe beider Steinarten in den Gebirgen, die Übergänge beider ineinander haben den Gedanken erregt und befestigt, daß die Basalte vulkanisch seien. Bei näherer Untersuchung fanden sich Schwierigkeiten; man konnte die Krater nicht entdecken, woraus

isolierte Basaltfelsen, große Basaltstrecken im flüssigen Zustande hervorgequollen sein sollten, man fand eine große Verwandtschaft des Basalts mit andern unstreitigen Wasserprodukten, man fand, daß sie sich bald der Grundgebirgs- bald der Flözgebirgsart näherten, und wie man vor einiger Zeit zu viel dem Feuer zuschrieb, wollte man nun auch wieder dem Wasser alles vindizieren. Die nahe Verwandtschaft der Basalte und Vulkane ist unleugbar, und die Neptunier, dadurch daß sie die Laven für geschmolzne Basalte anerkennen wollen, erkennen sie dadurch nunmehr auch an. Wären also die Basalte nicht vulkanisch, so wären doch die Laven basaltisch, und wir schlagen auf diesem Punkte beiden Teilen die Vereinigung vor.

Hier ist unsre Hypothese. Das große, die Erde überdeckende Meer hatte aus seiner Masse schon die sogenannten Grundgebirge abgesetzt, als es in einen siedenden Zustand geriet, indem gewisse Teile der darin enthaltenen Materien aufeinander freier und kräftiger als vorher wirkten; in dieser heißen Epoche setzten sich die Basalte nieder; und da sie im allgemeinen vorüber war, hatte [sich] noch so viel erhitzbare Materie zugleich niedergeschlagen, daß in der Nähe des Meeres noch bis auf den heutigen Tag Vulkane fortbrennen können.

Basalte waren also Ausgeburten eines allgemeinen vulkanischen Meeres; hier waren keine Krater nötig, hier kein Ausfluß, sondern ein großer, heißer, ausgebrannter Niederschlag. Die basaltische, noch nicht in den Mittelzustand versetzte Materie wirkte unter dem Wasser unaufhörlich fort, erzeugte Krusten; die Kräfte wirkten in verschlossenen Höhlen; sie häuften Decke auf Decke, zerrissen sie wieder, Schmelzungen geschahen im Innern und Ausdehnungen; so stiegen die vulkanischen Inseln und Vorgebirge in die Höhe, so füllten sich ungeheure Meerbusen aus, so entstanden ganze vulkanische Uferreihen.

Hier läge also die Verwandtschaft der Basalte und Vulkane.

Es konnten auf diese Weise:

1) Basalte existieren, wo nie nachher, weder in der Tiefe des alten Meeres noch in der folgenden Zeit, eine vulkanische Wirkung sich geäußert.

2) Können zunächst an den Basalten vulkanische Wirkungen sich geäußert haben und solche wieder geschmolzen haben.

3) Können Vulkane entstanden sein, wo vorher nie sich Basalte gebildet haben, wo nur die zum Erhitzen fähige Materie sich in dem Meer niedergesetzt.

4) Können sowohl in dem zweiten als dritten Fall basaltähnliche Laven entstehen.

Man sieht leicht, daß diese Hypothese sich der einen wie der andern Meinung nähert, und wir übergeben diese Gedanken nicht als Endurteil, sondern als Vergleichsvorschläge beiden Parteien zur geneigten Beherzigung und wünschen nur, daß wir, wie es Friedenstiftern zu gehen pflegt, uns den Unwillen beider Teile nicht zuziehen mögen.

Man braucht nicht ungeheure Revolutionen, wodurch die Katers weggeschafft worden, so daß bloß die basaltischen Kerne stehengeblieben, anzunehmen, sondern die Basalte werden dadurch, wie es die Neptunier begehren, zu einer großen, mit dem Grundgebirge und dem Flözgebirge, nach Verschiedenheit der Umstände, verwandter Gebirgsart.

Man könnte auf diese Weise die Schwefelkiese zu Erklärung der Erhitzung entbehren.

[Gestaltung anorganischer Körper]

In flachen Gruben oder Gefäßen erweichter Lehm spaltet sich beim Eintrocknen in fünf- und vierseitige Tafeln.

Alle Gebirgsarten vom ältesten Granit bis zur letzten Flözschicht spalten sich in gewisse Formen, die, mehr oder weniger rhombisch, miteinander Ähnlichkeit haben.

Ziegelsteine, einem allzu heftigen Feuer ausgesetzt, trennen sich in säulenförmige Bildungen.

Trennung der Masse zu Gestalten.

Gestaltung der Masse in sich, kristallinisch.

Kristallisation in Freiheit.

Abgesonderte Kristallisation innerhalb der Masse.

Das Porphyrartige.

Neigung der Trappformation der Säulengestalt.

Neigung einer jeden einfachen Gebirgsart zu regelmäßigerer Gestalt.

Sie kommt nicht immer zur Erscheinung.

Gestalteter Sandstein

Ich las im Deutschen Gil Blas folgende Stelle: „Im Blankenburgischen, etwa eine Stunde vom Kloster Michaelstein, zwischen den Dörfern Wienroda und Timmenroda, ist ein Steinbruch, dessen Steine

ineinanderstehende Schüsseln bilden, deren sich die Nachbarn zu Viehtrögen bedienen."

Auf Befragen erhielt ich von einem dortigen Gebirgskenner folgende Antwort: „Es ist allerdings gegründet, daß in der Ihnen bereits bekannten Gegend sich solche napfförmig, schalig abgesonderte Stücke finden, die in der Nähe wohnende Leute zu Viehtrögen anwenden; allein ich fand in dem Steinbruch keine vor und habe nun jemand Kommission gegeben, ein solches Stück ausbrechen zu lassen oder sich durch die etwaigen Besitzer zu verschaffen, welches ich Ihnen sofort mit erster Gelegenheit übersenden werde. Der Steinbruch findet sich in der bunten Steinformation, in welcher der Roggenstein vorkömmt. Wenn letzterer sehr fest wird und die körnig-abgesonderten Stücke verliert, so entsteht daraus die Gesteinart, welche der Herr Professor Hausmann Hornmergel nennt. Ohne Zweifel gehört die schalige Absonderung demselben zu.

Sobald es möglich ist, erhalten Sie einen solchen Steinkoloß, an welchem Sie alle äußern Unterscheidungsmerkmale ohne Augenbewaffnung wahrnehmen können."

Wahrscheinlich hat die ungefüge Masse den gefälligen Freund abgehalten, einen solchen Block nach Jena an das mineralogische Kabinett, wohin man es wünschte, zu senden. Jedes Beispiel, daß ein Gestein sich in gewissen Formen darstellt, ist immer bemerkenswert.

[Schichtung des Granits]

Ein Granitgebirg teilt sich seiner Länge nach von oben hinunter in Wände, die unter sich sowohl eine ungleiche Breite haben als auch von ihrem Fuße an, der sich beobachten läßt, nach dem Gipfel zu an Stärke abnehmen, deren mittelste meist senkrecht steht, an die sich die folgenden mit einer geringen Neigung anlehnen. Die Seiten dieser Wände laufen miteinander parallel.

Die größten Abteilungen des Granits, auf die wir zuerst unsre Beobachtung richten, laufen mit der Richtung des Gebirges fort und trennen das Gestein von oben hinab in Massen, die gegen ihre Länge und Höhe schmal sind und deren Seiten parallel miteinander fortlaufen. Wir wollen sie Wände nennen. Die mittelste steht meist senkrecht, und die folgenden neigen sich weniger oder mehr nach ihr; sie sind unter sich von ungleicher Breite und nehmen von dem Fuße nach dem Gipfel zu allmählich ab.

Diese Wände, deren viele auf den höchsten Gebirgen nackt stehen, würden uns nur ungeheure einfache Flächen zeigen, wenn sie nicht wieder selbst auf eine mannigfaltige Weise durchschnitten wären.

Die erste Unterabteilung geschieht durch wagerechte Klüfte, welche von senkrechten durchkreuzt werden; es entstehen daraus große parallelepipedische oder auch, wenn die Klüfte schiefe Richtungen annehmen, rhomboidische Massen.

Auch diese wieder sind nicht zusammenhängend; hier erblickt man erst diejenigen Spaltungen, deren Richtung und Gestalt jeden Beobachter verwirrt; denn man glaubt zwar, indem man sie anschaut, eine entfernte Übereinstimmung und Regel zu ahnden, allein man wird gar bald geneigt, besonders da noch andere Umstände eintreten, die ihre anfänglichen Züge unkenntlicher machen, auszurufen: hier ist nichts als Unordnung und Verwirrung.

Es würde unmöglich sein, mit bloßen Worten ein deutliches Bild zu geben, deswegen Beschauern, die die höhern Gebirge nicht selbst besteigen können, die erste Tafel dazu dienen soll, das, was wir bisher gesagt, klarzumachen. Und dann fahren wir weiter fort.

Die Granitgebirge bestehen nicht aus ganzen, ungetrennten Massen; vielmehr sind solche in mannigfaltigem Sinne gespalten.

Die ersten Hauptspaltungen derselben teilen das Gebirge der Länge nach von oben hinab. Daraus entstehen Wände von ansehnlicher Breite. Die mittelste Wand steht meist senkrecht, die folgenden zum Teil auch, zum Teil neigen sie sich nach der Mitte zu, und ihre Seiten sind untereinander und mit der Richtung des Gebirges gleichlaufend. Diese Wände werden wieder von andern Ablösungen durchkreuzt. Zuerst bemerken wir einige, die horizontal laufen oder sich mehr oder weniger von der Horizontallinie entfernen, die ich Flözklüfte nach dem gewöhnlichen bergmännischen Ausdruck zu nennen Vorgänger habe, sodann andre, die mehr oder weniger senkrecht die ersten durchkreuzen und Gangklüfte genannt werden dürfen. Dadurch entstehen Abteilungen, die große parallelepipedische oder rhombische Massen bilden; allein auch diese sind nicht ganz, sondern sie werden wieder durch Unterabteilungen getrennt; deswegen sei mir erlaubt, jene ersten genannten Klüfte Hauptflöz- und Hauptgangklüfte, jene Massen Hauptmassen zu nennen.

Die Unterabteilungen sind nicht so einfach, noch so regelmäßig und werden ohne Gegenwart des Felsens, ohne ein Modell oder Zeichnung nicht verstanden werden. Bald laufen die Klüfte dieser Zwischenmassen mit

den Hauptklüften parallel, bald weichen sie von ihnen ab. Bald teilen sie solche horizontal in gleiche Bänke oder perpendikulär in gleiche Blöcke, bald trennt sich eine Abteilung in mehrere Lagen, indessen die darunterstehende in einen Block verbunden ist, der sich gleichsam wie ein Riegel vorschiebt; bald läuft ein Riß in die nächste Masse hinüber, bald verliert er sich ganz.

[Gänge]

Unzweifelhafte Gang= und
Flözklüfte.
Zweifelhafte Fälle.
Ungezweifelte Entstehung des Granits durch Kristallisation.
Inneres.
Äußeres.
Form desselben.
Notwendigkeit, die Terminologie beizubehalten.

*

Mischung aus allem, was am schwersten auflöslich. Bestimmte, aber schwer zu bestimmende Form des Granits, eben weil er aus mehreren sich gleichwiegenden Grundelementen besteht, die alle gleiche Rechte ausübten. Der Quarz ist gebunden wie er bindet, und so von den übrigen Bestandteilen.

*

Rhombische Gestalt Ursache der Klippenform.
Ursache der Verwitterung der Gipfel.
Flözklüfte.
Gangklüfte.
Transversalklüfte.
Auflösung im nassen und trocknen Wege.

Gleiche Auflösung des ersten Chaos. Nicht allein der ersten Erden, sondern aller Salze, Metalle.

Wenn man sieht, wie innig die Natur verbindet, so läßt sich auf die innige Auflösung schließen, in der sie die Körper gehalten haben muß, eh sie fest und Körper wurden.

Wie schwer fällt es der Analyse, zu scheiden, was die Natur vereinigt hat, und wieviel geht bei jeder Scheidung verloren. Sollte man also weit vom Ziele irren, wenn man alle bekannten und unbekannten

irdischen Substanzen oder einfachen irdischen Naturen in einer allgemeinen Auflösung in dem ersten Chaos dächte. Was wir im groben Sinn Elemente nennen: Grunderzte [?] und andere Stoffe, waren innig verbunden gewesen.

Um so mehr war dies möglich und notwendig, da eine mit der andern verbunden mehr von der dritten und dann so fort auflöste, daß also eine allgemeine Auflösung so möglich als notwendig scheint.

[Entstehung unorganischer Formen]

Das Halbgewußte hindert das Wissen. Weil alles unser Wissen nur halb ist, so hindert unser Wissen immer das Wissen.

*

Vom Materiellen, vom Körperlichen wird gesprochen, insofern wir es als unorganisch betrachten.

*

Alles Materielle kommt uns formlos vor, wenn wir unaufmerksam sind.

Aber es hat eine unwiderstehliche Neigung, sich zu gestalten.

Das Materielle, Körperliche läßt sich vor der Gestaltung in einem dreifachen Zustand denken.

In einem freien, gedrängten, gehäuften.

Der freie ist die Auflösung.

Der gedrängte das Aufgelöste, verdichtet vor seiner Erstarrung.

Der gehäufte, wenn das Erstarrte einzeln teilweise sich berührt, ohne ineinanderzugreifen.

Aus diesen drei Zuständen strebt das Materielle zur Form.

Der Formen betrachten wir zuerst dreie.

Die allgemeinste, wenn das Materielle seine eigentümliche Form verleugnet und sich der allgemeinsten Bestimmung unterwirft. Dann entsteht die runde Form.

Die allgemeine, wenn das Materielle, seine eigentümliche Form verleugnend, sich dem Gesetz unterwirft, welches allen unorganischen Massen vorgeschrieben ist.

Die besondere Form, wenn das Materielle seinen speziellen Gesetzen folgt.

Um die allgemeinste und die besondere Form annehmen zu können, muß das Materielle in völligster Freiheit sein.

Niemand leugnets. Alles Tropfbare, vom Geistigsten bis zum Quecksilber und den geschmolzenen Metallen nehmen eine runde Form an.

Kristallisation, das heißt Erscheinung in seiner besondern Form, setzt gleichfalls Freiheit voraus.

Hier haben wir nur von der mittleren zu reden, die zwar auch anerkannt, aber nicht genug beherzigt und nicht gehörig genug angewendet ist.

Wir sagen also: es gibt ein allgemeines Gesetz, nach welchem alle materielle Massen sich gestalten, und dieses Gesetz offenbaren uns die Gebirge, und wer es kennt, dem sind sie offenbar.

Gestaltung einer Masse setzt nicht allein voraus, daß sie sich in Teile trenne, sondern daß sie auf eine entschiedene Weise in unterscheidbare, untereinander ähnliche Teile sich trenne.

Das Unorganische ist die geometrische Grundlage der Welt.

Die geometrischen meßbaren Formen sind ihr Anteil.

Keine Frage bei der eigentlich sogenannten Kristallisation.

Aber auch bei Gestaltung der Massen: Kubus, Parallelepiped, Rhomboid, Pyramide, Keil liegt um das her, und alles, was nicht verwittert ist, zeigt solche Gestalten scharf und entschieden.

Umherliegende Granite

Können verschiedentlich abgeleitet werden.

1. Als Reste von an derselben Stelle gestandenen Felsenklippen,

die, zum größten Teil verwittert, ihre festesten Überbleibsel liegenlassen: wichtigste Erscheinung der Lux- oder Luisenburg bei Alexandersbad, von uns aufs genauste betrachtet und behandelt;

weniger auffallende, aber doch stark genug sprechende der Landgrafenstein und sonstige gewiß noch bedeutend aufzufindende;

dergleichen stehengebliebene Felsen in den Wüsten Ägyptens;

durch Verwitterung verschwindende in Niederägypten bei Alexandrien.

2. Herbeigeführte oder in der Nähe umhergetriebene Massen.

Hierbei können wir des Eises nicht entbehren.

Große Eisschollen, welche Granit in den Sund bringen.

Nachricht hievon durch Herrn von Brenn.

Frühzeitiges Abscheiden desselben.

Fernerer Beobachtung empfohlen.

Früherer Andrang solcher Fluten und Eisstürme, die noch immer auf der Ostsee sind.

Können gar wohl die Felsen des heiligen Dammes umgestürzt, weiter nach Preußen hereingeführt haben, ohne daß man nötig hätte, alle von Norden herzuleiten.

Es geht nur daraus hervor, daß die Natur hüben und drüben der Ostsee wie überall in ihren Bildungen einfach und übereinstimmend verfahren sei.

[Die Umgebung von Weimar in geologischer Beziehung]

Die Umgebung von Weimar ist in mineralogischer Hinsicht besonders wegen dem Vorkommen von mannigfachen Versteinerungen, fossilen und inkrustierten Knochen- und Pflanzenresten urweltlicher Geschöpfe und Pflanzen, wovon die ersteren in dem neusten Flözkalk, die letztern aber in einer mächtigen Ablagerung von Kalktuff gefunden werden, merkwürdig.

In Beziehung auf wirkliche Versteinerungen ist der Ettersberg sehr reichhaltig sowie die Schluchten, welche von Weimar aufwärts nach dem Gelmeröder und Buchfarter Wege führen.

Hier kommen Reste von Fischen, jedoch selten, vor und finden sich davon nur Zähne und kaum bestimmbare andere Teile; gewöhnlich kommen sie auf Platten vor.

Konchyliolithen finden sich häufig, z. B.

1. Trigonellen
2. Disciten
3. Mytuliten
4. Chamiten
5. Pectiniten
6. Chama pectinata
7. Terebratuliten.

   Ferner

8. Ammoniten
9. Nautiliten von besonderer Größe in der Gelmeröder Schlucht.

Krustazeen sind seltener, als:

1. Enkriniten, Seelilien, von welchen mir bis jetzt nur ein einziges Exemplar vorgekommen, welches beim Bau der Gelmeröder Chaussee gefunden wurde.

2. Trochiten, Rädersteine, als Stiel von Enkriniten, häufiger auf dem Ettersberge.

3. Echiniten: ist bis jetzt nur ein einziges Fragment von mir gefunden worden, in der Gelmeröder Schlucht.

Da aber das Vorkommen dieser Art von Versteinerungen sehr ausgebreitet und gewöhnlich ist, so dürfte es hier überflüssig sein, sich weiter darüber herauszulassen, und ich gehe daher zu der Beschreibung des merkwürdigen Vorkommens der Kalktuffablagerung über.

Ohngefähr 10 Minuten südlich von Weimar und rechts der Chaussee, welche nach dem großherzoglichen Lustschloß Belvedere führt, finden sich mehrere Steinbrüche, in welchen sehr vorzügliche Bausteine gebrochen werden, bei welcher Gelegenheit denn man zu dem Anschauen der mehrerwähnten Kalktuffablagerung gelangt und folgende Resultate sich ergeben.

1. Gewöhnliche Dammerde, 1½ Fuß mächtig, jedoch an einigen Stellen stärker oder schwächer.

(Sehr guter tragbarer Boden.)

2. Unregelmäßige Ablagerung von Kalktuffgerölle verschiedener Größe, mit Lehm, Dammerde und Tuffsand untermengt, 3—4 Fuß mächtig.

3. Lager von graulichem Tuffsand mit kleinen Röhren, wahrscheinlich vegetabilischen Ursprungs, 2 bis 6 Zoll mächtig.

4. Lager von Tuffsand mit lettigen Teilen und Süßwasserschnecken untermengt, von sehr verschiedener Mächtigkeit.

5. Dichter Kalktuff, worin ebenfalls Süßwasserschnecken, sogar unsere gemeinen Gartenschneckenarten vorkommen; jedoch findet man auch in diesem Lager Reste kalzinierter Quadrupeden und Vegetabilien, 2 bis 10 Fuß mächtig.

6. Lager inkrustierter Vegetabilien, welche besondere Ähnlichkeit mit den Charen und verschiedenen Moosen haben, 1—3 Fuß mächtig.

7. Kalktuffsand mit vegetabilischen Resten, Süßwasser- und Landschnecken, mehr oder weniger mit Letten gemengt, 2—4 Fuß mächtig.

8. Lager abermals von inkrustierten vegetabilischen Resten wie bei 6., 3—5 Fuß mächtig.

9. Dichter Kalktuff wie bei Nr. 5.

10. Starkes Lager von Kalktuffsand an mehreren Stellen, 10 Fuß mächtig, worin hauptsächlich die wohlerhaltensten Reste von Quadrupeden im kalzinierten Zustande vorkommen, als:

A. Reste von Elefanten.

B. „ vom Rhinozeros.

C. „ vom Palaeotherium crassum.

D. „ von Pferden.

E. „ von einer kolossalen Elengattung.

F. Reste vom gewöhnlichen Hirschgeschlecht.

G. „ von Urstieren.

I. Zwei Zähne wurden endlich gefunden, von denen es sich noch nicht bestimmen läßt, ob sie die Hauzähne vom Palaeotherium crassum sind oder einer andern Tiergattung angehören.

Von vorbenannten Tiergattungen hat man bis jetzt noch kein vollständiges Exemplar gefunden, sondern nur einzelne Teile, wie:

ad A. Vom Elefanten nur Backzähne und verschiedene Knochenfragmente.

ad B. Vom Rhinozeros bloß Zähne.

ad C. Vom Palaeotherium crassum eine Kinnlade, aber beschädigt, dann einzelne sehr gut erhaltene Zähne.

ad D. Vom Pferde finden sich die meisten Knochenreste, als: wohlerhaltene Zähne aller Art, oft noch ganze Kiefer in Tuff eingeschlossen. Einzeln aber Tibien, Astragalen, Fesselbeine, dagegen sind Hufkernstücke sehr selten und mir bis jetzt nur eins vorgekommen.

ad E. Von einer kolossalen Elengattung findet man ebenfalls Kinnladen, einzelne Zähne, Knochenfragmente und Fragmente von Gehörnen.

ad F. Von der gewöhnlichen Hirschgattung ebenfalls Fragmente von Kinnladen, einzelne Zähne, Hufkerne und Fragmente von Gehörnen.

ad G. Von Urstieren hat man bloß Zähne und einzelne Knochenfragmente gefunden.

Konchylien

Hiervon kommen bloß einschalige vor, und gehören solche unter die Süßwasserschnecken, denn es findet sich kein einziges Exemplar, was den Salzgewässern angehörte.

Merkwürdig, daß sich auch unsere gewöhnliche große Gartenschnecke im kalzinierten Zustande daselbst findet sowie auch die kleine Heckenschnecke, letztere sogar noch mit sichtbaren Farbenstreifen.

Pflanzen

Besonders vorwaltend ist ein unsrer Chara ganz ähnliches Wesen, wie solche noch jetzt an sumpfigen, wenigen Wasserabfluß habenden Stellen wächst. Seltener sind Moose und inkrustierte Blätter; jedoch kommen auch diese vor, nur ist es sehr schwer, sie genau zu bestimmen.

Die in diesen Steinbrüchen gewonnenen Steine geben vorzügliche Werkstücke, die kleineren dienen zum Ausfeldern der Bleichwände, wo sie wegen ihrer Trockenheit und Leichtigkeit von besonderem Nutzen sind.

Der Tuffsand wird besonders zum Scheuern verwendet, weniger taugt er zu Gartenwegen.

Schließlich ist auch noch zu bemerken, daß sich in der Umgegend von Weimar an einigen Stellen im aufgeschwemmten letzten Kiesgerölle Reste von Elefanten gefunden haben, z. B. in der Gelmeröder Schlucht, und zwar von einem solchen Tiere mit krummen Eckzähnen.

Kalk-Gebirg

Chalk ist in England nicht wie bei uns, sondern Kreide.

Hat aber in sich Lettenflöze.

Clay

Je nachdem diese sich mit dem Kalk vermischen, entsteht die Art daraus.

Z. E. Bei Lützendorf ist ein strenger, kalter, ungeschlachter Letten mit dem Kalk vermischt, der deswegen wenigstens viermal geackert werden muß und stark gedüngt, um es locker zu machen und zu halten. Würde durch Beimischung etwas mehr als ein Viertel Sand fürtreffliches Erdreich geben im Letten. Hitzige Düngung.

Sand (Sand)

Leicht und kalt in unsren Gegenden, z. B. Pörlitz und bei Frauenbreitungen.

Je weniger, je besser geackert, sonst wird es zu locker. Aber muß rein gehalten werden. Kuhmist das beste; wenns quellig ist, kann es Pferdemist vertragen.

Roter Letten (Red clay)

Kalt und unfruchtbar.

Seicht zu ackern und stark zu düngen.

Schwarzes Erdreich (Black earth)

Sehr hitzig. Hierzuland mit Salpeter vermischt. Groß-Rudestedt.

In Sachen der Physik contra Physik

familiae erciscundae

Das Metaphysische der Naturlehre bleibt dem Philosophen anheimgestellt; wie hoch und tief er anfangen, wie weit herab und herauf er gehen will, bleibe ihm überlassen.

Allgemeine Naturlehre

Rubriken	Mathematiker	Chemiker
Grundstoffe und Formen der Körper Kohärenz	Teilen sich beide darein und reichen einander die Hände	
Phänomene der Schwere im allgemeinen	An diese Behörde	
Phänomene schwerer fester Körper	Gleichfalls	
Phänomene schwerer liquider Körper	Gleichfalls	
Phänomene schwerer expansiver Flüssigkeiten	Gleichfalls	
Schwingungsbewegungen	Diese Behörde privative	

Besondere Naturlehre

Rubriken	Mathematiker	Chemiker
Wärme	Mathematiker und Chemiker	
Licht	Alles auf Linien Reduzierbare des Sehens privative	Alles auf Qualität Reduzible Farbe
Schwere einfache Stoffe und ihre Verbindungen	Pausiert der Mathematiker	Der Chemiker ist in seiner Glorie
Elektrizität, Galvanism pp.	Kümmert den Mathematiker nicht, als insofern er angerufen wird, hülfreich zu sein	Der Chemiker ist obendrauf
Magnet	Beide nach Belieben	
	Doch wird der Mathematiker ihm mehr anhaben; bis jetzt weiß	der Chemiker nichts von ihm zu sagen

Camperische Schriften

Bei der Rezension der Camperischen Schriften wäre vorzunehmen:

1. Die Vorlesungen über die Ähnlichkeit im Baue des Menschen, der vierfüßigen Tiere, der Vögel und Fische.

2. Über die Unterschiede der menschlichen Gesichtszüge. Wären sie auch schon rezensiert, müßte man ihrer doch erwähnen.

3. Die Vorlesung über den Ausdruck der verschiedenen Leidenschaften durch Gesichtszüge.

4. Die Vorlesung über die Schönheit der Formen.

Voraus wäre ein kurzer Abriß seiner Lebensgeschichte zu schicken, insofern sie zu seiner Bildung beigetragen und er besonders erstens als Zeichner, zweitens als Anatom, drittens als Philosoph zu betrachten.

Über „Gall"

Freund von Tieren, besonders Vögel.

Daher von Jugend auf Feind von Katzen.

Betrachtet, anatomiert die Tiere.

Wird durch einen geistlichen Redner frappiert, dergestalt, daß er sich zu dieser Bestimmung entschließt.

Studiert nach der gewohnten katholischen Schulart.

Hat Lust, Mönch zu werden.

Der Geschlechtstrieb entwickelt sich.

Gescheite Leute halten ihn ab.

Er fährt fort zu studieren.

In Bruchsal.

Straßburg.

Hat sich immer mit Betrachtung der natürlichen Dinge abgegeben, deshalb seine Lehrer vermuten, daß er dergleichen Kollegia schon gehört hatte.

Macht einen Übergang zur Medizin, ob man ihn gleich zum Juristen bestimmt.

Erstes Buch

Erstes Kapitel

Es war einige Tage vor dem Christabend 174–, als Benedikt Meister, Bürger und Handelsmann zu M–, einer mittleren Reichsstadt, aus seinem gewöhnlichen Kränzchen abends gegen achte nach Hause ging. Es hatte sich wider die Gewohnheit die Tarockpartie früher geendigt, und es war ihm nicht ganz gelegen, daß er so zeitlich in seine vier Wände zurückkehren sollte, die ihm seine Frau eben nicht zum Paradiese machte. Es war noch Zeit bis zum Nachtessen, und so einen Zwischenraum pflegte sie ihm nicht mit Annehmlichkeiten auszufüllen, deswegen er lieber nicht ehe zu Tische kam, als wenn die Suppe schon etwas überkocht hatte.

Er ging langsam und dachte so dem Bürgermeisteramte nach, das er das letzte Jahr geführt hatte, und dem Handel und den kleinen Vorteilen, als er eben im Vorbeigehen seiner Mutter Fenster sehr emsig erleuchtet sah. Das alte Weib lebte, nachdem sie ihren Sohn ausgestattet und ihm ihre Handlung übergeben hatte, in einem kleinen Häuschen zurückgezogen, wo sie nun vor sich allein mit einer Magd bei ihren reichlichen Renten sich wohl befand, ihren Kindern und Enkeln mitunter was zugute tat, ihnen aber das Beste bis nach ihrem Tode aufhub, wo sie hoffte, daß sie gescheuter sein sollten, als sie bei ihrem Leben nicht hatte sehen können. Meister war durch einen geheimen Zug nach dem Hause geführt, da ihm, als er angepocht hatte, die Magd hastig und geheimnisvoll die Türe öffnete und ihn zur Treppe hinaufbegleitete. Er fand, als er zur Stubentüre hineintrat, seine Mutter an einem großen Tische mit Wegräumen und Zudecken beschäftigt, die ihm auf seinen Guten Abend mit einem „Du kommst mir nicht ganz gelegen“ antwortete; „weil du nun einmal da bist, so magst dus wissen; da sieh, was ich zurechtmache“, sagte sie und hob die Servietten auf, die übers Brett geschlagen waren, und tat zugleich einen Pelzmantel weg, den sie in der Eile übern Tisch gebreitet hatte, da nun denn der Mann eine Anzahl spannenlanger, artig gekleideter Puppen erblickte, die in schöner Ordnung, die beweglichen

Drähte an den Köpfen befestigt, nebeneinander lagen und nur den Geist zu erwarten schienen, der sie aus ihrer Untätigkeit regen sollte. „Was gibt denn das, Mutter?“ sagte Meister. — „Einen heiligen Christ vor deine Kinder!“ antwortete die Alte; „wenns ihnen so viel Spaß macht als mir, eh ich sie fertig kriegte, soll mirs lieb sein.“ Er besahs eine Zeitlang, wie es schien, sorgfältig, um ihr nicht gleich den Verdruß zu machen, als hielte er ihre Arbeit vergeblich. „Liebe Mutter“, sagte er endlich, „Kinder sind Kinder, Sie macht sich zu viel zu schaffen, und am Ende seh ich nicht, was es nutzen soll.“ — „Sei nur stille“, sagte die Alte, indem sie die Kleider der Puppen, die sich etwas verschoben hatten, zurechtrückte, „laß es nur gut sein, sie werden eine rechte Freude haben, es ist so hergebracht bei mir, und das weißt du auch, und ich lasse nicht davon; wie ihr klein, wart ihr immer drin vergakelt und trugt euch mit euern Spiel- und Naschsachen herum die ganze Feiertage; euere Kinder sollens nun auch so wohl haben, ich bin Großmutter und weiß, was ich zu tun habe.“ — „Ich will Ihrs nicht verderben“, sagte Meister, „ich denke nur, was soll den Kindern, daß mans ihnen heut oder morgen gibt; wenn sie was brauchen, so geb ichs ihnen, was brauchts da heiliger Christ zu? Da sind Leute, die lassen ihre Kinder verlumpen und sparens bis auf den Tag.“ — „Benedikt“, sagte die Alte, „ich habe ihnen Puppen geputzt und habe ihnen eine Komödie zurechtgemacht, Kinder müssen Komödien haben und Puppen. Es war euch auch in eurer Jugend so, ihr habt mich um manchen Batzen gebracht, um den Doktor Faust und das Mohrenballett zu sehen; ich weiß nun nicht, was ihr mit euern Kindern wollt und warum ihnen nicht so gut werden soll wie euch.“

„Wer ist denn das?“ sagte Meister, indem er eine Puppe aufhub. — „Verwirrt mir die Drähte nicht“, sagte die Alte, „es ist mehr Mühe, als Ihr denkt, bis mans so zusammenkriegt. Seht nur, das da ist König Saul. Ihr müßt nicht denken, daß ich was umsonst ausgebe; was Läppchen sind, die hab ich all in meinem Kasten, und das bißchen falsch Silber und Gold, das drauf ist, das kann ich wohl dran wenden.“ — „Die Püppchen sind recht hübsch“, sagte Meister. — „Das denk ich“, lächelte die Alte, „und kosten doch nicht viel. Der alte lahme Bildhauer Merks, der mir Interesse schuldig ist von seinem Häuschen so lang, hat mir Hände, Füße und Gesichter ausschneiden müssen; kein Geld krieg ich doch nicht von ihm, und vertreiben kann ich ihn nicht, er sitzt schon seit meinem seligen Mann her und hat immer richtig eingehalten bis zu seiner zwoten, unglücklichen Heurat.“ — „Dieser in schwarzem Samt und

der goldenen Krone, das ist Saul?" fragte Meister, „wer sind denn die andern?" — „Das solltest du so sehen", sagte die Mutter „Das hier ist Jonathan, der hat Gelb und Rot, weil er jung ist und flatterig, und hat einen Turban auf. Der oben ist Samuel, der hat mir am meisten Mühe gemacht mit dem Brustschildchen. Sieh den Leibrock, das ist ein schieler Taft, den ich auch noch als Jungfer getragen habe." — „Gute Nacht", sagte Meister, „es schlägt just achte." — „Sieh nur noch den David!" sagte die Alte. „Ah der ist schön, der ist ganz geschnitzt und hat rote Haare; sieh, wie klein er ist und hübsch." — „Wo ist denn nun der Goliath", sagte Meister, „der wird doch nun auch kommen " — „Der ist noch nicht fertig", sagte die Alte. „Das muß ein Meisterstück werden. Wenns nur erst alles fertig ist. Das Theater macht mir der Konstablerleutnant fertig, mit seinem Bruder; und hintennach zum Tanz, da sind Schäfer und Schäferinnen, Mohren und Mohrinnen, Zwerge und Zwerginnen; es wird recht hübsch werden! Laß es nur gut sein, und sag zu Hause nichts davon, und mach nur, daß dein Wilhelm nicht hergelaufen kommt; der wird eine rechte Freude haben, denn ich denks noch, wie ich ihn die letzte Messe ins Puppenspiel schickte, was er mir alles erzählt hat und wie ers begriffen hat." — „Sie gibt sich zu viel Mühe", sagte Meister, indem er nach der Türe griff. — „Wenn man sich um der Kinder willen keine Mühe gäbe, wie wärt ihr groß geworden?" sagte die Großmutter.

Die Magd nahm ein Licht und führt ihn hinunter. —

Zweites Kapitel

Der Christabend nahte heran in seiner vollen Feierlichkeit. Die Kinder liefen den ganzen Tag herum und standen am Fenster, in ängstlicher Erwartung, daß es nicht Nacht werden wollte. Endlich rief man sie, und sie traten in die Stube, wo jedem sein wohlerleuchtetes Anteil zu höchstem Erstaunen angewiesen ward. Jeder hatte von dem Seinigen Besitz genommen und war nach einem Zeitlang Angaffen im Begriff, es in eine Ecke und in seine Gewahrsam zu bringen, als ein unerwartetes Schauspiel sich vor ihren Augen auftat. Eine Tür, die aus einem Nebenzimmer hereinging, öffnete sich, allein, nicht wie sonst zum Hin- und Widerlaufen; der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt: ein grüner Teppich, der über einem Tisch herabhing, bedeckte fest angeschlossen den untern Teil der Öffnung, von da auf baute sich ein Portal in die Höhe, das mit einem mystischen Vorhang verschlossen

war, und was von da auf die Türe noch zu hoch sein mochte, bedeckte ein Stück dunkelgrünes Zeug und beschloß das Ganze. Erst standen sie alle von fern, und wie ihre Neugierde größer wurde, um zu sehen, was Blinkendes sich hinter dem Vorhang verbergen möchte, wies man jedem sein Stühlchen an und gebot ihnen freundlich, in Geduld zu warten. Wilhelm war der einzige, der in ehrerbietiger Entfernung stehenblieb und sichs zwei-, dreimal von seiner Großmutter sagen ließ, bis er auch sein Plätzchen einnahm. So saß nun alles und war still, und mit dem Pfiff rollte der Vorhang in die Höhe und zeigte eine hochrot gemalte Aussicht in den Tempel. Der Hohepriester Samuel erschien mit Jonathan, und ihre wechselnde Stimmen vergeisterten ganz ihre kleine Zuschauer. Endlich trat Saul auf, in großer Verlegenheit über die Impertinenz, womit der schwerlötige Kerl ihn und die Seinigen ausgefodert hatte — wie wohl wards da unserm Wilhelm, der alle Worte abpaßte und bei allem zugegen war, als der zwerggestaltete raupichte Sohn Isai mit seinem Schäferstab und Hirtentasche und Schleuder hervortrat und sprach: „Großmächtigster König und Herr! Es entfalle keinem der Mut um dessentwillen; wenn Ihro Majestät mir erlauben wollen, so will ich hingehen und mit dem gewaltigen Riesen in den Streit treten." Dieser Aktus endigte sich. Die übrigen Kleinen waren alle vergakelt, Wilhelm allein erwartete das Folgende und sann drauf; er war unruhig, den großen Riesen zu sehen und wie alles ablaufen würde.

Der Vorhang ging wieder auf. David weihte das Fleisch des Ungeheuers den Vögeln unter dem Himmel und den Tieren auf dem Felde. Der Philister sprach Hohn, stampfte viel mit beiden Füßen, fiel endlich wie ein Klotz und gab der ganzen Sache einen herrlichen Ausschlag. Wie dann nachher die Jungfrauen sungen: „Saul hat Tausend geschlagen, David aber Zehentausend" und der Kopf des Riesen vor dem kleinen Überwinder hergetragen wurde und er davor die schöne Königstochter zur Gemahlin kriegte, verdroß es Wilhelmen doch bei aller Freude, daß der Glücksprinz so zwergenmäßig gebildet wäre. Denn nach der Idee vom großen Goliath und kleinen David hatte die liebe Großmutter nichts versehlt, um beide recht charakteristisch zu machen. Die dumpfe Aufmerksamkeit der übrigen Geschwister dauerte ununterbrochen fort, Wilhelm aber geriet in eine Nachdenklichkeit, darüber er das Ballett von Mohren und Mohrinnen, Schäfern und Schäferinnen, Zwergen und Zwerginnen nur wie im Schatten vor sich hingaukeln sah. Der Vorhang fiel zu, die Türe schloß sich, und die ganze kleine Gesellschaft

war wie betrunken taumelnd und begierig, ins Bett zu kommen; nur Wilhelm, der aus Gesellschaft mit mußte, lag allein, dunkel über das Vergangene, nachdenkend, unbefriedigt in seinem Vergnügen, voller Hoffnungen, Drang und Ahndung.

Drittes Kapitel

Den andern Tag war eben alles wieder verschwunden, der mystische Schleier war aufgehoben, man ging durch diese Türe wieder frei aus einer Stube in die andre, aus der abends vorher so viel Abenteuer geleuchtet hatten. Die übrigen liefen mit ihren Spielsachen auf und ab, Wilhelm allein schlich hin und her, als wenn er eine verlorne Liebe suchte, als wenn ers fast unmöglich glaubte, daß da nur zwei Türpfosten sein sollten, wo gestern soviel Zauberei gewesen war. Er bat seine Mutter, sie möchte es ihm doch wieder spielen lassen, von der er eine harte Antwort bekam, weil sie keine Freude an dem Spaße, den die Großmutter ihren Enkeln machte, haben konnte, da dieses ihr einen Vorwurf ihrer Unmütterlichkeit zu machen schien. Es ist mir leid, daß ich es sagen muß, indes ist es wahr, daß diese Frau, die von ihrem Manne fünf Kinder hatte, zwei Söhne und drei Töchter, wovon Wilhelm der älteste war, noch in ihren ältern Jahren eine Leidenschaft für einen abgeschmackten Menschen kriegte, die ihr Mann gewahr wurde, nicht ausstehen konnte, und worüber Nachlässigkeit, Verdruß und Hader sich in den Haushalt einschlich, daß, wäre der Mann nicht ein redlicher, treuer Bürger und seine Mutter eine gutdenkende, billige Frau gewesen, schimpflicher Ehe- und Scheidungsprozeß die Familie entehrt hätte. Die armen Kinder waren am übelsten dran; denn wie sonst so ein hülfloses Geschöpf, wenn der Vater unfreundlich ist, sich zu der Mutter flüchtet, so kamen sie hier von der andern Seite doppelt übel an, denn die Mutter hatte in ihrer Unbefriedigung meistens auch üble Launen, und wenn sie die nicht hatte, so schimpfte sie doch wenigstens auf den Alten und freute sich, eine Gelegenheit zu finden, wo sie seine Härte, seine Rauhigkeit, sein übles Betragen heraussetzen konnte. Wilhelmen schmerzte das etlichemal, er verlangte nur Schutz gegen seinen Vater und Trost, wenn er ihm übel begegnet war; aber daß man ihn verkleinerte, konnte er nicht leiden, daß man seine Klagen als Zeugnisse gegen einen Mann mißdeutete, den er im Grunde des Herzens recht lieb hatte. Er kriegte dadurch eine Entfremdung gegen seine Mutter und war daher recht übel dran,

weil sein Vater auch ein harter Mann war; daß ihm also nichts übrigblieb, als sich in sich selbst zu verkriechen, ein Schicksal, das bei Kindern und Alten von großen Folgen ist.

Viertes Kapitel

Wilhelm hatte in seiner Kindlichkeit eine Zeitlang hingelebt, manchmal an jenen glücklichen Weihnachtsabend überhin gedacht, immer gerne Bilder gesehen, Feen- und Heldengeschichten gelesen, als die Großmutter, die doch auch soviel Mühe nicht umsonst wollte gehabt haben, bei dem langüberlegten Besuch einiger Nachbarskinder veranlassete, daß das Puppenspiel wieder aufgeschlagen und wieder gegeben wurde.

Hatte Wilhelm das erstemal die Freude der Überraschung und des Staunens, so hatte er zum zweiten die Wollust des Aufmerkens und Forschens. Wie das zuginge, war jetzo sein Anliegen. Daß die Puppen nicht selbst redeten, das hatte er sich das erstemal schon gesagt; daß sie sich nicht von selbst bewegten, darüber ließ er sich nicht vexieren; aber warum das alles doch so hübsch war und es doch so aussah, als wenn sie selbst redeten und sich bewegten, warum man so gerne zusah, und wo die Lichter und die Leute sein möchten, das war ihm ein Rätsel, das ihn um desto mehr beunruhigte, je mehr er wünschte, zugleich unter den Bezauberten und Zauberern zu sein, zugleich seine Hände verdeckt im Spiel zu haben und als Zuschauer eben die Freude zu genießen, die er und die übrige Kinder empfingen. Das Stück war bald zu Ende und wieder am Tanz, als er sich listig der Hülle zu nähern suchte. Kaum war der Vorhang gefallen, man war unaufmerksam, und er hörte inwendig am Klappern, daß man mit Aufräumen beschäftigt sei, so hub er den untern Teppich auf und guckte zwischen den Tischbeinen weg. Eine Magd bemerkte es haußen und zog ihn zurück, allein er hatte doch so viel gesehen, daß man Freunde und Feinde, Saul und Goliath, Mohren und Zwerge in einen Schiebkasten packte, und das war seiner halbbefriedigten Neugierde frische Nahrung. So wie in gewissen Zeiten die Kinder auf den Unterschied der Geschlechter aufmerksam werden und ihre Blicke durch die Hüllen, die diese Geheimnisse verbergen, gar wunderbare Bewegungen in ihrer Natur hervorbringen, so wars Wilhelmen mit dieser Entdeckung; er war ruhiger und unruhiger als vorher, deuchte sich, daß er was erfahren hätte, und spürte eben daran, daß er gar nichts wisse.

Fünftes Kapitel

Die Kinder haben in einem wohleingerichteten und geordneten Hause eine Empfindung, wie ungefähr Ratten und Mäuse haben mögen; sie sind aufmerksam auf alle Ritze und Löcher, wo sie zu einem verbotenen Naschwerke gelangen können, sie genießens mit einer verstohlenen, wollüstigen Furcht, und ich glaube, daß dieses ein großer Teil des kindischen Glücks ist. Wilhelm war vor allen seinen Geschwistern aufmerksam, wenn irgend ein Schlüssel steckenblieb. Je größer die Ehrfurcht war, die er für die verschloßnen Türen in seinem Herzen herumtrug, an denen er wochen- und monatelang vorbeigehen mußte und in die er nur manchmal, wenn die Mutter das Heiligtum öffnete, um was herauszuholen, einen verstohlnen Blick tun durfte, desto schneller war er, einen Augenblick zu benutzen, den ihn die Nachlässigkeit der Wirtschafterin manchmal treffen ließ. Unter allen Türen war, wie man leicht erachten kann, die Türe der Speisekammer diejenige, auf die seine Sinnen am schärfsten gerichtet waren. Wenig ahndungsvolle Freuden des Lebens glichen der Empfindung, wenn ihn seine Mutter manchmal hereinrufte, um ihr etwas heraustragen zu helfen, und er dann einige gedörrte Pflaumen entweder ihrer Güte oder seiner List zu danken hatte. Die aufgehäufte Schätze übereinander umfingen seine Einbildungskraft mit ihrer Fülle, und selbst der unangenehme Geruch von so mancherlei Ausdünstungen durcheinander, als da sind: Seife, Licht, Zitronen und mancherlei alte und neue Büchsen, hatte so eine leckere Wirkung auf ihn, daß er niemals versäumte, so oft er in der Nähe war, sich an der eröffneten Atmosphäre auf einige Schritte wenigstens von ferne zu weiden. Dieser merkwürdige Schlüssel blieb einen Sonntagmorgen, da seine Mutter von dem Geläute übereilt ward und das ganze Haus in einer tiefen Sabbatstille lag, stecken. Kaum hatte es Wilhelm bemerkt, als er etlichemal sachte davor auf und ab ging, sich endlich still und fein andrängte, die Türe öffnete und sich mit einem Schritt in der Nähe so vieler langgewünschter Glückseligkeit fühlte. Er besah Kästen, Säcke, Schachteln, Büchsen, Gläser mit einem schnellen, zweifelnden Blick, was er wählen und nehmen sollte, griff endlich nach den vielgeliebten dürren Pflaumen, versah sich mit einigen getrockneten Äpfeln und nahm genügsam noch eine eingemachte Pomeranzenschale dazu, mit welcher Beute er seinen Weg wieder rückwärts glitschen wollte, als ihm ein paar nebeneinander stehende Kasten in die Augen fielen, aus deren einem ein paar

Drähte, oben mit Häkchen versehen, durch den übel verschlossenen Schieber heraushingen. Ahndungsvoll fiel er darüber her, und mit welcher überirdischen Empfindung entdeckte er, daß darinnen seine Helden- und Freudenwelt aufeinandergepackt sei. Er wollte die obersten aufheben, betrachten, die untersten hervorziehen, allein gar bald verwirrte er die leichten Drähte, kam darüber in Unruh und Bangigkeit, besonders da er die Köchin in der benachbarten Küche einige Bewegung machen hörte, daß er alles, so gut er konnte, zusammendrückte, seinen Kasten zuschob und nur ein geschriebenes Büchelchen, darin die Komödie von David und Goliath aufgezeichnet war und das obenauf gelegen hatte, zu sich steckte und sich mit dieser Beute leise die Treppe hinauf in eine Dachkammer rettete. —

Von der Zeit an wandte er alle verstohlene einsame Stunden drauf, sein Schauspiel hin und wieder zu lesen, es auswendig zu lernen und sich in Gedanken vorzustellen, wie herrlich es sein müßte, wenn er auch die Gestalten dazu mit seinen Fingern beleben könnte; er ward darüber in seinen Gedanken selbst zum David und zum Goliath, spielte beide wechselsweise vor sich allein, und ich kann im Vorbeigehen nicht unbemerkt lassen, was vor einen magischen Eindruck Böden, Ställe und heimliche Gemächer auf die Kinder zu machen pflegen, wo sie, von dem Druck ihrer Lehrer befreit, sich fast ganz allein selbst genießen, eine Empfindung, die sich in spätern Jahren langsam verliert und manchmal wiederkehrt, wenn die Orte unsaubrer Notwendigkeit eine geheime Kanzlei für unglücklich Liebende abgeben müssen. An solchen Orten und unter solchen Umständen studierte Wilhelm das Stück ganz in sich hinein, ergriff alle Rollen und lernte sie auswendig, nur daß er sich meist an den Platz der Hauptbelden zu setzen pflegte und die übrigen wie Trabanten nur im Gedächtnis so mitlaufen ließ. So lagen ihm die großmütige Reden Davids, mit denen er den übermütigen Riesen Goliath herausfoderte, Tag und Nacht im Sinn, er murmelte sie oft vor sich hin, niemand gab acht drauf, als daß sein Vater, der es hier und da bemerkte, bei sich selbst das gute Gedächtnis des Knaben pries, der von so wenigem Zuhören so mancherlei habe behalten können.

Sechstes Kapitel

An einem Abend, als die Großmutter ihren Wilhelm zu sich berufen hatte und er in großer Stille bei ihr saß und aus Karten sich mancherlei

Gestalten zusammenformte, stellte er endlich auch einen Goliath und David auf und ließ sie gegeneinander gar trefflich perorieren, da denn am Ende Goliath einen derben Stoß bekam, daß die wächsernen Füße von dem Tische sich lösten und er in seiner Länge dalag. Sein Kopf wurde sogleich vom Rumpfe gesondert, der kleinen Heuschrecke auf einer Stecknadel mit wächsernem Griff in die Hand gegeben und so weiter ein Dankpsalm angestimmt. Die Alte saß ganz verzaubert, hörte ihrem Enkel mit Erstaunen zu, und wie er fertig war, gings an ein Loben und Fragen, woher er diese Geschicklichkeit habe. Er hatte zwar eine ziemliche Gabe zu lügen, aber dabei ein reines Gefühl, wo er nicht zu lügen nötig habe. Er gestund seiner guten Großmutter, daß er im Besitz des Büchelchens sei, bat sie aber inständig, ihn dabei zu schützen und ihn nicht zu verraten, weil ers gewiß nicht verderben noch verlieren wollte. Die Alte versprachs ihm, und mit dem mündlichen Versprechen tat sie ihm und eigentlich sich selbst noch eins, daß sie den Vater dahin bewegen wolle, seinen Sohn vor irgendeiner Kinderversammlung in Gesellschaft des Artillerieleutnants das große Drama selbst aufführen zu lassen. Sie verbot also Wilhelmen, weiter nichts von der Sache zu erwähnen, und machte sich wenige Tage drauf an die Unterhandlung und fand einige Schwierigkeiten. Die vorzüglichste davon war, daß ihr Sohn durch das anhaltende üble Betragen seiner Frau in die unangenehmste Gemütsverfassung versetzt war. Die ganze Sorge des Handels lag auf ihm, und sein Weib, anstatt das zu erkennen und wieder auf eine andre Weise förderlich zu sein, war sie die erste, ihn im Unglück aufzureiben, seine Handlungen zu mißdeuten, seine Fehler zu vergrößern und sein Gutes nicht zu erkennen; das gab bei seiner angebornen bürgerlichen Tätigkeit ein trauriges Mittelgefühl von vergebenem Streben und Arbeiten, wie es die Verdammten in der Hölle haben sollen. Und wenn er seine Kinder nicht gehabt hätte, auf die ein Blick ihm nicht manchmal wieder Mut und Überzeugung, daß er doch für etwas in der Welt arbeite, gegeben hätte, so wäre ihm nicht möglich gewesen, es auszuhalten. In solcher Stimmung verliert der Mensch ganz allen Sinn für die Kinderfreuden, die auch eigentlich zu erfinden und anzuwenden nicht des Vaters, sondern der Mutter Sache ist, und ist dann diese ein Unhold, so bleibt der armen Familie in ihren seligsten Jahren gar wenig Trost. Dieser Trost war ihnen hier die Großmutter. Sie wußte es denn doch so einzurichten, daß man ein paar Kammern, in denen nichts als Schränke stunden, im dritten Stock, dazu hergab, wo in der einen wieder die Zuschauer sitzen,

in der andern die Schauspieler sein und die Aussicht des Theaters, wie gewöhnlich, die Öffnung der Türe ausfüllen sollte.

Der Alte hatte der Großmutter das alles zu veranstalten erlaubt; er selbst schien nur durch die Finger zu sehen, denn er hatte den Grundsatz, daß man den Kindern nicht müsse merken lassen, wie lieb man sie habe, sie griffen immer zu weit um sich, man müsse bei ihren Freuden ernst scheinen und sie ihnen manchmal verderben, damit sie nicht in das Übermaß fielen.

Siebentes Kapitel

Der Artillerieleutnant, der ein Pate der Großmutter war, ward nunmehr beordert, das Theater aufzuschlagen und das übrige zu besorgen. Wilhelm merkte es wohl, da er die Woche verschiedentlich zu ungewöhnlicher Zeit ins Haus kam. Seine Begierde wuchs nur, da er wohl fühlte, daß er vor Sonnabend keinen Teil dran nehmen durfte. Endlich erschien der gewünschte Samstag. Abends 5 Uhr kam der Artillerieleutnant und nahm Wilhelmen mit hinauf. Mit zitternder Freude trat er mit hinein und erblickte auf beiden Seiten des Gestells die herabhangenden Puppen in der Ordnung, wie sie auftreten sollten; er betrachtete sie sorgfältig, stieg auf den Tritt, der ihn über das Theater erhub, daß er über seiner kleinen Welt schwebte; er sah nicht ohne Ehrfurcht zwischen die Brettchen hinunter, weil noch die Erinnerung, welch herrliche Wirkung es von außen tue, und das Gefühl, in welche Geheimnisse er eingeweihet sei, ihn umfaßte. Sie machten einen Versuch, und es ging trefflich.

Den andern Tag, da eine Gesellschaft Kinder geladen war, desgleichen, außer daß Wilhelm in dem Feuer der Aktion seinen Jonathan fallen ließ und er genötigt war, mit der Hand hinunterzugreifen und ihn zu holen, das denn die Illusion sehr unterbrach, ein großes Gelächter verursachte und ihn unsäglich kränkte. Auch schien dieser Fehler dem Vater sehr willkommen zu sein, der zwar in sich das größte Vergnügen fühlte, sein Söhnchen so fähig zu sehen, es aber wohlbedächtlich nicht an den Tag gab, nach geendigtem Stück sich gleich an die Fehler hing und sagte, es wäre recht artig gewesen, wenn nur dies oder das nicht versagt hätte. Unsern Prinzen kränkte das innig, er ward traurig für den Abend, hatte es aber den kommenden Morgen schon wieder verschlafen und ward in dem Gedanken selig, daß er außer dem Unglück trefflich gespielt habe; und es war dies nicht Eigendünkel, denn er hatte kein Muster vor sich

als den Leutnant, gegen das er sich messen konnte, der zwar in Abwechslung der groben und feinen Stimme ein Ziemliches getan hatte, hergegen aber auch affektiert und steif perorierte, wenn man bei Wilhelmen eine gute, treue, mutige Seele in den Hauptstellen durchsah, wie zum Exempel die Aufforderung Goliaths war, und die Bescheidenheit, womit er nach dem Siege vor dem Könige erschien.

Achtes Kapitel

Gnug, das Theater blieb aufgeschlagen, und da es nun die hübsche Frühlingszeit war und man ohne Feuer bestehen konnte, lag Wilhelm seine Frei- und Spielstunden in der Kammer und ließ die Puppen wacker durcheinanderspielen. Oft lud er seine Geschwister und Kameraden hinauf, öfter aber noch war er allein. Seine Einbildungskraft und seine Lebhaftigkeit brüteten über der kleinen Welt, die so gar bald eine andere Gestalt gewinnen mußte. Er hatte kaum das erste Stück, wozu das Theater und die Akteurs geschaffen und gestempelt waren, etlichemal aufgeführet, als es ihm keine Freude mehr machte. Er hatte unter den Büchern seines Vaters die Deutsche Schaubühne und verschiedene italienisch-deutsche Opern gefunden, in die er sich sehr vertiefte und jedesmal gleich vorne die Personen überrechnete und das Stück aufführte. Da mußte nun König Saul in seinem schwarzen Samtkleide den Chaumigrem, Cato und Darius spielen, wobei zu bemerken ist, daß die Stücke niemals ganz, sondern meistenteils nur die fünften Akte, wos an ein Totstechen ging, aufgeführet wurden. Es konnte auch nicht fehlen, daß ihn die Oper mit ihren mannigfaltigen Veränderungen und Abenteuren mehr anzog. Er fand darin stürmische Meere, Götter, die in Wolken herabkommen, und, was ihn vorzüglich glücklich machte, Blitz und Donner. Er half sich da mit Pappe, Farbe und Papier, wußte gar trefflich Nacht zu machen, der Blitz war fürchterlich anzusehen, nur der Donner gelang nicht immer, doch das hatte so viel nicht zu sagen. Auch fand sich in den Opern mehr Gelegenheit, seinen David und Goliath anzubringen, welches im regelmäßigen Drama gar nicht angehen wollte. Er fühlte täglich mehr Anhänglichkeit für das enge Plätzchen, wo er so mannigfaltige Freude genoß, und ich kann nicht unbemerkt lassen, daß der Geruch, den die Puppen aus der Speisekammer an sich gezogen hatten, nicht wenig dazu beitrug. Das Theater war nun in ziemlicher Vollkommenheit, und daß er von Jugend auf ein Geschick gehabt hatte, mit dem Zirkel ein bißchen

umzugehen und Pappe auszuschneiden und zu illuminieren, kam ihm jetzt wohl zu statten, und nun tats ihm um desto weher, daß ihn gar oft seine Personen an Ausführung großer Sachen hinderten. Seine Schwestern, die er ihre Puppen aus- und einkleiden sah, erregten in ihm den Gedanken, seinen Helden auch bewegliche Kleider nach und nach zu verschaffen. Man trennte ihnen also die Läppchen vom Leibe, setzte sie, so gut man konnte, zusammen, sparte sich etwas Geld, kaufte sich neues Band und Flintern, bettelte sich manches Stück Taft zusammen und schaffte sich nach und nach eine neue Theatergarderobe, wo besonders die Reifröcke für die Damen nicht vergessen waren. Er war wirklich nun für das größte Stück versehen, und man hätte denken sollen, es würde nun erst recht an ein Spielen gehen, aber es ging ihm, wies den Kindern öfters zu gehen pflegt, sie fassen weite Plane, machen große Anstalten, auch wohl einige Versuche, und es bleibt alles zusammen liegen. Mit Wilhelmen wars vollkommen so, die größte Freude lag bei ihm nur in der Erfindung und in der Einbildungskraft; dies oder jenes Stück interessierte ihn um irgendeiner Szene willen, er ließ gleich wieder ein neu Kleid dazu machen. Über diese Wirtschaft waren die Kleidungsstücke, die sie ursprünglich anhatten, in Unordnung geraten und verschleppt worden, daß also nicht einmal das erste Stück mehr gut aufgeführt werden konnte. Die Großmutter hütete aus Alter und Schwächlichkeit das Bette, niemand im Haus gab weiter Achtung drauf, so daß in kurzer Zeit das Theater in große Unordnung geriet. Wilhelm überließ sich seiner Phantasie, probierte und bereitete ewig, ohne was zustande zu bringen, baute tausend Luftschlösser und spürte nicht, daß er noch keinen Grund zum ersten gelegt hatte.

Neuntes Kapitel

Die übrigen Zerstreuungen der Jugend, da seine Gespannschaft sich zu vermehren anfing, taten auch dem einsamen, stillen Vergnügen Eintrag. Er war wechselsweise mit ihnen bald Jäger, bald Soldat, bald Reuter, wie es die Eigenschaft der Spiele mit sich brachte, doch hatte er immer darin einen Vorzug vor den andern, daß er imstande war, ihnen die nötigen Gerätschaften schicklich auszubilden. So waren die Schwerter meistens aus seiner Fabrik, er verzierte und verguldete die Schlitten, und aus einem geheimen Instinkt und alter Anhänglichkeit kam er bald drauf, ihre Miliz ins Antike umzuschaffen. Es wurden Helme verfertigt mit

papiernen Büschen, Schilde, sogar Harnische wurden gemacht, Arbeiten, bei denen die Bedienten im Hause, die etwa Schneider waren, und die Nähterinnen manche Nadel zerbrachen. Einen Teil seiner jungen Gesellen sah er nun wohlgeschmückt vor sich, die übrige, weniger bedeutende wurden auch nach und nach, doch geringer ausstaffiert, und es war ein ganz stattliches Korps beisammen; sie marschierten in Höfen und Gärten, schlugen sich brav auf die Schilde und auf die Köpfe, es gab manche Mißhelligkeit, die Wilhelm bald beizulegen suchte. Dieses Spiel, was die andern sehr unterhielt, war kaum etlichemal getrieben worden, als es Wilhelmen schon nicht mehr befriedigte. Der Anblick so vieler gerüsteter Gestalten mußte ihm notwendig die Ritterideen aufreizen, die seit einiger Zeit, da er ins Lesen alter Romanen gefallen war, seinen Kopf ausfülleten. „Das befreite Jerusalem", davon er Koppens Übersetzung in die Hände gekriegt hatte, schlug den Zapfen aus dem Fasse. Ganz konnte er das Gedicht nicht lesen, da waren aber Stellen, die er auswendig wußte, deren Bilder ihn immer umschwebten. Besonders fesselte ihn Chlorinde mit ihrem ganzen Tun und Lassen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daseins taten mehr Wirkung auf den keimenden Geist der Liebe, der sich im Knaben zu entwickeln anfing, als die gemachten Reize Armidens, ob er gleich ihren Garten nicht verachtete. Aber hundert- und hundertmal, wenn er abends am Fenster stand und in den Garten sah und die Sommersonne, hinter die Berge gewichen, den hauchenden Schein am Horizont heraufdämmerte, die Sterne hervortraten und aus allen Winkeln und Tiefen die Nacht hervordrang und der klingende Ton der Frösche aus der Ferne durch die feierliche Stille schrillte, sagte er sich die Geschichte ihres traurigen Todes vor. So sehr er von der Partei der Christen war, stund er ihr doch bei, den großen Turn anzuzünden. Arganten haßte er von Herzen und mißgönnte ihm die Gesellschaft des Engels. Und wie nun Tankred sie durch die Nacht entdeckt, unter der düstern Hülle der Streit beginnt und sie gewaltig kämpfen, er konnte nie die Worte aussprechen:

> Allein das Lebensmaß Chlorindens ist nun voll,
> Und ihre Stunde kommt, in der sie sterben soll —

daß ihm nicht die Tränen in die Augen kamen, die reichlich flossen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Brust stößt, der Sinkenden den Helm löst und zur Taufe bebend das Wasser holt. Wie nun dann in dem bezauberten Wald Tankredens Schwert den Baum verletzt, Blut nach dem Hiebe fließt und eine Stimme ihn ans Herz trifft,

daß er hier Chlorindens Wunde wieder aufreiße, und er vom Schicksal bestimmt zu sein scheint, das, was er liebt, unwissend zu verderben, ging unserm Wilhelm ganz das Herz über; es bemächtigte sich die Geschichte so seiner Einbildungskraft, daß sich ihm, was er von dem Gedichte gelesen hatte, dunkel zu einem Ganzen in der Seele bildete, ihn hinriß und er, ohne zu wissen wie, ernstlich dran dachte, es vorzustellen. Er wollte Tankred und Reinalden spielen und fand dazu zwei Rüstungen ganz bereit, die er schon gefertigt hatte. Die eine von dunkelgrau Papier mit Schuppen sollte den ernsten Tankred, die andre von Silber- und Goldpapier den glänzenden Reinald zieren.

In der Lebhaftigkeit seiner Vorstellung erzählte er alles seinen Gespannen, die davon ganz entzückt waren und nur nicht wohl begreifen konnten, wie es an den Punkt kam, daß es aufgeführt, und zwar von ihnen aufgeführt werden sollte. Allen diesen Zweifeln half Wilhelm mit vieler Leichtigkeit ab. Er disponierte gleich über ein paar Zimmer in eines benachbarten Gespielen Haus, ohne zu berechnen, daß die alte Tante sie nimmermehr hergeben werde; ebenso wars mit dem Theater, wovon er auch keine bestimmte Idee hatte, außer, daß mans auf Balken setzen, die Kulissen von geteilten spanischen Wänden hinstellen und zum Grund ein großes Tuch nehmen müsse. Woher aber alles kommen sollte, das hatte er nicht bedacht. Für den Wald fanden sie eine gute Auskunft, sie gaben einem alten Bedienten aus einem der Häuser, der nun Oberförster geworden war, gute Worte, daß ihnen der junge Birken und Fichten zukommen ließ; die wurden auch wirklich herbeigebracht, und nun fand man sich in großer Verlegenheit, wie man das Stück, eh die Bäume verdorrten, aufführen wolle. Nun war guter Rat teuer, es fehlte an Platz, an Theater, an Vorhängen. Die spanische Wände waren das einzige, was sie hatten. In dieser Verlegenheit gingen sie einen Vetter an, dem sie eine weitläufige Beschreibung von der Herrlichkeit machten, die es geben sollte; der wußte es zwar nicht zu verbinden, doch war er ihnen behülflich, schaffte in eine kleine Stube, was von Tischen im Haus und der Nachbarschaft war, aneinander, stellte die Wände drauf, machte eine hintere Aussicht von grünen Vorhängen, die Bäume stunden auch gleich mit in der Reihe. Die Lichter waren angezündet, die Mädchen und Kinder hatten sich versammelt, es sollte angehn, die ganze Heldenschar war angezogen, nun spürte aber jeder zum erstenmal, daß er nicht wisse, was er zu sagen habe. In der Hitze der Erfindung, da Wilhelm ganz von seinem Gegenstand durchdrungen war, hatte er vergessen, daß doch jeder wissen müsse, was und wo ers

zu sagen habe, und in der Lebhaftigkeit der Ausführung wars den übrigen auch nicht beigefallen. Sie glaubten, sie würden sich leicht als Helden darstellen, leicht so handeln und reden können wie die Personen, in deren Welt sie Wilhelms Gabe versetzt hatte.

Sie stunden alle erstaunt, fragten sich einander, was zuerst kommen sollte, und Wilhelm, der sich als Tankred vornen an gedacht hatte, fing, allein auftretend, einige Verse aus dem Heldengedicht herzusagen an. Weil aber das gar zu bald ins Erzählende überging und er in seiner eignen Rede endlich als dritte Person vorkam, auch der Gottfried, an dem die Sprache war, nicht herauskommen wollte, so mußte er eben unter großem Gelächter seiner Zuschauer wieder abziehen, ein Unfall, der ihn tiefer als manche folgende Leiden in der Seele kränkte. Das war nun verunglückt. Die Zuschauer saßen da und wollten was sehen. Gekleidet waren sie, Wilhelm raffte sich zusammen und entschloß sich kurz und gut, David und Goliath zu spielen. Einige der Gesellschaft hatten ehmals das Puppenspiel mit ihm aufgeführt, alle hatten es oft gesehen, man teilte die Rollen aus, es versprach jeder, sein Bestes zu tun, und ein kleiner drolliger Junge malte sich einen schwarzen Bart, um, wenn ja eine Lücke einfallen sollte, sie als Hanswurst mit einer Posse auszufüllen; das sah Wilhelm sehr ungern, als dem Ernste des Stücks zuwider, mußte es aber diesmal zugeben. Doch schwur er sich, wenn er nur einmal aus dieser Verlegenheit hauß wäre, sich nie, als wohl vorher überlegt, an ein Stück zu wagen.

Zehntes Kapitel

Wilhelm kam nunmehr in die Jahre, wo die körperliche Kräfte sich meist zu entwickeln anfangen und wo man oft nicht begreifen kann, warum ein witziges und munteres Kind zusehends dumpf und unbetulich wird. Er las nunmehro viel und fand in Komödien immer seine beste Befriedigung, und was er von Romanen las, konnte er nicht umhin in seinem Sinne zu Schauspielen umzubilden. Er war in dem Wahn, daß alles, was in der Erzählung ergötze, vorgestellt noch viel treffender sein müsse. Auch wenn er etwa den Abriß einer Welt- und Staatengeschichte in der Schule durchlesen mußte, zeichnete er sich sorgfältig aus, wo einer auf eine besondere Weise erstochen oder vergiftet wurde, weil sich nach seiner Vorstellung dieses zu einem fünften Akt gar trefflich qualifizierte, denn die vier vorhergehende bracht er in seinen Kompositionen nicht

leicht in Anschlag, weil er sie in keinem Stück jemals gelesen hatte. Seine Kameraden, die in den Geschmack vom Agieren gekommen waren, veranlaßten ihn manchmal, Rollen auszuteilen, und er, der eine sehr lebhafte Vorstellungskraft hatte und sich in alle Rollen denken konnte, glaubte, er könne sie auch alle vorstellen; er nahm daher meistens, die sich am wenigsten für ihn schickten, und, wenns nur einigermaßen angeben wollte, gewöhnlich ein paar Rollen. Es ist ein Zug der Kindheit, aus allem alles machen zu können, sich die augenscheinlichsten Quiproquos nicht irren zu lassen. So spielten unsere Knaben fort, und jeder dünkte sich genug. Sie führten erst Stücke von bloß Mannspersonen auf, deren es nun nicht viel gibt, verkleideten nun bei andern einige aus ihrem Mittel und zogen zuletzt die Schwestern mit ins Spiel. In einigen Häusern sah mans als eine nützliche Beschäftigung an, lud Gesellschaften drauf. Ein verwandter Hagestolz, der sich Kenner zu sein ausgab, mischte sich drein, lehrte sie, wie sie sich stellen, deklamieren und abgehen sollten, mit welchem Unterricht Wilhelm meist übel zufrieden war, weil er sich dünkte, es immer noch besser zu machen als der es anwies. Sie fielen gar bald aufs Trauerspiel; sie hatten gar oft sagen hören und glaubten es selbst, es sei leichter, ein Trauerspiel als ein Lustspiel zu machen und vorzustellen, und waren auch durchgehends bei jenem zufriedner als bei diesem, weil hier das Platte, Abgeschmackte, Unnatürliche gar schnell in die Augen fiel, dort aber sie sich selbst als erhabne Wesen vorkamen und nichts war, das ihnen das Schwülstige, Affektierte, Übertriebne ihrer tragischen Aktion mißbilligte, besonders da sie im gemeinen Leben bemerkt hatten, daß viele Personen, die nichts bedeuten, sich durch steifes Betragen und fremde Grimassen ein Ansehen zu geben glauben.

Knaben und Mädchen waren in diesem Spiele nicht lange beisammen, als die Natur sich zu regen und die Gesellschaft sich in verschiedene kleine Liebesgeschichten zu teilen anfing, da denn meistenteils Komödie in der Komödie gespielt ward. Die glücklichen Paars kneipten sich hinter den Theaterwänden die Finger fast ab und verschwammen in Glückseligkeit, wenn sie sich einander so geschminkt und aufgebändert noch einmal so idealisch und schön vorkamen, indes gegenüber auf der andern Seite die unglückliche Nebenbuhler sich für Neid verzehrten und oft in kindischem Trotz und Schadenfreude ein- und andre Stellen verdarben oder verderben machten. Bei solchen Gelegenheiten zeigte sich immer Wilhelms Direktorialqualität in ihrem Glanze, denn wenn er in den Proben dergleichen Zwiste in Güte beizulegen suchte, nachgiebig war und über manches ein

Auge zutat, wenn sie nur sonst sich Mühe gaben und ihre Rollen wohl auswendig wußten, so verstund er doch am Tage der Ausführung keinen Spaß, und sobald er in Halbstiefeln, in königlichem Mantel und Diadem hinter dem Vorhang stund, durfte nichts Profanes und Läppisches vorfallen, und wehe dem, der ihm etwa in einer Neronischen Stimmung in die Quere kam, der wurde gewiß mit so einem gräßlichen Blick, mit so viel Würde des Arms und Festigkeit der Stimme in seine Schuldigkeit zurückgeschröckt, daß für diesmal wenigstens Ruhe ward.

Je mehr und wichtigere Stücke sie spielten, je weiter sich ihre Gesellschaft ausbreitete, desto schwerer ward Wilhelm das Amt eines Direktors, das er als Stifter mit dem besten Willen aller hergebracht hatte. Wenn ein Stück vorgeschlagen und ausgesucht war, gabs manchen Verdruß, bis sie sich in die Rollen teilten; jeder machte an die ersten, an die Liebhaber und glänzenden, Anspruch, daß Wilhelm, dems nur drum zu tun war, daß ein Stück gespielt wurde, oft selbst zurücktrat und großmütig eine geringere nahm, nur daß er sich nicht entschließen konnte, den Vertrauten zu spielen. Wenn nun überdies gar eins und das andere in den Proben verdrießlich ward und etwa aus abgeschmacktem Trutz kurz vor dem bestimmten Tage der Aufführung seine Rolle absagte, da hatte er nun freilich alle Gelegenheit, seine Geduld, seine Nachgiebigkeit, seine Überredensgabe zu üben. Es ging denn doch. Sein Eifer, seine Unverdrossenheit, seine Liebe zur guten Sache, die durch die leidlichste Eigenliebe genährt wurde, die Treue, womit die Vorzüglichsten von der Gesellschaft an ihn gebunden waren, erleichterten ihm alle Mühe, und wie sollte der nicht seinen Vorsatz zustandebringen, der, sobald davon die Rede war, keine andre Leidenschaft hatte, durch nichts abseits gebracht werden konnte, sondern der auf seinen vorgesetzten Zweck mit der möglichsten Gradheit und dem besten Mute losging und die Mitwanderer durch Freundlichkeit und Gutheit auf seinen Pfad lockte.

Ein besonder Schicksal wars, das hierin Wilhelms guten natürlichen Eigenschaften zu Hülfe kam, daß keine von den Mädchen, für die er zeitig genug eine Neigung empfand, mit von der theatralischen Gesellschaft sein konnten; seine Liebe zum Theater blieb ganz rein, und er konnte es ohne Mitwerben ansehen, wenn jeder von den andern seine Prinzessin auf den Thron setzen wollte. Diese Unparteilichkeit mehrte das Zutrauen der Seinigen, und öfters beruhigten sie sich bei seiner Entscheidung, die sie in unzuvergleichenden Fällen anzugehen pflegten.

Eilftes Kapitel

Das Knabenalter ist, glaub ich, darum weniger liebenswürdig als die Kindheit, weil es ein mittler, halber Zustand ist. Das Kindische klebt ihnen noch an, sie noch am Kindischen, allein sie haben mit der ersten Beschränktheit die liebevolle Behaglichkeit verloren, ihr Sinn steht vorwärts, sie sehen den Jüngling, den Mann vor sich, und weil auch ihr Weg dahin geht, eilt die Einbildung voraus, ihre Wünsche überfliegen ihren Kreis, sie ahmen nach, sie stellen vor, was sie nicht sein können noch sollen. Ebenso ists mit dem innern Zustand ihres Körpers, ebenso mit ihrer Gestalt. Und so wurds auch mit dem Theater unsrer jungen Freunde. Je länger sie spielten, je mehr Mühe sie sich gaben, wie sie nach und nach hie und da etwas aufhaschten, wurd ihr Spiel immer langweiliger, das Drollige ihrer ersten Unbefangenheit fiel weg, wo sie oft die Stücke, ohne es zu wissen, herrlich parodierten; es ward eine steife, einbildische Mittelmäßigkeit draus, die um desto fataler war, weil sie sichs selbst sagen konnten und oft gar von ihren Zuschauern hörten, daß sie sich um vieles gebessert hätten. Den größten Verderb brachte eine Gesellschaft Komödianten, die zu der Zeit in ihrer Stadt anlangte, unter sie. Die deutsche Bühne war damals in eben der Krise; man warf die Kinderschuhe weg, ehe sie ausgetreten waren, und mußte indes barfuß laufen. Unter diesen Schauspielern war zwar manches Natürliche und Gute, das unter der Last von Affektation, angenommenen Grimassen und Eigendünkel erstickte; und wie alles Unwahre am leichtesten nachgeahmt werden kann, so wie es am stärksten in die Augen fällt, so hatten unsere Liebhaber gar bald diese Krähen der fremden Federn berupft, um sich selbst damit auszustaffieren. Tritt, Stellung, Ton wurden unmerklich nachgeahmt, und sie machten sich allerseits wohl hinterher eine Ehre draus, wenn jemand ihrer Zuschauer so fein war, zu finden, daß sie akkurat wie dieser oder jener Schauspieler anzusehen seien.

Zwölftes Kapitel

Der alte Meister setzte bei zunehmenden Jahren und immer gleichem Verdruß im Haushalt seine einzige Hoffnung auf Wilhelmen, dessen schöne Fähigkeiten ihm mitunter einen heitern Augenblick machten; nur wünschte er, daß der Knabe sie besser anwenden und sich zeitig und ganz dem Handelsgeschäfte widmen möchte. Auch hatte er in verschiedenen

Stücken Ursache, mit seinem Sohne zufrieden zu sein. Französisch und Italienisch hatte er bald gelernt, im Lateinischen wußte er seinen Kasum zu setzen, die Korrespondenz führte er mit vieler Leichtigkeit, außer daß hie und da, und besonders in den fremden Sprachen, ein theatralischer Ausdruck mit unterlief. Im Englischen gab er sich auch Mühe und im Laden war er unverbesserlich. Erstlich hatte er nie Langeweile, weil er an ruhigen Stunden gleich sein Buch oder seine Rolle unter dem Ladentisch hervorholte, zweitens weil er durch seine Leutseligkeit und gutes Betragen viele Leute herbeizog, zur rechten Zeit etwas zuzugeben wußte und über das unendliche Wählen der Frauenzimmer nie verdrießlich ward, ihnen vielmehr mit gutem Rate beistund und sie ehrlich abzuhalten suchte, wenn sie endlich für aller Wahl auf das Schlechteste zu fallen pflegten. Die Mädchen, die ihn auf dem Theater gesehen hatten, kamen meistenteils kurz drauf, um sich bei Tage zu überzeugen, wie er aussähe, und kamen meist miteinander darin überein, daß er zwar nicht so schön sei als bei Licht, geschminkt und in der Ferne, ihnen aber doch immer noch ganz wohl gefiel. Denn das ist gewiß, das Theater tingiert den Schauspieler mit einem gewissen Glanz, der auch sogar im gemeinen Leben nicht ganz von ihnen wegschwindet. Ihre Imagination suchte immer das schöne Bild, das ihnen vorschwebte, und wenn sie gleich anfangs unbefriedigt umkehrten, so kamen sie so lange wieder, wozu ihnen die Weitläufigkeit seines Handels erwünschte Gelegenheit gab, bis sie endlich alles zu finden glaubten oder wohl gar den frischen wahren Burschen dem geschminkten erlogenen Prinzen in der Ferne vorzogen.

Bei allen diesen guten Eigenschaften mangelte es ihm am wahren Geiste des Handelsmanns. Die Liebe zu Zahlen und besonders die Liebe zu Brüchen, in denen soviel zu stecken pflegt, ging ihm ab, Aufmerksamkeit auf kleine Vorteile, Gefühl von dem hohen Wert des Geldes. Mit großen Schmerzen bemerkte das der Alte oft, daß sein Sohn nie ein Rechner und vollkommner Wirt werden könne, ob er gleich ziemlich gut rechnen konnte und nichts verschwendete.

Wilhelms Geist war lang über diese niedre Bedürfnisse weg, besonders da ihm in seines Vaters Haus nichts abging, und er war viel zu lebhaft und aufrichtig, als daß nicht manchmal, selbst gegen seinen Vater, die Verachtung des Gewerbes durchgeblickt hätte. Er hielt es für eine drückende Seelenlast, für Pech, das die Flügel seines Geistes verleimte, für Stricke, die den hohen Schwung der Seele fesselten, zu dem er sich von Natur das Wachstum fühlte. Manchmal gabs über irgendeine

solche Äußerung Streit zwischen Vater und Sohn, an dessen Ende der Alte meist erzürnt, der Junge bewegt und die Sache dadurch nichts besser ward, indem jede Partei nur ihrer Meinung gewisser zu werden schien und Wilhelm, der seinen Vater liebte, auch nicht gerne angefahren war, sich mehr in sich selbst verschloß. Sein Gefühl, das wärmer und stärker ward, seine Einbildung, die sich erhöhte, waren unverrückt gegen das Theater gewendet, und was Wunder? In eine Stadt gesperrt, ins bürgerliche Leben gefangen, im Häuslichen gedrückt, ohne Aussicht auf Natur, ohne Freiheit des Herzens! Wie die gemeinen Tage der Woche hinschlichen, mußte er mit unterhingehn, die alberne Langeweile der Sonn- und Festtage machte ihn nur unruhiger, und was er etwa auf einem Spaziergange von freier Welt sah, ging nie in ihn hinüber: er war zum Besuch in der herrlichen Natur, und sie behandelte ihn als Besuch. Und mit der Fülle von Liebe, von Freundschaft, von Ahndung großer Taten, wo sollte er damit hin? Mußte nicht die Bühne ein Heilort für ihn werden, da er wie in einer Nuß die Welt, wie in einem Spiegel seine Empfindungen und künftige Taten, die Gestalten seiner Freunde und Brüder, der Helden, und die überblinkende Herrlichkeiten der Natur bei aller Witterung unter Dache bequem anstaunen konnte? Kurz, es wird niemand wundern, daß er wie so viele andere ans Theater gefesselt war, wenn man recht fühlt, wie alles unnatürliche Naturgefühl auf diesen Brennpunkt zusammengebannt ist.

Dreizehntes Kapitel

Mancherlei Schicksale zerstreuten die Gesellschaft, die sonst zusammen das kleine Theater belebt hatte. Doch Wilhelm blieb die Wurzel davon, die manchmal wieder ausschlug. Es währte nicht lange, so versammelte er eine Anzahl, ein oder ein paar Stücke wurden aufgeführt, bis die gewöhnlichen Theaterzwiste sie wieder zerstreuten. Wilhelm war der glücklichste Werber und Parteimacher; wo er hinging, folgte seine Theaterwelt ihm nach, wo in Gesellschaft Langeweile war, ersuchte man ihn, einen Monolog zu deklamieren, er tats, und der Beifall, den er erhielt, war mit dem heimlichen Wunsche eines jeden verknüpft, es auch so machen zu können. Wenn nun der Vorrat von Monologen all' war, mußte eins hintreten und die andere Rolle lesen, das gab Anlaß, Szenen zu zweien auswendig zu lernen, damit wurden mehrere interessiert, und das Stück war beisammen.

Je lebendiger das Gefühl Wilhelms wurde, desto mehr fingen ihm die meisten Stücke an zu mißfallen. Er hatte nun den ungeheuren Plunder deutsch- und französischen Theaters durchgelesen und kam immer mehr aus denen Jahren, wo man alles Gedruckte verschluckt, wo man an mittelmäßigen Sachen zwar nicht leicht Freude hat, doch aber alles um etwa einiger Stellen, eines rührenden Endes willen passieren läßt. Er suchte sich jetzo die heftigsten, höchst zärtlichen oder wütenden Szenen aus, und weil er von malerischer Stellung vieles gehört hatte, suchte er seine Deklamation mit mannigfaltigen Gebärden zu begleiten, die ihm nicht übel gelangen, weil er gut gebaut und von beweglichen Gliedern war, auch von Natur einen edeln Anstand hatte. Doch konnte es nicht fehlen, daß meist der Ausdruck etwas gewaltsam schien und die Zuschauer mehr ängstigte und in Verlegenheit setzte als vergnügte. Dabei muß nicht vergessen werden, daß in müßigen Stunden das Erstechen, Totniederfallen und verzweiflungsvolle Hinstürzen eifrigst geübt wurde; er brachte es auch wirklich so weit, daß nicht leicht ein Schauspieler die aufsteigende Abwechslung von zweiunddreißig Leidenschaften in einem Monolog stärker ausgeführt hat.

Vierzehntes Kapitel

In der gärenden Zeit dieser natürlichen Kunstbemühungen wollte das Schicksal, daß die Liebe ihn mit noch festern Banden ans Theater knüpfte. Bisher waren seine kleinen Geschichtchen wie Präludien zu einem großen Musikstücke gewesen, wo man in mannigfaltigen Harmonien aus einem Tone in den andern übergeht, ohne eine bestimmte Melodie vorzutragen und ohne einen andern Zweck zu haben, als das Ohr zu mehr Empfänglichkeit für das Folgende vorzubereiten und den Zuhörer unvermerkt an die Pforte zu führen, wo sich ihm die ganze Herrlichkeit auf einmal offenbaren soll. Den meisten Menschen gehts so in der Liebe, und wen das Schicksal lieb hat, den leitets so zu Glück und Unglück.

Wilhelm, der das Schauspiel, das etlichemal des Jahrs in ihre Stadt kam, so oft besuchte, als es mit leidlichem Verdruß zu Hause angehen konnte, hatte sich unter allen Spielenden ein Mädchen gemerkt, die ihm öfters aufgefallen war, weil sie vor den übrigen etwas in ihrem Ton hatte, das manchmal ans Herz ging, besonders wenn sie klagte oder etwas Drollig-Gutherziges sagte. Sie gefiel ihm nicht immer, und wenn er sie oft nicht leiden konnte, warf er die Schuld auf die Rollen, und das feine

Gesichtchen und die volle Brust redeten ihr wieder mächtig das Wort; er beneidete jeden Bedienten, der im Stück frei mit ihr tun durfte. Die übrigen machtens ihm selten recht. Um ihrentwillen schienen die Stücke aufgeführt zu werden, und er verglich den einem Gott, der seine Arme um sie werfen und bei einer fröhlichen Wiedererkennung sie als Bruder oder Gatte an sich drücken durfte. Ja, es ging so weit, daß, wenn sie halbweg in ein Stück verflochten war, daß er, der sonst eine Vorstellung mit Kunst- und Kenneraugen ansah, in die wahre kindliche Täuschung aufgehoben ward und manchmal wie aus einem Traum auffuhr, wenn ein langweiliger Akt oder eine von andern schlecht vorgetragne Szene ihn sehr unsanft fallen ließ.

So ging es eine Weile fort, ohne daß er mit ihr bekannt wurde; seine bürgerliche Schüchternheit hielt ihn ab, wenn er auch aufs Theater kam, sich ihr zu nähern, und so oft er sie wiedersah, schien sich eine neue Ader in ihm zu bewegen; er machte gewiß immer einen schiefen Bückling, wenn er hinter den Theaterwänden nicht weit von ihr zu stehen kam, oder stieß irgendwo an oder verbrannte, ehrerbietig ausweichend, seinen Rock. Sie sah ihn auch etlichemal mit so einem bedeutenden Blick an, daß er glauben mußte, sie bemerke ihn, und es tat ihm äußerst wohl, ob sie gleich nicht im geringsten auf ihn achthatte. Denn auf dem Theater und in der großen Welt gewöhnt man sich, die Augen bedeutungsvoll auf Gegenstände zu richten, von denen man oft gar keine Notiz nimmt, und einer Frau besonders, die aus der Erfahrung hat, daß ihre Augen mannigfaltig wirken, aufreizen, lebendig machen, wirds mechanisch, mit den Leuten Katzenmäusches zu spielen, ohne sie zu bemerken.

Funfzehntes Kapitel

Unter dieser Zeit hatte Wilhelm abends in einem Gasthause, wo er Fremde auf ein Glas Wein traktierte, Bekanntschaft mit zwei Schauspielern gemacht. Sie fanden ihn so wohl vom Theater unterrichtet, so einen guten Begriff von der Kunst des Schauspielers, daß sie an ihm den rechten Mann zu finden glaubten, dem sie ihre Meisterschaft in verschiednen Rollen mit Ehren vortragen könnten. Sie luden ihn daher auf nächstens zu sich, wo sie ihm verschiedenes zu deklamieren versprachen; schwer verbarg er seine Freude, als sie ihm beiher sagten, Madame B. würde auch wohl von der Gesellschaft sein. — Ich nenne sie hier Madame und erinnre mich, sie vorher als Mädchen eingeführt zu haben. Um alles

Mißverständnis aufzuheben, will ich gleich hier entdecken, daß sie eine Gewissensheurat mit einem Menschen ohne Gewissen eingegangen war; er verließ kurz drauf die Gesellschaft, und sie war, bis auf weniges, wieder Mädchen wie vorher; den Namen, den sie einmal hatte, behielt sie und galt wechselsweise für Jungfrau, Frau und Witwe. Wilhelmen war dran gelegen, sie für das letzte zu halten, und er fand wirklich die stärksten Gründe auf dieser Seite.

Verlegenheit und Herzklopfen, als er sie sah, machten ihn lebhafter und angenehmer, er war sehr gefällig gegen sie, und das würde sie auch ohne seine sonst gute äußerliche Eigenschaften aufmerksam auf ihn gemacht haben. Man fing damit an, was nächstens sollte gespielt werden, sprach von neuen Stücken, vom deutschen Theater, daß wirs dem französischen bald gleich täten, daß es Sünde sei, nur übersetzte Stücke drauf zu spielen, daß große Herren anfingen, sich seiner anzunehmen, und vom Stande der Schauspieler, daß er täglich ehrbarer und geehrter werde. In Ausführung dieses letzten übertraf Wilhelm sie alle. „Es ist ein unerhörtes Vorurteil," rief er aus, „daß die Menschen einen Stand schänden, den sie um so vieler Ursachen zu ehren hätten. Wenn der Prediger, der die Worte Gottes verkündiget, darum billig der Hochwürdigste im Staat ist, so kann man den Schauspieler gewiß ehrwürdig preisen, der uns die Stimme der Natur ans Herz legt, der mit Fröhlichkeit, Ernst und Schmerz wechselnde Anfälle auf die harte Brust der Menschen wagt, um ihr dunkel eingehülltes Gefühl rein zu stimmen und den göttlichen Klang der Verwandtschaft und Liebe untereinander hervorzulocken. Wo ist ein Sicherplatz gegen die Langeweile wie das Schauspielhaus, wo verbindet sich die Gesellschaft angenehmer, wo müssen die Menschen eher gestehen, daß sie Brüder sind, als wenn sie an der Gestalt, an dem Munde eines einzigen hangend alle in einer Empfindung schwebend emporgetragen werden? Was sind Gemälde und Statuen gegen das lebendige Fleisch von meinem Fleisch, gegen das andre Ich, das leidet, fröhlich ist und jede gleichgestimmte Nerve in mir unmittelbar berührt? Und wo läßt sich mehr Tugend vermuten, bei dem gedrückten Bürger, der in ängstlich schmutzigem Gewerb seine Nahrung zusammenschleppt, oder bei dem, dessen Kunst, die ihm Brot gibt, zugleich die edelsten, größten Gefühle der Menschheit durchdringt, der Tugend und Laster täglich in seiner Blöße studiert und darstellt und die Schönheit und Häßlichkeit am lebhaftesten fühlen muß, eh er sie andre so lebhaft empfinden lassen kann? Ich glaube wohl, daß bei manchen durch ein herumschweifendes Leben,

Mangel und Druck sich diese Würde verdunkelt, aber eben drum, wie grausam ist es, die übrigen, die dem Bessern entgegenstreben, durch beschränkten Stolz zurückzustoßen." Er fuhr noch eine Weile recht herzlich fort, daß alle sehr verwundert dastanden, und ob ihnen gleich mitunter manches eingefallen war, worauf seine Apologie nicht zu passen schien, waren sie doch durchaus zufrieden und versicherten am Ende, daß es sehr wahr sei, wie ihnen Unrecht geschähe, dazu Madame B. auch eins und das andre sagte, bald aber den Diskurs auf die treffliche Art, wie Wilhelm es vorgetragen hätte, zu lenken wußte und ihm das Kompliment machte, er müßte schon mehr agiert haben. Obgleich dies ihm etwas unerwartet kam, weil er hier weder zu agieren noch deklamieren geglaubt, sondern frisch weg, wies ihm ums Herz war, ausgeschüttet hatte, so nahm er doch gleich das Wort auf, hielts für einen Übergang zu einem andern Diskurs und versicherte sehr ehrlich, daß er immer viel Liebe zum Theater hätte, könnte sich aber leider nie gnug tun. Die andern versicherten, daß es für einen Liebhaber schon immer viel, wenn er einigermaßen ein oder die andre Rolle gut spielte, allein Theater zu haben, wie mans heißt, dazu gehöre ein großes Studium, das nur dem Akteur aufbehalten sei. Das war Wilhelmen nicht ganz recht, er bildete sich ziemlich ein, was sie Kunst nennten, zu besitzen, doch ließ ers vorübergehn. Jeder bot nunmehr einen Monolog an vor Wilhelmen zu deklamieren; der eine, der im tragischen Affekt weder Vater noch Bruder kannte und das Kind in Mutterleib nicht schonte, drang vor und setzte mit dem belobten Selbst- und Geistergespräch aus Richard dem Dritten sich in Schweiß und seinen Gast in Schröcken; die übrigen, die auf das Ende paßten, fielen teils mit komischen, teils mit empfindsamen Stellen ein, und jeder tat sein möglichstes, dem jungen Kenner vor den andern in die Augen zu fallen; er war so aufmerksam, als ers bei der doppelten Hindernis, der Nähe seiner Geliebten und dem Monolog, den er auch zu rezitieren im Kopf herumwarf, sein konnte, lobte erstlich alles im ganzen und dann noch besonders jede Stelle, von welcher sie ihn fragten, ob er auf diesen oder jenen Ausdruck wohl achtgegeben habe. Es war bei ihm dies weder Lüge noch Kurzsichtigkeit, vielmehr verleitete ihn der Wunsch, viel Gutes zu finden, dahin, daß er vieles gut fand, und wenns ihm auch sehr schwante, es sei nicht ganz just, ließ ers doch meist aus Gutmütigkeit durchwischen, warf die Schuld auf sich, seinen Humor oder dachte wohl gar nicht weiter drüber. Madame B. und Wilhelm konnten nun nicht einig werden, wer zuerst seine Probe ablegen sollte; endlich fand sichs im

Diskurs, daß er die Rolle Mellefonts und sie Miß Sara gespielt hatte, auch ein Gegenwärtiger ungefähr den Norton auswendig wußte; so wurden sie gar bald eins, zusammen zu probieren. Wilhelm zog sich, so viel möglich, in unbehagliche Düsternheit zusammen, Sara schwebte in sanften Klagen und trug den fürchterlichen Traum recht ängstlich vor, wußte es auch dabei so gut zu machen, daß in den schmeichelnden Stellen zu unterscheiden schwer war, ob sie dem Helden des Stücks oder dem Schauspieler schöne tat; darüber war Wilhelm von ihrer Aktion so bezaubert, daß er sie für die erste Aktrice von Deutschland hielt. Man wechselte nach geendigtem Versuch Lob und Zufriedenheit, und gewiß, Wilhelm hatte einige Stellen, wo sein Gefühl hinreichte, fürtrefflich ausgedruckt, auch würde sich die Bewunderung der Zuschauer mit Neid vermischt haben, wenn sie sich nicht selbst hätten sagen können, daß er an allen Orten, wo er in ihre Künste einen Eingriff wagte, weit hinter ihnen zurückbliebe. Man blieb noch eine Zeit beisammen, Wilhelm begleitete Madame nach Hause, wo er ihre Einladung, ob er noch mit heraufkommen wollte, leider ausschlagen mußte, um regelmäßig abends an seinem Familientische zu sein, doch behielt er sich diese Erlaubnis vor; und nachts und nächsten Tags kam ihr Bild ihm so oft vors Gesicht, daß er ganz zerstreut und ungeschickt in seiner Arbeit war. Abends, da er den Laden zumachte, faßte ihn eine unsichtbare Hand beim Schopf, er fühlte sich fortgeführt und fand sich, wie im Traum, auf dem Kanapee sitzend an der Seite seiner Angebeteten.

Sechzehntes Kapitel

Ein Mädchen, das zu mehrern Liebhabern, die es unter sich gebracht hat, noch einen frischen gewinnt, gleicht der Flamme, wenn auf bald verzehrte Brände ein neu Stück Holz gelegt wird. Geschäftig schmeichelt sie dem ankommenden Liebling, leckt sich an ihm betulich hinauf, rings an ihn herum, daß er in vollem, herrlichem Glanz leuchtet; ihre Gierigkeit scheint nur an ihm hinzuspielen, aber mit jedem Zuge faßt sie tiefer und zehrt ihm das Mark bis ins Innerste aus. Bald wird er wie seine verlaßne Nebenbuhler am Grunde liegen und in angeschmauchter Trauer, in sich glühend, verglimmen.

Madame B. wußte im Anfange nicht recht, was sie mit Wilhelmen machen sollte. Die ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft gingen unter ziemlicher Gesprächigkeit hin, bis diese sich endlich verlor und er in eine selige

Stille verfiel, in der wir neben dem geliebten Gegenstande selbst aus der Langenweile eine unaussprechliche Wollust saugen. Seine Gutheit, Ergebenheit, Beschränktheit, Unschuld, Genügsamkeit, Verehrung und Herzlichkeit machten sie anfangs verlegen. Sie hatte in ihren ersten Jahren gar zu bald die kindlichen Freuden der Liebe von sich weggescheucht gesehen, sie war sich so mancher Erniedrigungen bewußt, denen sie sich in den Armen eines und des andern hatte hingeben müssen, auch gegenwärtig opferte sie sich den heimlichen Vergnügungen eines reichen und unausstehlich platten Muttersöhnchens auf, und da sie von Natur eine gute Seele war, wurds ihr niemals recht wohl, wenn Wilhelm ihr die Hand mit treuem Herzen hielt und küßte, wenn er ihr mit dem vollen reinen Blick jugendlicher Liebe in die Augen sah; sie konnte den Blick nicht aushalten, sie fürchtete, er möchte Erfahrenheit in den ihrigen lesen; verwirrt schlug sie die Augen nieder, und der glückliche Wilhelm glaubte Ahndung, liebliches Geständnis der Liebe zu finden, und seine Sinnen gingen durcheinander wie Saiten auf dem Psalter. Glückliche Jugend! glückliche Zeiten des ersten Liebebedürfnisses! Der Mensch ist dann wie ein Kind, das sich am Echo stundenlang ergötzt, die Unkosten des Gesprächs allein trägt und mit der Unterhaltung sehr wohl zufrieden ist, wenn der unsichtbare Gegenmann auch nur die letzten Silben seiner eignen Worte wiederholt. Marianne half sich eine Zeitlang mit dieser Art. Sie hatte geliebt, war liebefähig, und vor Wilhelmen hatte sie, wie vor einem fremden Wesen, ein Gefühl, das der Ehrfurcht glich. Sie wußte sich halb natürlich, halb theatralisch in die Stimmung zu versetzen, in der er war, ihre drollige Art half ihr vieles, und es währte nicht lange, so war sie mit ihm bekannt; sie kam sich selbst in seiner Gegenwart besser vor, sie erinnerte sich wenig glücklicher, reiner Stunden ihrer Jugend, und die ganze Liebe, mit der Wilhelm sie umfaßte, der hohe Wert, den diese gute Seele auf sie legte, ihre eigne Neigung zu ihm verwischte bald, besonders in seiner Gegenwart, alles widrige Gefühl ihrer Unwürdigkeit. Ihr andrer Liebhaber war abwesend, und sie schob das Verhältnis mit ihm im Gedächtnisse seitwärts, wie man das Andenken von irgendeiner Schuld aus dem Reiche der lebhaften Erinnerungen in das Fach der historischen Kenntnisse verscheucht.

Er sah sie nur, so oft er konnte, das für einen Liebenden zwar selten war; die Abendstunden hatte er wohl manchmal frei, er vernachlässigte seine Freunde und müßigte sich sonst was ab, aber da war sie meistens auf dem Theater beschäftigt, und länger als achte, höchstens halb neune,

da gewöhnlich das Schauspiel aus war, durfte er, ohne böse Gesichter von Vater und Mutter, nicht außenbleiben. Sie wußte es denn doch zu machen; entweder er war bestellt, wenn er ihren Namen auf dem Zettel nicht sähe, oder sie ließ sich unter dem Ballett nach Hause führen, und da konnte er verweilen, bis ihn das Rasseln der Kutschen von seinem Glücke zu scheiden nötigte.

Aus dem Parterre konnte er ihren Anblick fast gar nicht mehr aushalten, es saß ihm gleich an der Kehle. Er machte sich aufs Theater, hinter die Wände. Die perspektivische Magie war weg, aber der Zauber der Liebe blieb. Stundenlang konnte er am schmierigen Lichtwagen stehn, sich den Qualm der Unschlittlampen an die Nase gehen lassen, nach ihr hinausblicken, an einem Blick von ihr erzittern und in dem Balken- und Lattengerippe sich im Paradies fühlen. Die ausgestopfte Lämmchen, Wasserfälle von Zindel, die pappene Rosenstöcke und die einseitigen Strohhütten rührten in ihm die lieblichsten Bilder, die er je in Dichtern von Schäferwelt gelesen hatte, sogar die hagere, langmäßige, weitbrüstige Tänzerinnen waren ihm nicht immer zuwider, weil sie auf einem Brette mit seiner Einzigen stunden. Und so ist es gewiß, daß Liebe, die selbst Rosen- und Myrtenwäldchen und Mondschein erst beleben muß, auch Hobelspäne und Papierschnitzeln beleben kann. Sie ist so eine starke Würze, daß die schalsten und ekelsten Brühen davon schmackhaft werden. Solch einer Würze brauchte es freilich, um den Zustand leidlich und in der Folge angenehm zu machen, in dem er gewöhnlich die verworrne Haushaltung ihrer Stube, auch wohl gelegentlich sie selbst antraf. In einem feinen Bürgerhause erzogen, war Ordnung und Reinlichkeit das Element, worin er atmete, und seine erhöhte Einbildungskraft hatte von jeher sein Zimmer, das er als sein kleines Reich ansah, stattlich ausstaffiert. Seine Bettvorhänge waren in großen Falten mit Quasten aufgezogen, wie die Thronen gemacht werden, mit einigen Unkosten hatte er sich einen Teppich in die Mitte des Zimmers und einen feinen auf den Tisch angeschafft. Seine Bücher und Gerätschaften legte und stellte er fast mechanisch so, daß sie meist eine schöne Gruppe machten, seine Mütze hatte er wie einen Turban zurechtegelegt und die weiten Ärmel an seinem Schlafrock nach türkischem Schnitt kurz stutzen lassen, davon er zwar die Ursache angab, daß sie ihn im Schreiben hinderten, und wenn er abends ganz allein war und niemand mehr zu fürchten hatte, trug er eine Seidenschärpe um den Leib; auch sagt man, daß er wohl manchmal einen Dolch, den er sich aus einer alten Rüstkammer zugeeignet, in Gürtel

gesteckt habe und die Stube mit auf und ab marschiert sei, ja er soll nie anders sein Gebet als knieend auf dem Teppich verrichtet haben. Diese fastuose Seite seines Charakters und Betragens schadete übrigens seinem guten natürlichen Wesen sehr wenig, sogar, wer genau achthaben wollte, würde diesen Zug in vielen Kindern und jungen Leuten antreffen. Ja was sag ich! ists doch in der Welt hergebracht, daß man sich die Majestät kaum anders als im Schlepp- und Prachtmantel denken kann, daß das Hohe des Standes, das Edle der Tat nur in pausbäckiger Repräsentation den Menschen sichtbar und nachahmbar wird und daß man sie nicht fühlen machen kann, daß das Große und Erhabene nur das Reinste und Wahrste des Natürlichen ist und daß sichs eben drum weder vorzeigen noch nachahmen läßt.

Wie glücklich pries daher Wilhelm in seinem Herzen den Komödianten, den er im Besitz so mancher majestätischer Kleider, in steter Übung eines edeln Betragens sah, dessen Seele einen Spiegel des Herrlichsten und Prächtigsten, was die Welt je an Gesinnungen und Leidenschaften hergebracht, darstellte. Er dachte sich dessen häusliches Leben als eine Reihe von würdigen Handlungen und Beschäftigungen, davon die Erscheinung auf dem Theater nur die äußerste Spitze, nur wie der Blick des Silbers sei, das, vom Läuterfeuer lange umgetrieben, aus farbiger Regenbogenschönheit endlich blinkend vor den Augen des Arbeiters in einem Korne daliegt.

Anfänglich machte es ihn stutzen, wenn er bei seiner Geliebten war und durch den glücklichen Nebel, der ihn umhüllte, nebenaus auf Tische, Stühle und Boden sah; die Trümmern eines augenblicklichen, leichten, falschen Putzes lagen wie das glänzende Kleid eines Fisches, den man abgeschuppt hat, zerstreut in rascher Unordnung durcheinander. Die Werkzeuge menschlicher Reinlichkeit, Kämme, Seife, Tücher, Pomaden waren mit den Spuren ihrer Bestimmung gleichfalls unversteckt; Bücher und Schuhe, alte Wäsche und italienische Blumen, Etuis, Haarnadeln, Schminkbüchschen und Bänder, Musik und Strohhüte, keines verschmähte die Nachbarschaft des andern, alle waren durch ein gemeinschaftliches Element von Puder und Staub vereinigt. Doch da Wilhelm meist nicht wußte, wo er war, wenn er sie sah, da alles ihr gehörte, sie berührt hatte, ward ihm alles lieb, und sogar fühlte er endlich in dieser unordentlichen, verworrnen Wirtschaft einen Reiz, der ihm niemals in seiner staatischen Prunkordnung das Herz geöffnet hatte. Es war ihm, wenn er hier ihre Schnürbrust wegnahm, um zum Klavier zu kommen,

dort ihre Röcke aufs Bett legte, um sich zu setzen, wenn sie selbst mit unbefangner Freimütigkeit manches Natürliche, das Fremde sonst so sehr gegeneinander zu verheimlichen pflegen, vor ihm nicht zu verstecken suchte, es war ihm, sag ich, als wenn er ihr näher wäre, als wenn eine Gemeinschaft zwischen ihnen sich mit unsichtbaren Banden befestigte.

Schwerer zu verdauen war die Aufführung der übrigen Schauspieler, die er manchmal bei ihr antraf und durch sie kennenlernte. Geschäftig im Müßiggange, machten sie gewöhnlich von den äußersten Kleinigkeiten großes Aufhebens, was für Kleider sie anziehen, von welcher Seite sie herauskommen wollten, wie lange das Stück spielen würde, Klagen über die Ungerechtigkeiten des Direkteurs, der ihre Talente verkenne, daß der seine Rolle gestern nicht gewußt habe, daß jenes Stück nicht zu spielen sei, daß das deutsche Theater täglich sich verbeßre und der Komödiant immer mehr geehrt werde. Das waren die theatralische Diskurse. Im gemeinen Leben kamen die Kaffeehäuser und Weingärten, Spiel, irgendein Kamerad wegen Schulden im Gefängnis, was irgendein Akteur bei einer andern Truppe monatlich hat, ein Streit zwischen ein paar bissigen Weibern, darüber die Gesellschaft in zwei Parteien fiel, und dergleichen Dinge mehr vor. Der Schluß war immer das Publikum und seine Aufmerksamkeit und Zufriedenheit und der große, wichtige Einfluß des Theaters auf die Bildung einer Nation und der Welt.

Wilhelm wußte nicht, wie er das zurechtelegen sollte, er kam nicht zustande, sich einen deutlichen Begriff von diesen Widersprüchen zu bilden, da ihm seine Liebe zum übrigen Nachsinnen wenig Zeit ließ.

Siebzehntes Kapitel

Es geschieht gar selten, daß zwei junge, gleich unschuldige Seelen Hand in Hand den Weg der Liebe miteinander ausgehn, harmlos vor sich hinwallen und, in schlingenden Pfaden verloren, sich wider Vermuten an Orte geführt sehen, die sie sich weit entfernt glaubten. Denn wie die Natur fast durchaus Unerfahrenheit der Erfahrenheit untergeordnet hat, so ists auch hier; ein Teil wird immer die Rolle des Freundes spielen, der, in einer Gegend schon bekannt, den Ankömmling in ihre Schönheiten einweihen will. Schweigend lenkt er ihn unmerklich hie- oder dorthin, läßt ihm bei diesem und jenem Anblick sein Entzücken, ohne zu verraten, was für Großes ihm bevorsteht, läßt ihn mühsam auf und ab steigen, wo es nicht nötig wäre, um eine angenehme Aussicht von der

Seite zu zeigen, wo sie eben die meiste Wirkung tut, und der andere, er merke die List oder nicht, dankt seinem Führer für die liebevolle Mühe.

So bescheiden Wilhelm war und ganz im Glauben an Mariannens Tugend, stiegen seine Liebkosungen an ihr unmerklich mit jedem Tage, und sie, ohne ihn aus dem Besitze des zu setzen, was er sich anmaßte, hielt ihn nur auf jeder Stufe eine Zeitlang auf, wo ihn seine Liebe und Ehrfurcht ohne das ein wenig ausruhen hießen. Ihre Verlegenheit, ihr ohnmächtiger Widerstand, den sie seinen Küssen entgegensetzte, ihr tiefes Nachdenken, in das sie oft verfiel, setzte ihn in solche entzückte Leidenschaft, daß er mit allen Fasern seines Lebens an ihr hing. Marianne lernte das Glück der Liebe, das ihr fremd war, in seinen Armen erst kennen, und die Herzlichkeit, mit der er sie an seinen Busen drückte, die Dankbarkeit, der es oft an ihrer Hand gnügte, durchdrang sie, und täglich lebte sie freier auf. Oft wünschte sie nunmehr ernstlich bei sich, von jener Verbindung, die wir oben erwähnten, deren Gedanke ihr täglich widriger ward, los zu sein. Aber wie loskommen? Jeder weiß, wie schwer der Mensch angeht, einen entscheidenden Schritt zu wagen, daß Tausende eher ihr Leben in abschleichendem Schicksal kümmerlich jedem neuen Tag hinüberschleppen! Und nun gar ein Mädchen, in diesen Umständen! Sie hatte sich gar bald, wie nebenher, nach Wilhelms Vermögen, nach seinen Verhältnissen erkundigt, da sie denn wohl sah, daß sie keinen Ersatz dessen, was sie ihm aufzuopfern wünschte, hoffen könnte. Schon was ihm an Interesse von einem Kapital, das die Großmutter ihren Enkeln noch bei Lebzeiten der Eltern bestimmt hatte, zufiel, hatte er alles an Mariannen gewendet, sie überlegte hin und her, und wenn sie keinen Ausweg sah, überließ sie sich wieder eine Weile dem Geradewohl, dem Leben und der Liebe. Täglich aber versanken mehr die Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Witz, wodurch sie im Anfang ihrer Leidenschaft einander festzubinden, zu unterhalten gesucht und jede Liebkosung gewürzt hatten. Sonst scherzten sie oft in kleinen Szenen aus diesem oder jenem Stück, verspotteten einander mit lieblichen Neckereien irgendeines Dichters, und wenn der Gereizte ihr zuletzt um den Hals fiel und sie mit einem Kuß bestrafte und sie durch so eine selige Katastrophe das Vergangne zu Lügen machten, da warens die höchste Zeiten der Liebe; nun aber, da sie sich in diesen Freuden übernahmen, hatte es eine Wirkung auf Wilhelms Kopf, als wär er in Bier berauscht, er ward dumpf und unbehaglich in seinem Sehnen, daß er auf allerlei kleine Eifersucht und Neckereien fiel, das man ihm wohl verzeihen muß, denn er war schlimmer

dran als der einem Schatten nachläuft, denn er hielt in seinen Armen, er berührte mit seinen Lippen, was er nicht genießen, woran er sich nicht sättigen sollte. Marianne, die seine Qual nicht verkannte, hätte wohl schon in manchen Augenblicken das Glück, das er so sehnlich wünschte, mit ihm geteilt, sie fühlte in sich, daß er weit mehrers wert war, als sie ihm geben konnte, aber seine Verwirrung und seine Liebe verdunkelten ihm seine Vorteile, und ihre Stille, ihre Unruhe, ihre Tränen, ihre fliehende Umarmungen — lieblichste Töne der ergebenden Liebe — warfen ihn, außer sich in überdrängtem Schmerz, zu ihren Füßen, bis sie beide zuletzt in dämmernden Augenblicken des Taumels sich in den Freuden der Liebe verloren, die das Schicksal den Menschenkindern aufspart, um sie für soviel Druck und Leiden, Mangel und Kummer, Harren, Träumen, Hoffen und Sehnen einigermaßen zu entschädigen.

Achtzehntes Kapitel

Wilhelm, der nun ohne Ausnahme glücklich war, überließ sich ganz den Entzückungen der Liebe. War er vorher durch Verlangen und Hoffnungen an Mariannen gebunden, so war er es nunmehr durch die seligste Befriedigung, in der er immer wieder neuen Durst zu trinken schien. Das Andenken Mariannens ergriff ihn in der kleinsten Abwesenheit nun immer lebhafter; denn war sie ihm sonst notwendig gewesen, so war sie ihm jetzt unentbehrlich, da er mit allen Banden der Menschheit an sie geknüpft war. In der Reinheit seiner Seele fand er, daß sie die Hälfte, mehr als die Hälfte seiner Seele sei. Er war dankbar und hingegeben ohne Grenzen. Auch Marianne konnte sich eine Zeitlang täuschen, sie teilte die Empfindung seines lebhaften Glücks mit ihm. Ach, wenn nur nicht manchmal die kalte Hand des Vorwurfs ihr übers Herz gefahren wäre! Selbst an dem Busen Wilhelms war sie nicht sicher davor, selbst unter den Flügeln seiner Liebe. Und wenn sie nun gar wieder allein war und aus den Wolken, in denen seine Leidenschaft sie emportrug, herab in die Erkenntnis ihres Zustands fiel, dann war sie zu bedauren. Denn Leichtsinn war ihre Hülfe, solang sie in niedriger Verworrenheit lebte, sich über ihren Zustand betrog oder vielmehr ihn nicht kannte; da erschienen ihr die Vorfälle, denen sie ausgesetzt war, nur einzeln. Vergnügen und Verdruß lösten sich ab, ihre Demütigung wurde durch Eitelkeit und der Mangel oft durch augenblicklichen Überfluß vergütet. Sie konnte Not und Gewohnheit sich als Gesetz und Rechtfertigung

anführen, und so lange ließen sich alle unangenehme Empfindungen von Stund zu Stund, von Tag zu Tag abschütteln. Nun aber hatte das arme Mädchen sich Augenblicke in eine bessere Welt hinübergerückt gefühlt, hatte, wie von oben herab, aus Licht und Freude ins Öde, Verworfene ihres Lebens heruntergesehen, hatte gefühlt, welche elende Kreatur ein Weib ist, das mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößt, und fand sich äußerlich und innerlich immer am vorigen Flecke. Sie hatte nun gar nichts, was sie aufrichten konnte; wo sie hinsah und suchte, wars in ihren Gedanken leer, und ihr Herz hatte keinen Widerhalt. Ganz im Gegenteil schwebte Wilhelm; ihm war auch eine neue Welt aufgegangen, aber voll glücklicher Aussichten. Ließ das Übermaß der ersten Freuden in etwas nach, so stellte sich das licht vor seine Seele, was ihn bisher dunkel durchwühlt hatte: Sie ist dein! Sie hat sich dir hingegeben! Sie, das geliebte, gesuchte, angebetete Geschöpf dir auf Treu und Glauben hingegeben, aber sie hats keinem Undankbaren. Wo er stand und ging, redete er mit sich selbst, sein Herz floß beständig über, und er sagte sich in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabenste Gesinnungen vor, er glaubte den hellen Wink des Schicksals zu verstehen, das ihm durch Mariannen die Hand reichte, sich aus dem stockenden, schleppenden bürgerlichen Leben herauszureißen, das er schon so lange gewünscht hatte. Die Uneinigkeit seiner Eltern lag ihm auf dem Herzen; täglicher Zeuge von so einem Übel zu sein, greift das Herz an, das sich entweder mitverzehrt oder sich verhärtet und auf beide Art zugrunde geht. Dazu kam, daß einer seiner Freunde, ein sehr gesetzter Mensch, um seine ältere Schwester sich bewarb und dem Vater also in seinem Handel beistehn und seine Stelle vertreten konnte.

Der Gedanke, seines Vaters Haus, die Seinigen zu verlassen, schien ihm leicht, kam gar nicht mit in Anschlag. Er war jung und neu in der Welt und sein Mut, in ihren Weiten nach Glück und Befriedigung zu rennen, durch die Liebe erhöht. Seine Bestimmung zum Theater war ihm nunmehr klar, das hohe Ziel, das er sich vorgesteckt sah, schien ihm näher, indem er an Mariannens Hand hinstrebte, und fehlen konnt es nicht, daß er in glücklichen Augenblicken den werdenden vollkommensten Schauspieler und den Schöpfer eines großen Nationaltheaters erblickte, nach dem er so vielfaltig hatte seufzen hören, und niemals ohne einige zufriedene Wendung auf sich selbst. Alles, was in den innersten Winkeln seiner Seele bisher geschlummert hatte, wurde reg und aus den vielerlei Ideen mit Farben der Liebe ein Gemälde in Nebelgrund gearbeitet,

wo freilich die Gestalten viel ineinanderflossen, aber auch das Ganze eine desto reizendere Wirkung tat.

Indessen lebte unser Paar mit ganz verschiedenem Drange des Herzens eine ganze Zeit weiter. Da ihnen keine Stunde zusammen lang wurde, so merkten sie kaum, wie schnell die Tage flohen, und ließen einen nach dem andern vorbei, ohne einen Entschluß zu fassen, der ihr Schicksal hätte aufklären oder bestimmen können.

Neunzehntes Kapitel

Wilhelms Freund und vermutlicher Schwager war einer von denen geprüften, in ihrem Dasein bestimmten Leuten, die gewöhnlich kalte Leute genennt werden, weil sie bei Anlässen weder schnell noch sichtlich auflodern. Auch war sein Umgang mit Wilhelmen ein anhaltender Zwist, wodurch ihre Liebe sich immer fester knüpfte. Jeder fand seine Rechnung beim andern. Werner tat sich was zugute drauf, daß er denen trefflichen, obgleich leider gelegentlich ausschweifenden Gaben Wilhelms mitunter Zügel und Gebiß anzulegen schien; und Wilhelm fühlte oft einen herrlichen Triumph, wenn er seinen bedächtlichen Freund in warmer Aufwallung mit sich fortnahm. So wetzte sich einer am andern, und sie wurden gewohnt, sich täglich zu sehen, eben darum, weil keiner was vom andern hatte, sie einander nicht verstunden, sich einander nicht verständlich machen konnten. Im Grund aber gingen sie doch, weil sie beide gute Menschen waren, nebeneinander, miteinander nach einem Ziel und konnten niemals begreifen, warum keiner den andern auf eben die Gesinnungen reduzieren konnte. Werner spürte, daß Wilhelms Besuche seltner wurden, daß er in Lieblingsmaterien kurz und unruhig abbrach, daß er sich nicht mehr in lebhafter Ausbildung seltsamer Vorstellungen vertiefte, welches freilich immer ein Zeichen eines unbefangenen, sich selbst genügenden, in der Gegenwart eines Freundes Ruhe findenden Herzens ist. Werner, der sehr pünktlich war, suchte den Fehler in seinem eignen Betragen, so lang, bis einige Kaffeehausgespräche ihn auf die Spur brachten und einige überfließende Unvorsichtigkeiten Wilhelms ihm mehr Gewißheit gaben. Er ließ sich auf eine nähere Untersuchung ein, entdeckte gar bald mit großem Entsetzen, Wilhelm habe sich an eine Komödiantin gehängt, an ein Weibsbild, das ihn verführe, ihn ums Geld bringe und noch dabei nebenher sich von dem unwürdigsten Nebenbuhler unterhalten lasse. Er unterließ nichts, sich von allem pünktlich zu überzeugen,

und da er das war, formierte er eines Abends auf Wilhelm seinen Angriff, trug ihm alles haarklein erst gelassen, dann mit dem dringendsten Ernste der wohldenkenden Wahrheit vor, ließ keinen Zug unbestimmt, ließ seinen Freund alle die Bitterkeiten kosten, mit denen ruhige Menschen gegen Liebende so leicht freigebig sind, aber er fiel auch aus den Wolken, als Wilhelm, zwar mit einiger Bewegung, doch mit großer Sicherheit versetzte: „Du kennst das Mädchen nicht! Ich weiß, daß der Schein wider sie ist, aber ich bin ihrer Treu und Tugend so gewiß als meiner Liebe.“ Werner blieb fest, erbot sich zu Beweisen und Zeugen, Wilhelm verwarf sie und ging bald in einer verdrießlichen Erschüttrung weg, wie einer, dem ein ungeschickter Zahnarzt einen schadhaft festsitzenden Zahn gefaßt und vergebens dran geruckt hat. Mit heimlichem Unwillen schüttelte Wilhelm allen Verdacht aus seiner Einbildung; das schöne ganze Bild Mariannens, das vor seiner Seele stund, war durch Werners Erzählung auf einige Augenblicke verschoben und befleckt worden; es währte nicht lange, so hatte es Wilhelm wieder vollkommenlich gesäubert, zurechtegeruckt, und da er sie gar abends einen Augenblick wiedersah, fing es an, von neuem zu leuchten und zu glänzen.

Werner sann nun Tag und Nacht, wie er seinen Freund durch Zureden und Vorstellungen wieder zurechtbringen könnte, machte verschiedene Versuche, denen aber ganz gelinde ausgewichen wurde; darüber wurde er traurig und konnte nicht begreifen, wie die besten Gesinnungen, in reiner Wahrheit vorgetragen, auf Wilhelms gutes, treffliches Herz Eindruck zu machen nicht kräftig genug sein sollten.

Der alte Meister lag diese Zeit her an einer Krankheit nieder; Wilhelms Arbeiten nahmen ihm seine Tage, die Sorgfalt für seinen Vater die Abende weg, es blieb ihm also für seine Geliebte nur die Nacht übrig. Sie wurde auch mit ihm drauf eins, er fand eine Türe, die aus einem Holzstall in ein enges Gäßchen ging, sehr bequem, um nächtlich sein Haus zu verlassen.

Die seltsame Stimmung der Nacht, die öden Gassen, die er sonst nur voller Gewerbe gewohnt war, die flimmernde Nachtlichter seiner Bekannten und das Gefühl des Geheimnisses würzten das Abenteuer, und er schlich, in seinen Mantel eingewickelt, alle Lindors und Leanders im Busen, meist nachtnächtlich ein zu seiner Geliebten.

Zwanzigstes Kapitel

Marianne, die ihn immer liebergewann, war indes in einem erbärmlichen Zustand. Die Freigebigkeit ihres reichen Liebhabers war durch seine Abwesenheit nicht unterbrochen worden, und nun hatte er ihr mit Überschickung eines Stück Nesseltuchs zum Nachtkleide seine nächste Ankunft gemeldet. Sie war schon oft in Verlegenheit gewesen und konnte in das Schicksal des folgenden Tages wie in eine trübe Ewigkeit hinstarren. Nur diesmal war sie von zu viel Seiten gedrängt. Zwei Liebhaber nebeneinander, das unter andern Umständen wohl angegangen wäre, wurde hier schon schwerer. Wilhelm hatte ihr in der Treue seines Herzens den Verdacht haarklein erzählt, den man ihm gegen sie beibringen wollen, sie wußte also, er war wenigstens aufmerksam; der andre war übermütig, tölpisch in seinem Betragen, und sie war in einem Zustande, wo sies mit keinem verderben wollte, um eines gewiß zu sein. Wilhelms Zärtlichkeit hatte über ihre Klugheit gesiegt, und sie fühlte, daß ihr das unerwünschte Glück, Mutter zu werden, bevorstehe. Sie hatte es einer alten Theaterschneiderin, die eine bewährte Vertraute in solchen Fällen war, entdeckt, die nach einigen grausamen Vorschlägen, vor denen Mariannen schauderte, ihr den Rat gab, sie möchte lieber, wenn es doch einmal sein sollte, die Schuld auf den reichen als den armen Liebhaber bringen und überhaupt gegen Wilhelmen sich nur nichts merken lassen, übrigens wegen geschickter Behandlung der Sache auf sie ein vollkommnes Vertrauen setzen. Eben diese Alte hatte schon Mariannen vor einer feierlichen Verbindung mit Wilhelmen bewahrt, sie hielt ihn nur vor einen Setzling, den ein kluger Fischer wieder ins Wasser wirft. „Was wollen Sie mit ihm", sagte sie oft, „seine Eltern werden nicht leiden, daß er Sie heuratet, und mit ihm durchzugehen wäre eine unverzeihliche Narrheit; er hat nichts, und wozu einen Mann am Hals, der noch dazu in Sie verliebt wäre, und über das alles ist unser Direktor ein Mann, der keinen Spaß versteht, sobald ein Abenteuer Eklat wird; er ist eifrig auf die Renommée seiner Truppe, wie ers heißt, und eh man sagen sollte, eine von seinen Aktricen habe einen hübschen Bürgerssohn debauchiert, er jagte sie am Tage des Aufbruchs weg. Und wo hernach hin? Ein reisender Komödiant ist ein elender Geschöpf als alle reisende Handwerksbursche. Davor, wenn Sie sich ihn erhalten, kommen Sie vielleicht übers Jahr wieder hierher, sein Vater ist indessen tot, und es läßt sich immer wieder eine alte Liebe mit Vorteil anknüpfen." Die Theaterschneiderin war von den Kindern

dieser Welt, sie hatte recht, bis auf einen gewissen Punkt, und behielt auch in Mariannens Herze recht, bis auf einen gewissen Punkt, denn diese hatte doch keinen Gedanken, wie sichs von Wilhelm scheiden ließe. Indessen hat die Klugheit so was Gebietendes, daß wir ihr oft auch wider unsre Neigung folgen. Wilhelm verstund Mariannens Betragen nun gar nicht; er, der sie ganz vor seine Frau ansah, sie nicht anders als sein liebes Weibchen nannte, oft durch seine Liebkosungen sie zu einer nähern Erklärung, Bestimmung dieses Verhältnisses leiten wollte, er fühlte sie immer ausweichen auf dem Punkt von Heuraten, wo die Mädchen einem so leicht entgegenkommen; und doch war er wieder delikat, vermutete wieder ganz andere Delikatesse von ihr, kam in willens, sich zu erklären, und ging wieder weg von der Seite, wie er gekommen war, zersann sich, zerstritt sich wieder einen Tag in sich selbst, stand immer auf dem Sprung und kam niemals vom Fleck. Über das alles aber wurden seine Ideen immer mehr bestätigt, seine dunkle Aussichten, seine verworrne Hoffnungen wurden zu Planen. Er hatte während der Krankheit seines Vaters die Heurat seiner ältern Schwester mit Werner unmerklich beschleunigt; sie war insoweit richtig, nur die notwendige Umständlichkeiten hielten sie noch eine Weile auf. Er hatte schon in Gedanken seinen wieder auflebenden Vater ganz gesund gemacht, seinen Schwager an seine Stelle im Handel und Wandel der Familie untergeschoben, und er schien sich manchmal die Füße aus den schwer geschloßnen Ketten zum Versuche herauszuziehen, wie ein künstlicher Dieb oder ein Zauberer in der Gefangenschaft manchmal tut, um sich zu überzeugen, daß seine Rettung möglich und näher sei, als die kurzsichtige Menschen glauben. Wenn er denn nun in freier nächtlicher Stunde, abschüttelnd allen Druck, über einen großen Platz wandelte und seine Hände gen Himmel reichte, er fühlte alles hinter und unter sich; er los von allem, und nun entgegen den Umarmungen seiner Geliebten in verstohlner Nacht, und wieder sich denkend in den Umarmungen seiner Geliebten auf dem blendenden Theatergerüste, und so Natur und Kunst, und bewundert und beneidet, so war ihm immer der weite Weg durch die Stadt zu ihrem Hause ein Augenblick, ununterbrochen als hie und da durch eines Nachtwächters Ruf; und wenn nun wieder Marianne ihn mit Natur und Kunst empfing, ihren heimlichen Kummer bemeisterte und ihr Vergnügen aufstutzte, wenn sie das weiße Nachtkleid, darin sie wirklich recht englisch aussah, in seinen Armen unvermutet einweihte, was blieb ihm, an gegenwärtigem Vergnügen ersättigt, übrig, als seine Geliebte mit in die frohe

Zukunft zu reißen, sie, die nur niemals mitzuempfinden schien und auf die lieblichste Fragen, ob er sich Vater glauben dürfe, zugeschlossen und verlegen war! Er legte es freilich wieder aus, und herrlich genug, bot die ganze Zeit den Überfluß seiner Empfindung und seiner Gutmütigkeit auf, um zurechtezulegen und Lücken zu füllen, nur daß ihm nie dabei wohl werden konnte.

Einundzwanzigstes Kapitel

Der Direktor unserer Schauspielergesellschaft hatte schon verschiedentlich mit dem Abzug gedroht; denn obgleich die Stadt nicht ganz gering war und sich manche wohlhabende Bürger, auch reiche Müßiggänger darinne fanden, so konnte er doch sein Konto außer den Messen nicht finden. Vielen war das Drama von Bub, Dame, König und As interessanter, die übrige Theaterfreunde reflektierten auf den halben Gulden oder behalfen sich mit Freibilletts, zum Abonnieren hatten sie durchaus keinen Sinn, und so ging die Kunst nach Brote, wies in dieser Welt hergebracht ist, da man nicht leicht eine Idee vom Spaß haben kann als gratis. Dies war nun zwar oft ein blinder Lärm, der aber doch das Publikum aufs neue zu kommen und Wilhelmen dringendere Anstalten zu machen bewegte. Werner nahm nun wirklich teil an den Handelsgeschäften, und Wilhelm, der nie aus seiner Vaterstadt gekommen war, hatte ihn, der sich auf verschiedenen fremden Plätzen umgesehen hatte, überzeugt, daß für den Unerfahrnen auch eine solche Reise höchst nötig sei. Sie waren über eine gewisse Summe Geldes übereingekommen, die Werner schaffen und sich nach und nach wieder bezahlt machen sollte; und wenn Wilhelm bei sich diesen Betrug ganz für heilig hielt und überzeugt war, daß ihn seine Eltern und Verwandten in der Zukunft dafür segnen sollten, so war doch der Gedanke an den ersten Augenblick, da sies erfahren würden, ein Steinchen, an dem seine Imagination sich manchmal wund stieß. Endlich schien die Gesellschaft im Ernst ihren Aufenthalt nicht länger fristen zu wollen. Norman, Wilhelms Nebenbuhler, beschleunigte seine Reise, um Mariannens Liebe noch wenige Tage zu genießen, und Wilhelm faßte sich nun schließlich und letztens zusammen, um sie auf ewig zu besitzen und sich ans Theater mit unauflöslichen Banden zu knüpfen.

Werner, den er nun stärker antrieb, ihm das Mittel zur vorgegebenen Reise zu erleichtern, argwohnte nichts Übels, denn die Klugheit vermutet

nicht das Außerordentliche. Er dachte, es ist gut, daß es sich eben so trifft und Wilhelm einen Ort, der ihm so oft eine unschickliche Liebe ins Gedächtnis rufen muß, bald nach dem Gegenstande verläßt.

Wilhelm war die letzte Zeit in seinen Gängen geheimer geworden; dies ließ den andern auf eine Beßrung schließen, hielt ihn von weitern Maßregeln ab und gab ihm alle Bereitwilligkeit, die Wilhelm wünschen konnte.

Auf der andern Seite war es Mariannen ein willkommnes Wort, als Wilhelm von ihr die Erlaubnis bat, sie einige Tage nicht zu sehen; sie kriegte dadurch Luft, ihren ungestümen Norman, dem ihr Herz nicht entgegenging, wenigstens in einiger Fassung zu bewillkommen. Wilhelm saß nun bei sich zu Hause, kramte unter seinen Papieren, musterte seine Besitztümer, was ihm wohl bei seiner Wanderung in die Welt nützlich sein könnte. Was nach seiner bisherigen Bestimmung schmeckte von Büchern und sonst, ward alles abseits gelegt. Nur die Werke des Geschmacks, Dichter und Kritiker, wurden als bekannte Freunde unter die Erwählten gestellt, und da er bisher sehr wenig von den letzten profitiert hatte, so erneuerte sich seine Begierde darnach, als er sie schamrot jetzo wieder durchsah und fand, daß sie vom Buchbinder her noch unaufgeblättert waren. Er hatte sie sich in der völligen Überzeugung, wie notwendig solche Werke seien, angeschafft und niemals in dem Studio derselben vom Flecke kommen können. Einen Teil der Zeit wandte er auch an, um an Mariannen einen langen Brief zu schreiben; er bedurfte der Schrift, um alles recht rund und voll zu sagen, wie ers bei sich in seinem Herzen fühlte; denn ob er gleich auf dem Theater eine auswendig gelernte Rolle frischweg deklamierte und sich auch im gemeinen Leben weitläufig über Meinungen und Grillen perorierend herausließ, so stockte es ihm doch oft in der Kehle, wenn er seine Empfindungen lebhaft mitteilen sollte; er konnte nie große Worte gnug finden, um das, was er fühlte, auszudrücken, und wenn er der Worte zu viel machte, fand er doch, daß es nicht recht mit dem, wies in ihm war, zusammenstimmen wollte; das Schreiben half ihm aus dieser Verlegenheit, denn wie wir einem abwesenden Geliebten eine herrlichere Gestalt zu geben gewohnt sind, so finden wir auch nichts Ungereimtes in einem erhöhten Ausdruck unsrer Gefühle, welchen die allem Romantischen so feindselige Gegenwart mehrenteils mißbilligt. Der Brief, den er Mariannen schrieb, war folgender.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

„Unter der lieben Hülle der Nacht, die mich sonst in deinen Armen bedeckte, sitz ich und denk und schreibe an dich, und was ich sinne und treibe, ist um deinetwillen. O Marianne! mir, dem glücklichsten unter den Männern, ists wie einem Bräutigam, der, ahndungsvoll, welch eine neue Welt sich in ihm und durch ihn entwickeln wird, vor den geheiligten Teppichen steht, gedankenvoll, lüstern vor den geheimnisvollen Vorhängen, woher ihm die Lieblichkeit der Liebe entgegensäuselt. Ich hab es über mich gewonnen, dich einige Tage nicht zu sehen, es war leicht in Hoffnung einer solchen Entschädigung. Ewig mit dir zu sein! ganz der deinige! Liebste, du weißt nicht, was ich will, und doch könntest dus wissen. Wie oft hab ich mit leisen Tönen der Treue, die, weil sie alles zu halten wünscht, nichts zu sagen wagt, an deinem Herzen geforscht nach dem Mitverlangen einer ewigen Verbindung. Verstanden hast du mich gewiß, denn in deinem Herzen muß ebender Wunsch keimen; vernommen hast du mich in jedem Kuß, in jedem Augenblicke anschmiegender Ruhe; und nun deine Ausweichungen, deine Bescheidenheit — wie lieb ich dich, meine Beste! Was eine andre durch Künste hervorzulocken sucht, den Entschluß, den meist das Mädchen durch übrigen Sonnenschein reifzumachen trachtet, dem entziehst du dich und schließest die schon halb geöffnete Brust deines Geliebten durch anscheinende Gelassenheit wieder zu. Ich verstehe dich! welch ein Elender müßt ich sein, wenn ich an diesen Zeichen die reine, uneigennützige, mehr für mich besorgte Liebe nicht erkennen wollte! Sei ruhig! wir gehören einander an, und keins von beiden verläßt oder verliert etwas, wenn wir füreinander leben. Nimm sie hin, diese Hand, feierlich noch dies überflüssige Zeichen. Alle Freuden der Liebe haben wir empfunden, aber es sind neue Seligkeiten in dem bestätigten Gedanken der Dauer. Frage nicht, wie! sorge nicht! das Schicksal sorgt für die Liebe, und das um so gewisser, da sie genügsam ist. Mein Herz hat schon lang meiner Eltern Haus verlassen, es ist bei dir, wie mein Geist auf der Bühne schwebt. O meine Geliebte! ist leicht ein Mensch, dem so gewährt ist wie mir, seine Wünsche zu verbinden, was mir jetzt keinen Schlaf in die Augen kommen läßt, was mich an meine Papiere heftet, was in mir wie eine ewige Morgenröte auf und ab steigt, deine Liebe und mein Glück? Ich halte mich kaum, daß ich nicht auffahre, hinrenne, und bezwinge mich, um sicher zu gehen und nicht wie ein Unbesonnener törichte, verwegne Schritte zu tun. Ich

habe mit Direkteur S. Bekanntschaft, meine Reise geht gerade zu ihm; er hat vor einem Jahr oft seinen Leuten etwas von meiner Lebhaftigkeit und Freude am Theater gewünscht, und ich werde ihm gewiß willkommen sein. Denn bei eurer Truppe ists nichts, auch ist S. so weit von hier, daß ich anfangs meinen Schritt verbergen kann. Einen leichten Unterhalt find ich da gleich, ich sehe mich um im Publiko, lerne seine Leute kennen, hole dich nach und — Marianne! du siehst, was ich über mich gewältigen kann, um dich gewiß zu haben; denn dich so lange nicht zu sehen, dich in der weiten Welt zu wissen, recht lebhaft darf ichs mir nicht versagen — und dann wieder deine Liebe, die mich vor allem sichert! Und ich bitte dich, versag mir das einzige nicht, eh wir uns scheiden, gib mir deine Hand vor dem Priester, ich werde ruhig gehen. Es ist nur Formel unter uns, aber so eine schöne Formel; der Segen des Himmels zu dem Segen der Erde! In der Nachbarschaft, im Ritterschaftlichen, gehts leicht und heimlich an. Geld für den Anfang für uns beide hab ich, wir wollen teilen, und ehe das all ist, wird der Himmel weiterhelfen. Ja, Liebste! es ist mir gar nicht bange. Was mit so viel Fröhlichkeit begonnen wird, muß ein glückliches Ende nehmen. Ich habe nie gezweifelt, daß man sein glücklich Fortkommen in der Welt finden könne, wenns einem Ernst ist, und ich fühle mir Mut genug, für zwei, für mehrere einen Erwerb zu gewinnen. Die Welt ist undankbar, sagen sie; ich habe noch nicht gefunden, daß sie undankbar sei, wenn man auf die rechte Art etwas für sie zu tun weiß. Mir glüht die ganze Seele beim Gedanken, endlich einmal aufzutreten und den Menschen in das Herz hineinzureden, was sie sich so lang zu hören sehnen. Wie tausendmal ists freilich mir, der ich so von der Herrlichkeit des Theaters eingenommen bin, bang durch die Seele gegangen, wenn ich die Elendesten gesehen habe sich einbilden, sie könnten uns ein großes, treffliches Wort ans Herz reden; es ist schlimmer, als was durch die Fistel gezwungen wird, eine Versündigung, wies in der groben Ungeschicklichkeit dieser Bursche herzugehen pflegt. Das Theater hat einen Streit mit der Kanzel oft gehabt, und sie haben einander nichts vorzuwerfen. Es wäre zu wünschen, daß an beiden Orten nur die edelsten Menschen stünden, daß Gott und Natur immer verherrlicht würden. Es sind keine Träume, meine Liebste: wie ich an deinem Herzen habe fühlen können, daß du in Liebe bist, und für mich bist, so ergreife ich auch den glänzenden Gedanken und sage — ich wills nicht aussagen, aber hoffen will ichs, daß auf uns herabsteigen soll die große Schönheit und die so von allen gewünschte Erscheinung des

Übermenschlichen in menschlicher Gestalt. So gewiß, als mir an deinem Herzen Freuden gewährt waren, die von den Menschen immer göttlich genennt werden, weil sie in diesen Augenblicken über sich selbst gehoben sind. Ich kann nicht schließen; ich habe schon so viel gesagt und weiß nicht, ob ich dir alles schon gesagt habe, alles, was dich angeht, denn für das Rad, wie sichs in meinem Herzen dreht, sind keine Worte. — Nimm dieses Blatt indes, meine Liebe! Ich habe es wieder durchlesen und finde, daß ich von vornen anfangen sollte, indes hats alles, was du zu wissen nötig hast, was dir Vorbereitung ist, wenn ich nun bald mit der Fröhlichkeit der süßen Liebe an deinen Busen zurückkehre. Ich komme mir vor wie ein Gefangener, der in einem Kerker lauschend seine Ketten abfeilt. Ich sage gute Nacht meinen sorglos schlafenden Eltern und bald eine längere gute Nacht — — Leb wohl! für diesmal schließ ich, die Augen sind mir zwei-, dreimal zugefallen, es ist schon tief in der Nacht."

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Der Tag wollte, da es schon gegen das Frühjahr ging, gar nicht endigen, als er, diesen Brief schön gefaltet in der Tasche, sich zu Mariannen hinsehnte. Endlich erschlich er ihre Wohnung und konnte sich in ihren Armen nach einer so langen Abwesenheit kaum wieder fassen. Ihr Herz war wie in Stücken geschnitten, geteilt mit sich selbst in schwer blutenden Schmerzen von jeder seiner Umarmungen. Sein Plan war, er wollte sich auf die Nacht nur anmelden, ihr beim Weggehen den Brief in die Hand drücken und ihre Entzückungen, ihre ergreifende Freuden bei seiner Rückkehr in tiefer Nacht genießen, und eh er sichs versah, wards ihm ganz matt in der erwünschten Nähe seiner Geliebten. Sie war krank und konnte nicht sagen wo; unbehaglich war sie nun sehr und konnte sich auch auf den Vorschlag, daß er heute nacht wiederkommen wollte, nicht einlassen. Er, der bei einem längern Umgang dergleichen weisliche Winke zu ehren gewohnt war, stund in Stille ab, es war ihm aber doch, als wenn auch sein Brief nicht in der Jahreszeit wäre, er behielt ihn bei sich, da verschiedene ihrer Bewegungen ihn auf eine leidliche Weise wegzugehen nötigten. In dem Taumel seiner ahndenden Liebe raffte er noch ein Halstuch von ihr, das er auf der Kommode liegend fand, zusammen, steckte es in die Tasche und verließ wider Willen ihre Lippen und ihre Türe. Er schlich nach Hause, konnte da nicht lange bleiben, kleidete sich um, suchte wieder die freie Luft. Er

hörte in einer Straße von Klarinetten, Waldhörnern und Fagotts eine angenehme Nachtmusik, es schwoll ganz durchaus in ihm. Es waren durchreisende Spielleute, er hatte schon von ihnen sprechen gehört. Er machte sich an sie, und für ein Stück Geld schleppte er sie mit sich nach Mariannens Wohnung. Es waren Bäume in der Nachbarschaft, die den Platz von alther zierten, darunter steckte er seine Sänger, er selbst ruhte weiter hin, überließ seinen Busen ganz den schwebenden Tönen, die in der labenden Nacht um ihn säuselten. Unter den holden Sternen hingestreckt, war ihm sein Dasein wie ein goldner Traum. „Sie hört auch diese Flöten", sagt er zu seinem Herzen, „sie fühlt, wessen Andenken, wessen Liebe die Nacht wohlklingend macht. Auch in der Entfernung sind wir durch diese Melodien zusammengebunden, wie in jeder Entfernung durch die feinste Stimmung der Liebe. Ach, zwei liebende Herzen, sie sind als wie zwei Magnetuhren: was in dem einen sich bewegt, muß auch das andere mitbewegen, denn es ist nur eins, was beide bewegt, eine Kraft, die sie durchgeht. Kann in ihren Armen der Mensch eine Möglichkeit fühlen, sich von ihr zu trennen? Und doch, ich werde fern von ihr sein, werde einen Heilort für unsere Liebe suchen und werde sie immer mit mir haben. Wie oft ist mirs geschehen, daß ich, abwesend von ihr, in Gedanken an sie verloren, ein Buch, ein Kleid oder sonst was berührte und glaubte, ihre Hand zu fühlen, so ganz war ich mit ihrer Gegenwart umkleidet. Und jener Augenblicke mich zu erinnern, die das Licht des Tages wie das Auge des kalten Zuschauers fliehen, die zu genießen Götter den schmerzlosen Zustand gleich rein schwebender Seligkeit verlassen! — zu erinnern! — als wenn Erinnerung für den Rausch des Taumelkelchs wäre, der unsere Sinnen an himmlischen Stricken gebunden aus aller ihrer Fassung peitscht — und ihre Gestalt — —" Er verlor sich in Erinnerungen, die Ruhe ging in Verlangen hinüber, er umfaßte einen Baum, kühlte seine heiße Wange an der Rinde, und die Winde der Nacht saugten begierig den Hauch auf, der aus dem reinen Busen bewegt hervordrang. Er suchte nach dem Halstuch, das er von ihr mitgenommen hatte — es war vergessen, es stak im vorigen Kleide. Seine Lippen lechzten, seine Glieder zitterten in Verlangen. Die Musik hörte auf, und es war ihm, als wär er aus dem Elemente gefallen, in dem seine Empfindungen bisher getragen wurden. Seine Unruhe vermehrte sich, da seine Gefühle nicht mehr an den sanften Tönen genährt und gelindert wurden. Er irrte herum und ward gegen Mariannens Wohnung getragen. Er setzte sich auf der Schwelle nieder, er ward schon

beruhigter, er küßte den messingenen Ring, womit man an ihre Türe pochte. Er saß wieder eine Weile stille. Wie er sie sich dachte, hinter ihren Vorhängen, im weißen Nachtkleide mit dem roten Band um den Kopf in süßen Träumen! und dann dacht er sich so nahe zu ihr hin, daß ihm vorkam, sie müßte nun von ihm träumen. Seine Gedanken waren lieblich wie die Geister der Dämmerung, Ruhe und Verlangen wechselte in ihm, die Liebe lief mit schaudernder Hand tausendfältig über alle Saiten seiner Seele, es war, als wenn der Gesang der Sphären über ihm stillestünde, um die leisen Melodien seines Herzens zu belauschen.

Hätte er den Hauptschlüssel bei sich gehabt, der ihm sonst Mariannens Türe öffnete, er würde sich nicht gehalten haben, würde ins Heiligtum der Liebe eingedrungen sein. Er schwankte halb träumend unter den Bäumen hin, er entfernte sich langsam; etlichemal wollte er seitwärts nach Hause und ward immer wieder umgewendet; endlich, als ers über sich vermochte und an der Ecke noch einmal zurücksah, kams ihm vor, als wenn Mariannens Türe sich öffnete und eine schwarze Gestalt sich herausbewegte; er war zu weit, um deutlich zu sehen; eh er sich faßte und hinsah, war schon wieder in der Nacht die Erscheinung verloren, nur ganz weit schien sie ihm an einem weißen Hause hinzustreifen; er stund und blinzte, und eh er sich ermannte und nachlief, war sie in den mannigfaltigen Gassen verloren. Wie einer, dem ein Blitz die Gegend in einem Winkel erhellt, der drauf vergebens mit geblendeten Augen die vorige Gestalten, den Zusammenhang der Pfade in der Finsternis sucht, so wars vor seinen Augen, so wars in seinem Herzen.

Und wie ein Gespenst der Mitternacht, das ungeheure Schröcken erzeugt, in folgenden Augenblicken der Fassung für ein Kind des Schröckens kann ausgedeutet werden und Zweifel in der Seele endlos sich auf- und abwickeln, so wars ihm, als er, an einen Eckstein gelehnt, des Morgens Lichtgrau und das Geschrei der Hahnen nicht achtete. Die frühe Gewerbe, die lebendig zu werden anfingen, trieben ihn endlich durch sein Schlupfloch nach Hause.

Er hatte sich, wie er ankam, dieses Blendwerk mit bündigsten Gründen ziemlich aus der Seele wegräsoniert, doch die schöne Stimmung der Nacht, an die er jetzt auch wie an eine Erscheinung zurückdachte, war auch dahin. Sein Herz zu letzen, ein Siegel seinem erholten Glauben aufzudrücken, zog er das Halstuch aus der vorigen Tasche; das Rauschen eines Zettels, der herausfiel, zog ihm das Tuch von den Lippen, er hob auf und las:

„So hab ich dich lieb, kleiner Narre, was war dir auch gestern? Heute nacht komm ich zu dir. Ich glaub wohl, daß dirs leid tut, von hier wegzugehen, aber hab Geduld, auf die *** Meß komm ich auch. Höre, tu mir nicht wieder die schwarz-grün-braune Jacke an, du siehst drin aus wie die Hexe von Endor; hab ich dir nicht das weiße Négligé drum geschickt, daß ich ein weiß Schäfchen in meinen Armen halten will? Schick mir deine Zettel immer durch das alte Luder; die hat der Teufel selbst zur Iris bestellt.

N."

Zweites Buch

Erstes Kapitel

Wilhelm war nunmehr auf der Besserung, und Werner kam noch redlich jeden Abend nach vollendeten Geschäften, wie er es in den schlimmern Zeiten der Krankheit seines Freundes gewohnt worden war, um ihn mit Erzählen, Vorlesen, auch wohl oft durch die bloße Gegenwart von den heimlichen Gedanken abzubringen, in denen der Unglückliche sein Schicksal wiederzukauen und sich selbst zu verzehren eine Wollust fand. Einmal, als Wilhelm in der Abenddämmerung aus dem Schlummer erwachte und die Vorhänge seines Bettes, um aufzustehen, teilte, sah er Wernern, der, indes angekommen, sich, um ihn nicht zu stören, mit einem Buche ins Fenster gestellt hatte. „Warum lässest du nicht ein Licht kommen", sagte der Kranke mit einem Guten Abend, „was liesest du?" — „Ich fand einen Teil des Corneille auf dem Tische und schlug eben seine Abhandlung über die drei Einheiten auf. Ich habe so viel darüber reden hören und war begierig, zu lesen, was dieser berühmte Schriftsteller darüber entscheidet." — „Entschieden hat er nun wohl nichts", versetzte Wilhelm. „Mir scheint seine Schrift mehr eine Verteidigung gegen allzu strenge Gesetzgeber als selbst ein Gesetz zu sein, wornach sich seine Nachfolger zu richten hätten." — „Ich merkte auch bald, daß ich mich geirrt hatte," sagte Werner, „da ich mir aus diesen Blättern einen Maßstab in die Seele zu befestigen dachte, wornach ich künftighin die Schauspiele beurteilen könnte." — „Wenn es auch Regeln gibt," fiel Wilhelm ein, „wornach man die Werke der Dichter richten darf, so mögen sie doch nicht so leicht anzuwenden sein als Elle und Gewicht und die vier Spezies der Rechenkunst." — „Ich verstehe das nicht", sagte der andere, „denn wenn die

Vorschrift einmal richtig und festgesetzt ist, so muß man ja leicht sehen können, ob der Schriftsteller sich darnach gerichtet hat oder nicht." Wilhelm war still.

Doch ich merke, um meine Leser zu befriedigen, werde ich die Erzählung an das Ende des vorigen Buchs anknüpfen müssen.

Die Pest oder ein böses Fieber ihresgleichen rasen in einem gesunden, vollsäftigen Körper, den sie anfallen, schneller und stärker, und so war der arme Wilhelm von seinem Schicksale überwältigt, daß in einem Augenblicke sein ganzes Eingeweide brannte. Wie wenn ungefähr unter der Zurüstung ein Feuerwerk in Brand gerät, gingen in seinem Busen Glück und Hoffnung, Wollust und Freuden, Wirkliches und Geträumtes auf einmal scheiternd durcheinander. In den Augenblicken solchen wüsten Geschickes erstarrt meistens der Zuschauer, und dem, den es trifft, ist es eine Wohltat, daß ihn die Sinne verlassen.

Die Zeiten des lauten, ewig in sich wiederkehrenden, unerträglichen Schmerzens folgten darauf. Doch sind auch diese für eine Gnade der Natur zu achten. In solchen Stunden hatte Wilhelm seine Geliebte noch nicht ganz verloren, seine Schmerzen waren unermüdet erneuerte Versuche, das Glück, das ihm aus der Seele entfloh, noch festezuhalten, die Möglichkeit davon in der Vorstellung wieder zu erhaschen. Und wie man einen Körper, so lange die Verwesung dauert, nicht ganz tot nennen kann, denn die Kräfte, die vergebens in alten Bestimmungen zu wirken suchen, arbeiten jetzt an der Zerstörung, und nur dann, wenn sich auch diese aufgerieben haben, wenn das Ganze in gleichgültigen Staub und Gebeine zerlegt ist, dann entstehet das erbärmlich leere Totengefühl, nur durch den Atem des Ewiglebenden zu erquicken.

In so einer neuen, ganz lieblichen Seele war viel zu ertöten, zu zerreißen, zu zerstören, und die schnellheilende Kraft, die in der Jugend ist, gab selbst der Gewalt des Schmerzens neue Nahrung und Heftigkeit. Der Streich war zu treffend tödlich. Werner, nun aus Not sein Vertrauter, griff voll Eifer zu Feuer und Schwert, um der gehaßten Leidenschaft, dem Ungeheuer, aufs innerste Leben zu gehen. Die Gelegenheit war so glücklich, die Zeugnisse so bei der Hand, er triebs mit solcher Heftigkeit und Grausamkeit, Schritt vor Schritt, ließ dem Freunde nicht das mindeste Labsal des mindesten augenblicklichen Betruges und vertrat ihm jeden Schlupfwinkel, daß die Natur, die doch ihren Liebling nicht wollte zugrunde gehen lassen, ihn mit Krankheit anfiel, um ihm von der andern Seite Luft zu machen.

Ein lebhaftes Fieber mit seinen Folgen, den Arzneien und der Mattigkeit, die Bemühungen der Seinen ums Bette, die Nähe und Liebe der Mitgebornen, die durch Mangel und Bedürfnis erst recht fühlbar wird, waren so viele Zerstreuungen eines veränderten Zustandes und eine kümmerliche Unterhaltung. Erst wie er wieder besser wurde, das heißt, wie seine Kräfte erschöpft waren, sah er mit Entsetzen in den qualvollen Abgrund eines dürren Elendes hinab, eine Empfindung, als wenn man in den ausgebrannten hohlen Becher eines Vulkans hinuntersieht. Nunmehr machte er sich selbst die bittersten Vorwürfe, daß er, nach erlittenem so großem Verlust, noch einen schmerzlosen, ruhigen, gleichgültigen Augenblick haben könnte. Er verachtete sein eigen Herz und sehnte sich nach dem Labsal der Tränen und des Jammers. Um diese wieder in sich zu erwecken, brachte er vor sein Andenken alle Szenen des vergangenen Glückes. Mit der größten Lebhaftigkeit malte er sie sich aus, strebte er wieder in sie hinein, und wenn er sich zur möglichsten Höhe hinaufgearbeitet hatte, wenn ihm der Sonnenschein voriger Tage wieder die Glieder zu beleben und den Busen zu heben schien, sah er rückwärts auf den erschröcklichen Abgrund, labte sein Aug an dem Sturze, warf sich hinunter und erzwang von der Natur die bittersten Schmerzen. Und so wiederholt zerriß er sich selbst. Denn die Jugend, die so reich an eingewickelten Kräften ist, weiß nicht, was sie verschleudert, wenn sie dem Schmerz, den ein Verlust erregt, noch so viele erzwungene Leiden gleichsam nachwirft, als wolle sie dem Verlornen dadurch noch erst einen rechten Wert geben.

Er war so überzeugt, daß dieser Verlust der einzige, der erste und letzte sei, den er in seinem Leben machen könne, daß er jeden Trost verabscheute, der ihm diese Leiden als endlich vorstellen wollte. Jede freudige, sonst teilnehmende Ader haßt' er an sich und nährte dagegen jene stillstehende, schleichende, in sich gekehrte Empfindung, die heimlich den Kern des Lebens aushöhlt. Leise fieberhafte Bewegungen, Nachhälle seiner Krankheit, schlichen in seinem innersten Bau und wurden durch eine falsche Diät Leibes und der Seele unterhalten. Er floh die Menschen, enthielt sich in seiner Stube und konnte es nie warm genug darin haben. Der Kaffee, den er bisher noch gar nicht gekannt, schlich sich als Arznei bei ihm ein, dann wurde dieser Lieblingstrank erst einmal des Tages, darauf zweimal genommen und bald unentbehrlich. Dieser leidige und allgemein verbreitete Gift des Körpers und des Beutels wirkte bei ihm auf das gefährlichste. Seine Vorstellung wurde mit schwarzen, leicht beweglichen

Bildern erfüllt, mit welchen seine Imagination ein rastloses Drama, das die Hölle des Dante zum würdigen Schauplatz erwählet hätte, aufzuführen sich gewöhnte. Die vorübergehende falsche Stimmung, die dieser verräterische Saft dem Geiste gibt, ist zu reizend, als daß man sie, einmal empfunden, entbehren möchte, die Abspannung und Nüchternheit, die darauf folget, zu öde, als daß man nicht den vorigen Zustand durch neuen Genuß wieder heraufholen sollte.

Der Tee, ein würdiger, obgleich weitläufiger Anverwandter der verderblichen Bohne, ward als ein guter Gesellschafter, die häusliche Langeweile zu ergötzen, auch abends gewöhnlich aufgefordert; und da dann gleichfalls der Wein nicht immer mäßig genommen wurde, wenn gute Freunde zu Tische waren und die Lebhaftigkeit des Gespräches sich in einem solchen Vehikel am besten ausbreitete, so entstand daraus und aus andern Verknüpfungen ein widriges Unbehagen in seinem ganzen Wesen. Er ward von falschen Launen gepeitscht, seine Begriffe waren verworren und übertrieben, man erkannte ihn fast nicht mehr gegen die vorigen Zeiten.

Leider wird dieser fast so unbeschreiblich- als unerträgliche Zustand von vielen wohl verstanden werden, die, wie unser Freund, sich für außerordentliche physische und moralische Phänomene ansehen und jene Bewegungen, die sie zerreißend beunruhigen, der Gewalt ihres Herzens, der Kraft ihres Geistes zuschreiben; da sie doch mit etwas mehr Ordnung in ihrer Diät, mit etwas mehr Natur in ihrem Genusse zu ihrer eigenen und zu der Ihrigen Zufriedenheit recht ordentliche und recht natürliche Menschen werden würden. Ja, erlaubt mir, meine Freunde, daß ich euch sage: Ihr erscheint mir oft wie kleine sachte Bäche, worein die Knaben Steine tragen, um sie rauschen zu machen.

Die Reste jener ersten Krankheit stockten noch in Wilhelms Gefäßen. Durch seine Lebensart konnte die Natur nicht wieder in ihre gleiche Wege geleitet werden. Er verabscheute jede Zerstreuung und Bewegung. Im Schlafrocke, Pantoffeln und der Nachtmütze fand er seine Beruhigung und zuletzt gar in einer Pfeife Toback sein Glück. Es fehlte nun fast nichts mehr, ihn, den Wohlgebildeten, Reinlichen, Freien, in den Zustand jener Menschen zu versetzen, die oft ohne Geist und innern Beruf über mißverstandenen Büchern wie Schuster auf dem Schemel verkümmern.

Und er wäre auch untergegangen, hätte ihn nicht die Kraft seiner Natur, die wieder zum Geraden und Reinen strebte, gerettet. Je enger

jene körperliche Fesseln zusammengezogen wurden, desto mehr sträubte sich die innere Gewalt, brach bei der ersten Gelegenheit los und durchwühlte das ganze Gebäude. Vergebens, daß man sie zu besänftigen hoffte. Mit der Weisheit einer verständigen Zuchtmeisterin griff sie durch, faßte jedes Übel in der Wurzel, kehrte das oberste zu unterst, warf aus, was zu grob war, verzehrte das Feinere, und unbarmherzig in ihren unaufhaltsamen Wirkungen, brachte sie unsern Freund etliche Male an die Pforten des Todes. Aber auch ihre Kur war aus dem Grunde; alles Fremde und Falsche ward vertrieben und der wohlgebaute Körper zu seinem künftigen Glücke in seinen innersten Verhältnissen wiederhergestellt. Freilich nahmen die Kräfte alsdann so langsam zu, daß man oft glauben konnte, sie schwänden wieder. In den gefährlichsten Augenblicken hatte er rein allem Leben entsagt, das hinter ihm zu liegen schien; er war los geworden von der Welt, und die Ruhe, die aus diesem Gefühl kam, war wie ein freundliches Klima, aus dem der Genesende gelinde Lebenssäfte zog. Dankbar nahm er nunmehro von der Quelle des Lebens das wieder an, was er in der Wut seines Zustandes verschleudert und mit Füßen getreten hatte; und so ward er wie ein Kind zum zweitenmal wieder ins Leben zurückgeführt, und wie ein Kind fiel er bei der ersten anwandelnden Munterkeit wieder über die vorigen Spielsachen her.

Was ihm zunächst lag, waren Theaterbücher. Er las mit vielem Vergnügen die besten Stücke wieder nacheinander, die ihm doch hier und da anders als sonst vorkamen.

Einen solchen Band hatte Werner während der Mittagsruhe seines Freundes aufgeblättert, wie wir zu Anfange dieses Kapitels gesehen haben.

Zweites Kapitel

Werner konnte nie recht leiden, daß Wilhelm ein Gespräch fallenließ und eine Weile in sich selbst gekehrt blieb. Er fühlte, da es nie als Verachtung auszulegen war, daß seines Freundes Herz sich bei solchen Anlässen sachte zuschloß, daß die lebhafte Seele sich in Reiche begab, wohin sie keinen bedächtig gesinnten Begleiter mitnehmen wollte. Werner hielt dafür, ein freundschaftlicher Umgang sei, um sich wechselseitig zu unterrichten, sich seine Zweifel mitzuteilen und, einer von dem andern überführt, sich zu vergleichen.

Wilhelm schien dagegen hier und da bemerkt zu haben, daß der Geist des Menschen ein eignes Ganzes ausmache, das sich mit einem andern

nie vereinigen, wohl aber an mehr- oder wenigern Punkten sich berühren könnte. Er mußte bald zu dieser Erfahrung gelangen; denn ein Geschöpf, das im Werden ist, hat mit den entwickelten, auch denen von eigner Art, wenig gemein. Und was ihm als Wahrheit vorschwebte, hing an so vielen Fäden, war so gedrängt, so voller Aussichten, so leise nur zu fühlen, daß er fast nie imstande war, in einem Gespräche vorwärtszukommen und hübsch rund und deutlich zu sagen, was er wollte.

Als Knabe hatte er zu großen, prächtigen Worten und Sprüchen eine außerordentliche Liebe, er schmückte seine Seele damit aus wie mit einem köstlichen Kleide und freute sich darüber, als wenn sie zu ihm selbst gehörten, kindisch über diesen äußern Schmuck. In der Folge, als der Jüngling sich von innen heraus fühlte, seine Seele in Arbeit und Bewegung kam, verschmähte er die Worte, weil er das für unaussprechlich hielt, was in ihm aufquoll. Ihm war es auch nicht in Worte zu fassen, es dehnte sich alles zu weit auseinander, daß er es mit den engen, ängstlichen Banden des bestimmten Ausdruckes nicht umgrenzen konnte, besonders wenn ihm jemand widersprach; denn das, wovon seine Seele voll war, einem willigen Zuhörer aneinanderhängend mitzuteilen, machte ihm das größte Vergnügen, wie wir davon Beispiele gesehen haben und noch sehen werden. Zum Dialog hingegen war er gar nicht eingerichtet; ihm war nicht leicht gegeben, sich in die Gesinnungen der andern zu versetzen, und wenn der Faden seiner Ideen durch die Eingriffe des Streitenden oft zerrissen wurde, brachte er, um mehrerer Deutlichkeit willen, Sachen, Gleichnisse, Geschichten, Stellen herbei, die ganz und gar mit dem Gegenstande, wovon man sprach, keinen erscheinenden Zusammenhang hatten. Der Gegenteil behielt also immer recht, und wenn er sich sonst mit aller Lebhaftigkeit verteidigt hatte und sich zuletzt, um fertig zu werden, mit Paradoxen und Berufung an Himmel und Erde zu helfen suchte, wurde er meist überstimmt und ausgelacht. Dadurch hatte er sich nach und nach angewöhnt, in der Stille der Sonne entgegenzustreben, die seine Flügel zeitigen und ausspannen sollte. Besonders neuerdings, da ihm der große Knoten, an den er alles anknüpfte, abgerissen war, wußte er sich meist in nichts zu finden. —

Werner versuchte, das entschlürfte Gespräch sachte wiedereinzufädeln. „Wenn dir es nicht zuwider ist und ich dir nicht etwas vorlesen soll, so erkläre mir doch einigermaßen, wie es mit den drei Einheiten steht und was man davon halten darf." — „Mein Kopf ist nicht ganz frei", sagte Wilhelm, „sonst wollte ich gerne dein Verlangen erfüllen. Zwar gestehe

ich dir, je mehr ich es überlege, desto mehr überzeuge ich mich, daß es gefährlich ist, seinen Weg von dieser Seite in das dramatische Land zu nehmen."

„Gib mir doch einen Begriff", sagte Werner, „verwirfst du denn diese Regeln und diese drei Einheiten ganz?"

„Wenn du nur wüßtest," sagte Wilhelm, „was du in diesen Worten für Begriffe verwirrst. Ich entziehe mich keiner Regel, welche aus der Beobachtung der Natur und aus der Eigenschaft eines Dinges genommen ist; ich verachte auch diese sogenannten Einheiten nicht, weil sie teils zum Notwendigen eines Stückes, teils zu seiner Zierde gehören; ich halte nur die Methode für ungeschickt, womit man uns diese sonst ganz guten und nützlichen Lehren vorträgt, weil sie unsere Gedanken fesselt und uns verhindert, die wahren Verhältnisse zu erkennen. Wenn einer den Menschen einteilte in Seele, Leib, Haare und Kleider, so würde dir die Albernheit einer solchen Lehrart bald auffallen, ob du gleich nicht leugnen könntest, daß sich an dir alle diese Teile befinden. Nicht viel besser und fast ebenso unphilosophisch ist jene, wenn man sie näher beleuchtet: ein Kerbholz, wo Dinge von ganz ungleichem Werte in einer Reihe eingeschnitten sind.

Die Einheit der Handlung, im höheren Sinne genommen, macht nicht allein den Ruhm des Dramas, sondern eines jeden Gedichtes, und diese, dünkt mich, ist indispensable. Nach ihr, wieviel wichtige Dinge sind nicht abzuhandeln, eh wir an Ort und Zeit kommen, worüber so viel zu sagen ist und wegen welcher man fast allen Schriftstellern oft durch die Finger hat sehen müssen. Ja, wenn denn am Ende Einheiten sein sollen, warum nur drei und nicht ein Dutzend? Die Einheit der Sitten, des Tons, der Sprache, des Charakters in sich, der Kleider, der Dekoration und der Erleuchtung, wenn du willst. Denn was heißt Einheit, wenn es doch etwas bedeuten soll, anders als innere Ganzheit, Übereinstimmung mit sich selbst, Schicklichkeit und Wahrscheinlichkeit!

Wieviel anders hat man bisher dieses Wort als Kunstwort gebraucht! Bei jeder der sogenannten drei Einheiten bedeutet es etwas anders. Einheit der Handlung heißt teils Einfachheit der Handlung, teils geschickte und innige Verbindung mehrerer. Einheit des Ortes heißt Einerleiheit, Unveränderlichkeit oder Einschränkung des Platzes. Einheit der Zeit sodann heißt kurzes, faßliches, einigermaßen wahrscheinliches Maß derselben. Du wirst also mit mir übereinkommen, daß man diese Dinge nicht hätte so nebeneinander und hintereinander rangieren sollen. Ich habe mir also diese alte Formeln bei meiner Untersuchung über das Drama

ganz aus dem Sinne geschlagen, um einen natürlichern und richtigern Weg zu finden; dabei bin ich sorgfältiger als jemals, aufzusuchen, was nachdenkende Menschen darüber geschrieben haben. Sogar habe ich neulich eine Übersetzung von des Aristoteles Poetik gelesen." — „Teile mir doch etwas davon mit", versetzte Werner. — „Aus dem Ganzen", sagte Wilhelm, „weiß ich wirklich noch nichts zu machen; man müßte wohl mehrere von seinen Schriften gelesen haben, um mit seiner Art etwas bekannter zu werden, auch überhaupt von dem Altertum unterrichteter sein, als ich es bin. Unterdessen hab ich mir vortreffliche Stellen daraus gemerkt und sie nach meiner Art zusammengesetzt, ausgelegt und kommentiert."

„Ich kann den Wunsch unmöglich aufgeben," versetzte Werner, „einen ausführlichen und bestimmten Maßstab zu haben, wornach ich die Güte eines Stückes beurteilen könne."

„Du irrst darinne," versetzte Wilhelm, „wenn du glaubst, es könne einer dem andern dieses Maß sogleich in die Hand geben. Man muß sich lange mit einer Sache beschäftigen und sie durchaus kennenlernen, alsdann versteht man erst recht, was verständige und gelehrte Leute darüber für Meinung hegen. Und wie der Dichter eher ist als der Kritiker, so müssen wir auch vieles sehen, lesen und hören, ehe wir uns einfallen lassen wollen zu urteilen. Nicht gerechnet, daß einer, der nicht vom Handwerke ist, am besten tut, er überläßt sich seinem natürlichen Gefühle und grübelt nicht lange, wenn ihn der Dichter oder Schauspieler ergötzt." — „So habe ich es auch immer gehalten," sagte Werner, „bis man mir neuerdings gar zu viel vorgeschwätzt und mich irregemacht hat. Denn so kam ich z. E. mit großem Vergnügen aus dem Lustigen Schuster oder Der Teufel ist los! und hatte gesehen, daß sich die ganze Welt recht sehr daran ergötzt hatte; das nahmen mir gewisse Personen sehr übel, die man für Kenner hält, spotteten über meinen schlechten Geschmack und bewiesen mir ihr Recht der Länge nach. Man will doch auch nicht dastehen, als wenn man aufs Maul geschlagen wäre, besonders wenn man doch ein paar Augen im Kopfe hat wie ein anderer."

Wilhelm versetzte: „Es ist schwerer, als man denkt, gerecht zu sein. Wie ich meine Untersuchungen anstelle, will ich dir sagen; ich sehe, daß man auf keine andere Weise herauskommt. Ich suche nun schon lange Zeit, und besonders, seitdem mir meine Krankheit zum Lesen Raum läßt, zu finden, was zum Wesen des Schauspieles gehört und was nur zufällig dran ist; freilich sollte mehr Studium dazu, als ich habe machen können,

denn man müßte die Geschichte des Schauspiels von seinem ersten Ursprunge, die Theater aller Nationen und den größten Teil ihrer Stücke kennen, man müßte untersuchen, worin sie miteinander übereinkommen müssen, um gute Stücke zu sein, und worin sie voneinander abweichen können; auf diese Gedanken hat mich der brave Legationsrat R. gebracht, der dir auch so wohl gefiel. Ich sehe aber, es ist keine Sache für mich. Ich habe mit dem französischen Theater anfangen wollen. Ich nahm den Corneille vor, und kaum hatte ich einige Stücke gelesen, als eine solche Gärung in meinem Kopfe war und ein unwiderstehlich Verlangen in mir entstand, gleich eins in dieser Art zu komponieren." — „Du wirst es doch aufgeschrieben haben", sagte Werner, „laß mich doch auch was sehen. Du bist immer so geheimnisvoll damit; wenn mir es meine Frau nicht verraten hätte, so wüßte ich gar nicht, daß du so vielerlei geschrieben hast." — „Vielleicht finde ich einmal eine Stunde," sagte Wilhelm, „wo ich leichtsinnig genug bin, dir von der Kindheit meiner Bemühungen Rechenschaft zu geben. Ich bin überzeugt, daß es tausend Schriftstellern und andern, die sich um Talente und Künste bemühten, gegangen ist wie mir. Ein Trieb jugendlicher Nachahmung führt den verwandten Geist auf gebahnte Wege, die großen Muster reizen uns an, die Anfänge sind leicht, wir lassen uns tändelnd auf einen Pfad ein, dessen Beschwerden und Länge wir dann erst bemerken, wenn schon ein Teil zurückgelegt ist. Gewohnheit, Neigung heißen uns darauf beharren, meist mit innerm Unwillen und mit dem ängstlichen Gefühl, daß wir hinter jenen, denen wir vorzulaufen gedachten, weit zurückblieben. Gib lieber den Corneille her, den Teil, wo Cinna drinnesteht, und lies mir daraus einige Szenen vor."

Werner tat es, und da er die französische Verse nicht gut deklamierte, so ergriff Wilhelm endlich selbst das Buch und las mit vielem Feuer und Erhebung der Seele, so daß Werner zuletzt ausrief: „Herrlich und außerordentlich!"

„Sage mir", fuhr Wilhelm auf, „ist dir nicht auch so, müssen nicht diese Situationen jede Menschenseele gewaltig angreifen? Im Ganzen so sonderbar, so einfach und schön! Es ist so groß und scheint so natürlich, man nimmt den innigsten Teil und wagt doch nicht, sich selbst in die Lage zu denken, man ist und bleibt Zuschauer und erwartet von den höhern Wesen, wie sie sich benehmen werden. Ja, wenn der Autor Kraft und Saft hat, fähig ist, was wir uns allenfalls nur denken und vorstellen, lebendig hervorzuführen, wenn wir unsere Halbgötter jeden wichtigen Schritt gesetzt und fest tun sehen und eines jeden Betragen kernhaft und

ganz ist in der schröcklichen Lage, wie befriedigt werden wir, und wie dankbar vergnügt kehren wir zurück, wenn uns die Verlegenheiten, die geteilten Gefühle so liebreich ängstlich, so wohl zu dem Schröcklichen stimmend in unser Herz gelegt werden. Es mag nur einer nach etwas Neuem und Fremdem schnappen, oder er mag seine Brust zum Anteile hingeben, er findet bei so einem Gegenstande immer seine Befriedigung, will mich dünken. Ich bitte dich, lies das Stück ganz! Lies es ja!"

„Du hast mich sehr neugierig darauf gemacht und auf seine übrigen; sind sie diesem gleich?" — „Wie ein Mann sich nicht ganz gleich, nicht ganz ungleich sein kann." — „Seine Landsleute haben ihn den Großen genannt; einige, wenn ich mich nicht irre, haben ihm diesen Ehrennamen streitig gemacht." — „Welchen er als Dichter verdient, wage ich nicht zu entscheiden; ich bewundere, was über mir ist, ich beurteile es nicht. Soviel weiß ich, ein großes Herz hatte er gewiß. Eine tiefe innere Selbständigkeit ist der Grund aller seiner Charaktere, Stärke des Geistes in allen Situationen ist das Liebste, was er schildert. Laß auch, daß sie in seinen jüngern Stücken manchmal als Rodomontade aufschlägt und in seinem Alter zu Härte vertrocknet, so bleibt es immer eine edle Seele, deren Äußerungen uns wohltun." — „Sollte man denn aber so sicher von dem Werke auf den Verfasser schließen können? Denn es ist eben keine große Kunst, im Trauerspiel edel und großmütig zu sein, ein Königreich zu verschenken, einer Geliebten zu entsagen, das Leben dranzusetzen und dergleichen Dinge mehr, die im gemeinen Leben, ich wollte wetten, ein König so gut als ein anderer von sich ablehnet. Auf den Brettern kann ein jeder seine Prinzen nach Belieben großtun lassen." — „Wirklich großtun kann einer auf dem Theater so wenig als irgendwo, wenn er nicht eine große Ader in sich hat. Ein Schriftsteller mit einer kleinen, engen Seele wird, wenn er erhabene Gegenstände bearbeitet, das Große immer am unrechten Orte suchen, er wird gleich übertrieben und albern werden, und es wirds ihm kein Mensch zugutehalten, dagegen das wirkliche Edle immer Beifall und Bewunderung abzwingt. Wie uns die grausamen Leidenschaften zum Entsetzen und traurige Schicksale zum Mitleiden hinreißen, Falschheit uns verachten heißt, übermütiger Mißbrauch der Gewalt unsern Haß aufreizt und so jede der mannigfaltigen Leidenschaften, die uns bewegen, einzeln oder verbunden! Gewiß, wer von allen diesen das hohe Menschengefühl hat und wen die Natur zum Dichter machte, daß er diese Wirkung als lebendig hervorbringen kann, der wird durch viele Zeiten durch die menschliche Seele erschüttern und bewegen."

Werner suchte nun das Gespräch, das ihm für Wilhelms Gesundheitsumstände zu lebhaft wurde, zu verändern und gedachte noch zum Schluß etwas von den eignen Werken des jungen Dichters zu erhaschen; allein so sehr er sich auch bemühte, war es diesen Abend unmöglich, in diese Geheimnisse zu dringen. Zu voll von dem Bilde Corneillens, und wenn man will, vom Ideale Corneillens, das sich Wilhelm gebildet hatte, sah er seine Arbeiten als Sudelpapiere der Schulübung an, die, wenn sie der Knabe vollgeschrieben hat, gewöhnlich zu Wickeln verschnitten werden. Er fühlte einen Abstand, den ihm sein Gefühl zu überspringen nicht erlaubte. Ein seltner Fall bei einem Schriftsteller, ja bei einem Menschen überhaupt. Die Natur hat uns meist so glücklich mit uns selbst verwebt, daß wir nicht leicht einen andern, seine Handlungen und Besitzungen ansehen, ohne auf uns zurückzukehren, um das Unsere, wäre es auch verhältnismäßig noch so klein, mit dem angenehmsten Vorgefühl zu genießen. Gütige Mutter, wie weise und liebreich hast du die kleine, enge Haushaltung eines jeden sparsam reichlich ausgestattet!

Werner stund endlich ab, besonders da er merkte, sein Freund hatte sich in der Lebhaftigkeit des Gesprächs zu sehr angegriffen. Er versparte es auf ein andermal, wo es ihm auch gelang.

Drittes Kapitel

An einem der folgenden Tage überraschte er Wilhelmen, der beschäftigt war, eine Menge Papiere auseinanderzukramen, wovon er einen Teil bei Werners Ankunft versteckte. Es waren Briefe, Billetts von Mariannen und andere Zettelchen, die sich auf sie bezogen. „Hast du etwas von deinen Schriften hier bei der Hand,“ sagte der Hereintretende, „so zeige mirs.“ — „Wenn du es nicht Schriften nennen willst, sondern dem Kinde den rechten Namen gibst, will ich es wohl über mein Herze bringen, mich vor dir lächerlich zu machen.“

Er schob indes die offenliegenden Blätter zusammen, und es war ihm lieb, sie auf eine gute Weise wegzubringen; denn es beunruhigte ihn oft der Gedanke, Werner möchte darauf bestehen, daß alles übrige Andenken Mariannens vertilgt und die Reste von Briefen, die er vermuten konnte, dem Feuer aufgeopfert werden sollten. Und so ward ein Pack herbeigebracht, der, aufgebunden, in viele einzelne starke und schwache Hefte, Bogen und Blätter auseinanderfiel.

Ach, dachte Wilhelm bei sich, wie er die Schnur aufzog, so hoffte

ich euch nicht wieder zu öffnen! wie verändert ist mein Schicksal, seit ich euch zusammenband! Denn er hatte diese Sammlung mit denen übrigen Sachen, die er auf seiner Flucht mitnehmen wollte, beiseitegelegt. „Rühre mir nichts an", rief er, als der Neugierige zugreifen wollte. „Bringe nichts in Unordnung. Du stellst dir wohl nicht vor, daß diese Papiere in chronologischer Reihe hintereinander liegen." — „Das ist wohlgetan, man kann desto besser sehen, wie man zunimmt."

„Ich fürchte nur, daß weder mich in der Folge noch jemanden die Schattierungen unterhalten werden. Zuvörderst muß ich dich vorbereiten, daß du viele Plane, viele einzelne Szenen, angefangene Stücke finden wirst, und fast nichts geendigt." — „Wunderbar! Ist es dir auch gegangen wie vielen jungen Schriftstellern, von denen ich gehört habe?" — „O daß es allen so ginge! Wir würden so viele Werkchens, die immer unfertig bleiben, wenn sie auch geendigt sind, nicht zu sehen bekommen; es würde nicht jeder, durch das kindische Beispiel gereizt, dem Gefühle, ähnliche Albernheit hervorbringen zu können, unmäßig nachhängen, und unsere Literatur würde nicht einer Schenke gleich werden, wo der Geringste mit lauter Zufriedenheit schwelgt, weil er immer seinesgleichen findet, der mit ihm anstößt. Also zuvörderst hier einige Aufzüge und Szenen im Geschmacke des Plautus." — „Des Plautus? Wie kömmst du an den?" — „Wir explizierten ihn bei dem Magister, denn ich sollte auch ein wenig Lateinisch lernen. Er war der erste Theaterdichter, den ich zu sehen bekam, und somit wurde er auf der Stelle nachgeahmt. Von unsern Puppenspielen, von unsern episch-dramatischen Impromptus, woran nichts als der Dialog fehlte, habe ich dir schon sonst erzählt." — „Lies mir etwas." — „Gott bewahre mich, es ist abscheulich. Du kannst denken: da ist ein mürrischer, geiziger Alter, der betrogen wird, ein Bedienter, der betrügt, ein verliebter junger Mensch, der sich nicht zu helfen weiß. Du kannst dir vorstellen, daß der Alte nicht alt, der Junge nicht jung, der Knecht nicht knechtisch ist, sondern daß sie ohngefähr das Gröbste von dem tun und sagen, was sie Plautus tun und sagen läßt."

Wilhelm hätte hinzusetzen können: Der Lehrling in jeder Kunst bildet im Anfange nur von dem Muster nach, was er an ihm sieht, und darin ist er um einige wenige Grade von vielen Meistern unterschieden; denn sie bilden auch nur meist ihren Vorgängern und, wenns hoch kommt, der Natur nach, was sie an ihr sehen. Wie selten tritt einer auf, der aus eigner innrer Kraft das Wahre verherrlicht und das Fürtreffliche hervorbringt.

„Indessen mußte ich immer“, fuhr Wilhelm fort, „leiden, daß in meinem Kopfe allerlei Figuren ihr Spiel fortspielten. Denn es war gar nicht willkürlich; alles, was ich erzählt las oder erzählen hörte, ging auch gleich in mir vor, und je mehr ich in der Folge Theaterstücke verschlang, desto mehr baute, wenn ich so sagen darf, sich ein Theater in meinem Kopfe auf, in dessen Grenzen alles geschah. Hier siehst du, mein Freund, schon Musterstücke der folgenden Zeiten!“

„Wie! Was! Verse! Schäfernamen!“

„Alexandriner in aller Form und heroische Schäferspiele; dies war eine Gattung, die mich übermäßig ergötzte. Du kannst es daraus sehen, daß zwei völlig fertig sind und unvollendet eine Schar folgt.“ — „Du mußt mir sie zum Scherze mitgeben.“ — „Sehr gerne, denn du wirst über den Ernst, womit alles behandelt ist, recht herzlich lachen. Meine Hauptpersonen, aus fürstlichem Stamm geboren, durch seltsame Schicksale ihres Reiches verlustig, irrend und unbekannt, halten sich in den stillen Wohnungen gastfreier Hirten auf. Welch ein Kontrast in Leidenschaften und Charaktern! Welcher Reichtum an Bildern! Welche Abwechslungen von Erzählungen und Beschreibungen! Gewiß, diese Gattung ist recht für den Autor als Kind gemacht, der gerne alles überall anbringt. Was die Tragödie Hohes und Rührendes, was das Lustspiel Ergötzendes, was das Schäferspiel Liebliches hat, kannst du hier in einem Bund zusammenraffen.“ — „Sollte man denn nicht in dieser Art gute Stücke machen können?“ — „Gar wohl, und man hat ihrer auch schon, nur meine warens nicht. Ein Knabe, der sich selbst nicht kennt, der von den Menschen nichts weiß, der von den Werken der Meister allenfalls nur sich zueignet, was ihm gefiel, was will der dichten?“ — „Wo nahmst denn du nur die vielen Sachen her?“ — „Woher? Aus meiner Einbildung, die wie ein lebendiges Rüsthaus von Puppen und Schattenbildern war, die sich immer durcheinanderbewegten. Wie Liebhaber des Kartenspiels nicht müde werden, mit wenigen Blättern gegeneinander zu streiten, und sich an den mannigfaltigen Verbindungen ergötzen, in denen der aufgestempelte oder willkürlich angenommene Wert dieser Helden einander bald fürchterlich wird, bald wieder unter andern Umständen der Held dem Knechte zu Füße liegt, so spielte ich auch meine wenige Figuren unaufhörlich durcheinander. Was in frühern Zeiten bloß Puppe, Theater, Maske gewesen war, wurde nun mit einem sanften Geiste angehaucht, die Gestalten wurden schöner, reizender, und du kannst denken, daß es der Geist der Liebe war, der hier auch seine belebende Kraft zeigte.“ —

„Davon werde ich ja die Spuren in diesen Heften finden?" — „O ja, auf jeder Seite, und den Verfasser dazu. Ich fing nun an, mich selbst zu fühlen, mir Märchen über mich selbst zu erzählen, und nun ging es damit ins weite Land. Es hinderte mich nichts, so schön, so gut, so großmütig, so leidenschaftlich, so elend, so rasend zu sein, als ich wollte. Ich fädelte die Abenteuer nach Belieben ein und löste sie, wie mir gut deuchte. Und da ich mich reiner Verse befleißigte, so hatte ich ein doppelt und dreifach Vergnügen, wenn es fertig war, nur daß ich mich über der Arbeit meistens schon wieder klüger deuchte, als ich mich hielt, wie ich den Plan machte, und so immer manches große Veränderungen erlitt und die meisten Unternehmungen gar scheiterten."

Werner hatte indes in die Stücke gesehen und einige Tiraden gelesen. „Die Verse sind nicht übel", sagte er. — „Das dachte ich damals auch; da ich niemand hatte, der mir ein Wort drüber sagen konnte, so war mir Gottscheds Bühne der Maßstab, wornach ich meine Stücke maß, und mir kamen sie immer interessanter dem Inhalte nach und an Versen ebenso wohlklingend vor als jene, und damit wußte ich mir viel, weil ich in meiner Unerfahrenheit meine Muster alle für klassisch hielt." — „Hat dir niemand an diesen Versen geholfen?" — „Wer sollte? Und an Versen kann man niemand helfen; das war mir das Geringste! Von Jugend auf hab ich in jedem Silbenmaße, das ich hörte oder las, gleich fortreden oder -schreiben können. Der Model war wohl in meinem Kopfe, wenn nur die Masse etwas nutze gewesen wäre, die ich hineinzugießen hatte." — „Das wird nun schon kommen, wenn du fortfährst, dich in müßigen Stunden zu üben." — „In müßigen Stunden", sagte Wilhelm und seufzte tief. — „O ja", versetzte Werner, „denn du wirst immer noch Zeit finden, da du weitläufige Gesellschaften nicht liebst und nicht aufs Kaffeehaus gehst." — „Wie irre bist du, lieber Freund, wenn du glaubst, daß eine solche Arbeit, deren Vorstellung die ganze Seele füllt, könne in unterbrochnen, zusammengegeizten Stunden hervorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz sich, ganz in seinem geliebten Gegenstande leben. Er, der vom Himmel inwärts auf das köstlichste begabet ist, der einen unzerstörlichen Reichtum von der Natur erhalten hat, er muß auch inwärts ungestört mit seinen Schätzen in der Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen; ihre Wünsche, ihre Mühe, Geld und Zeit jagen rastlos, und

wornach? Nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl sein selbst in andern, nach einem harmonischen Zusammensein mit vielen oft unvereinbaren Dingen. Was beunruhigt die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, daß das Gewünschte zu spät kommt und daß alles Erreichte auf ihr Herz nicht die Wirkung tut, welche die Begierde sie in der Ferne ahnden ließ. Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses alles hinübergesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen, er sieht die unauflöslichen Rätsel der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsilbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unsägliche und unherstellbare Verwirrungen verursachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit; wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegengehet, so schreitet die empfängliche, leicht bewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag, mit leisen Übergängen stimmt seine Harfe zu Freud und Leid. Eingeboren auf dem Grund seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstiget werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen. Wie willst du, daß er sich mit einem niedrigen Gewerbe besudle, er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überfliegen, in den Lüften zu nisten und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen oder vielleicht gar, an die Kette geschlossen, einen Meierhof durch sein Bellen sichern?"

Werner hatte mit Verwunderung zugehört und, wie man sich leicht denken kann, wenig Realität in diesen Worten gefunden. „Wenn nur auch die Menschen", fiel er ihm ein, „wie die Vögel gemacht wären und, ohne daß sie spinnen und weben, ein holdseliges Leben in Genuß zubringen könnten! Wenn sie nur auch bei Ankunft des Winters sich so leicht in ferne Gegenden begeben könnten, dem Mangel auszuweichen und sich vor dem Froste zu sichern!"

„So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo die Natur noch ehrwürdiger war, und so sollten sie immer leben. Genüglich in ihrem Innersten ausgestattet, bedurften sie wenig; die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menschen in den süßten stimmenden Worten und Melodien mitzuteilen, bezauberte von jeher die Welt und war für sie ein reichliches Erbteil. An der Könige Hofe, an den Tischen der Reichen, vor den Türen der Verliebten horchte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele für alles andre verschloß, wie man sich selig preist und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervorruft! Sie fanden eine gastfreie Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie nur so viel mehr. Der Held lauschte ihren Gesängen, und der Überwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß ohne diesen sein ungeheures Dasein nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünschte sich sein Verlangen und seinen Genuß so tausendfach und so harmonisch, als die beseelte Lippe ihn schilderte; und selbst der Reiche konnte seine Besitztümer, seine Abgötter nicht mit eignen Augen so kostbar sehen, als sie ihm vom Glanze des allen Wert fühlenden und erhöhenden Geistes beleuchtet erschienen. Ja, wer hat, wenn du willst, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, sie zu uns herniedergebracht, als der Dichter?"

Es ist schade, dachte Werner bei sich selbst, daß mein Freund, der sonst so vernünftig ist, auf diesen Punkt so ausgelassen schwärmt.

„Ja, mein Liebster", fuhr der andre fort, „einem solchen Dasein sich ausschließlich zu übergeben, welche Seligkeit! Bedenke nur, wie viele Menschen sich schon begabt glauben, wenn sie mit einiger Leichtigkeit ihre Gedanken in einem Silbenmaße vortragen, mit gefälligen Reimen zieren können, wenn man gleich sonst den Geist, der den Dichter macht, bei ihnen vermißt. Wie ängstlich wünschen Tausende diesen Vorzug, und wie vergebens arbeiten sie, ihn zu erstreben." — „Ich habe von vielen vernünftigen Leuten urteilen hören, daß mancher seine Zeit und Kräfte besser hätte anwenden können." — „Ich glaube, daß sich viele betrügen, daß man sich aber auch dafür an andern betrügt. Die angeborne Leidenschaft zur Dichtkunst ist so wenig als ein anderer Naturtrieb zu hemmen, ohne das Geschöpf zugrunde zu richten. Und wie der Ungeschickte, den man straft, meistens noch einen zweiten Fehler begeht, mit dem ernstlichen Vorsatze, das Vergangne gutzumachen, so wird der Dichter, um der Dichtung zu entgehen, erst recht zum Dichter."

„Hast du denn von Jugend auf diesen unwiderstehlichen Trieb gefühlt?“ — „Das kannst du von diesen Papieren sehen, und doch ist das nur der hundertste Teil, was ich geschrieben, und der tausendste des, was ich erdacht habe. Leider hat mich mein Verlangen nicht weit geführet, und ich sehe diese Reste mit Betrübnis und Verachtung an; es ist nichts drinne, was einen Wert hätte.“ — „Du irrst dich hierüber vielleicht.“ — „O nein, ich verstehe mich wohl darauf, ich konnte mir nie lange schmeicheln, außer mit der Hoffnung. Ich hoffte, daß die Begierde meines Herzens mich dem Gegenstande meines Verlangens näherbringen sollte, und ich kann dir sie nicht groß genug beschreiben. Besonders waren meine Wünsche alle aufs Trauerspiel gerichtet, dessen Würde für mich einen unglaublichen Reiz hatte. Ich erinnere mich noch eines Gedichtes, das irgendwo stecken muß, wo die Muse der tragischen Dichtkunst und eine andre Frauensgestalt, in der ich das Gewerbe personifiziert hatte, sich um meine werte Person recht wacker zankten. Die Erfindung ist gemein, und ich erinnre mich nicht, ob die Verse was taugten; aber du sollst es sehen, um der Furcht, des Abscheues, der Liebe und der Leidenschaft willen, die darinne herrscht. Es ist kindisch und abgeschmackt und ohne Nachdenken geschrieben, desto mehr beweist es, was es beweisen soll. Wie ängstlich hatte ich die alte Hausmutter geschildert, mit ihrem Rocken im Gürtel, Schlüsseln an der Seite, Brillen auf der Nase, immer fleißig, immer in Unruhe, zänkisch und haushältisch, kleinlich und beschwerlich! Wie kümmerlich beschrieb ich den Zustand, sich unter ihrer Rute zu bücken und sein knechtisches Tagewerk im Schweiße des Angesichtes zu verdienen! Wie anders trat jene dagegen auf! Welche Erscheinung ward sie dem bekümmerten Herzen! Herrlich gebildet! In ihrem Wesen und Betragen als eine Tochter der Freiheit anzusehen. Das Gefühl ihrer selbst gab ihr Würde ohne Stolz, ihre Kleider ziemten ihr, sie umhüllten jedes Glied, ohne es zu zwängen, und die reichlichen Falten des Stoffes wiederholten wie ein tausendfaches Echo die reizenden Bewegungen der Göttlichen. Welch ein Kontrast! und auf welche Seite sich mein Herz wandte, kannst du leicht denken. Auch war nichts vergessen, um meine Muse kenntlich zu machen: Krone und Dolche, Ketten und Masken, wie sie mir meine Vorgänger überliefert hatten, waren ihr auch hier zugeteilt. Der Wettstreit war heftig, und du kannst dir denken, daß die Reden beider Personen kontrastierten, da man im vierzehnten Jahre gewöhnlich das Schwarze und Weiße recht gegeneinander zu malen pflegt. Die Alte redete, wie es einer Person geziemt, die eine Stecknadel aufhebt, und jene wie eine, die

Königreiche verschenkt. Die warnenden Drohungen der Alten wurden verschmäht, ich sah die mir versprochne Reichtümer schon mit dem Rücken an. Enterbt und nackt übergab ich mich der Muse, die mir ihren goldnen Schleier zuwarf und meine Blöße bedeckte." —

„Vergiß ja nicht, es aufzusuchen, ich bin neugierig, die beiden Frauens kennenzulernen. Was man doch in der Jugend für tolles Zeug im Kopfe hat!" — „Darf ich dirs gestehen, mein Freund, und wirst du es nicht lächerlich finden, wenn ich dir sage, daß jene Bilder mich noch immer verfolgen, und das, wenn ich mein Herz untersuche, so ernst und noch ernster als damals. Zwar, was bleibt mir Unglücklichen gegenwärtig übrig? Ach, wer mirs vorausgesagt hätte, daß die Arme meines Geistes so bald zerschmettert werden sollten, mit denen ich ins Unendliche griff und mit denen ich doch gewiß ein Großes zu umfassen hoffte. Wer mir dieses vorausgesagt hätte, würde mich zur Verzweiflung gebracht haben, und noch jetzo, da das Gericht über mich ergangen ist, jetzt, da ich die verloren habe, die anstatt jener Gottheit mich zu meinen Wünschen hinüberführen sollte, was bleibt mir übrig, als mich den bittersten Schmerzen zu überlassen? O mein Bruder", fuhr er fort, „ich leugne es nicht, sie war mir bei meinen heimlichen Anschlägen wie der Kloben, an den eine Strickleiter befestigt ist. Gefährlich hoffend schwebt der Abenteurer in der Luft, das Eisen bricht, und er liegt zerschmettert am Fuße seiner Wünsche. Es ist auch für mich kein Trost mehr, keine Hoffnung! Ich möchte", rief er aus, indem er aufsprang, „alle diese unglückselige Papiere in Stücken zerreißen und ins Feuer werfen " Er faßte in seiner Wut ein paar Hefte an, zerriß sie und warf sie an den Boden. Werner erschrak und hielt ihn kaum mit Gewalt ab. „Laß mich", sagte Wilhelm, „was sollen diese elenden Blätter! Für mich sind sie weder Stufe noch Aufmunterung mehr; sollen sie übrigbleiben, um mich bis ans Ende meines Lebens zu peinigen? Sollen sie vielleicht einmal der Welt zum Gespötte dienen, anstatt ihr Mitleiden und Schauer zu erregen? Weh über mich und über mein Schicksal! Nun versteh ich erst die Klagen der Dichter, der aus Not weise gewordenen Traurigen. Bisher hielt ich mich für unzerstörbar, für unverwundlich; ach! und nun sehe ich, daß ein schwerer früher Schade nicht wieder ausgewaschen, nicht wiederhergestellt werden kann; ich fühle, daß ich ihn mit ins Grab nehmen muß; er kann und soll keinen Tag des Lebens von mir weichen, der Schmerz, der mich noch zuletzt umbringt, und auch ihr Andenken soll bei mir bleiben, mit mir leben und sterben, das Andenken der Unwürdigen — ach, mein Geliebter!

wenn ich von Herzen reden soll, der gewiß nicht ganz Unwürdigen! Ihr Stand, ihre Schicksale haben sie tausendmal bei mir entschuldigt. Ich bin zu grausam gewesen, du hast mich in deine Kälte, in deine Härte unbarmherzig eingeweiht, meine zerrütteten Sinnen gefangengehalten und mich verhindert, das für sie und für mich zu tun, was ich uns beiden schuldig war. Gott weiß, in welchen Zustand ich sie versetzt habe, und erst nach und nach fällt mirs aufs Gewissen, in welcher Verzweiflung, in welcher Hülflosigkeit ich sie verlassen habe. Wars nicht möglich, daß sie sich entschuldigen konnte? wars nicht möglich? Wieviel Mißverständnisse können die Welt verwirren, wieviel Umstände können dem größten Fehler Vergebung erflehen! Wie oft denke ich mir sie, in der Stille für sich sitzend, auf ihren Ellenbogen gestützt; das ist, sagt sie, die Treue, die Liebe, die er mir zuschwor! mit diesem unsanften Schlag das schöne Leben zu endigen, das uns verband!" Er brach in einen Strom von Tränen aus, indem er sich mit dem Gesichte auf den Tisch warf und die übereinanderliegenden Papiere benetzte. Werner stand in der größten Verlegenheit dabei. Er hatte sich diesen raschen Übergang der Leidenschaft nicht vermutet. Etlichemal wollte er ihm in die Rede fallen, etlichemal das Gespräch woanders hinlenken; vergebens! er widerstand dem Strome nicht! Auch hier übernahm die ausdauernde Freundschaft wieder ihr Amt. Er ließ den heftigsten Anfall des Schmerzens vorüber, fing an, die Papiere zu ordnen, legte sie zusammen, machte ein Zeichen, wo sie geblieben waren, steckte einige Hefte zu sich und ließ sich von Wilhelmen versprechen, daß er sie wohl aufbewahren und bei Gelegenheit weiter mit ihm durchgehen wolle. Und so schieden sie wieder voneinander, Wilhelm ins stille Nachgefühl des Schmerzens versenkt und der andre erschröckt von dem neuen Ausbruch einer Leidenschaft, die er lange bemeistert und durch seinen guten Rat und Zureden überwältigt glaubte.

Viertes Kapitel

Ihr tiefen Schatten, heißet mich willkommen,
Hier fühlt die Brust sich weniger beklommen;
Du stiller Teich, du Baum, den ich erkor,
Gewähret mir die Ruh, die ich verlor.

O Stamm, der du, was Menschen auch empfanden,
So lange hier in fester Ruh gestanden,
Rings um dich her der Kinder Schar gezeugt,
Der du, wie wir, dem Sturm dich jung gebeugt,

Befestigt nun mit männlich starken Seiten
Dem Wetter stehst und der Gewalt der Zeiten,
O sprich mir Mut, du Dauerhafter, zu,
Lehr meine Brust dem Unglück stehn wie du.

O Lüftchen, das die stille Welle kräuselt,
Das mir um Stirn und Locke freundlich säuselt,
Von Ast zu Ast mutwillig wechselnd fliegt,
Mit einem Hauch viel tausend Zweige biegt:
O kannst du mir auf deinen stillen Schwingen
Nicht auch den Trost in meinen Busen bringen?

Doch ach, vergebens such ich hier mein Glück!
Ich floh den Hof, es blieb der Schwarm zurück.
Dort ließ ich sie, in wohlverwahrten Mauern
Mit Freundes Blick einander aufzulauern,
Ließ das Gefolg des Reichtums und der Macht,
Die Schmeichelei, die unbequeme Pracht,
Und dachte, der Natur hier übergeben,
Mit mir allein, mir selber aufzuleben;
Doch leider fühlt mein Herz, nun völlig frei,
Die alte Qual hier doppelt wieder neu.

Unsere Freunde hatten an einem schönen Frühlingstage, begleitet von Wilhelms Schwester, nun Werners Frau, ihren Spaziergang nach einer Gegend gerichtet, welche sie beide von Jugend auf immer angezogen hatte. Sie waren an einen Ort gelangt, wo sie sonst als Kinder miteinander zu spielen und als Jünglinge mit Hoffnungen der Zukunft sich zu unterhalten pflegten. Unter einer uralten Eiche setzten sich die Eheleute nieder und genossen der schönen Aussicht. Wilhelm ging auf und ab, und von den Gegenständen, die ihn umgaben, [angeregt,] rezitierte er jene Stelle mit großer Wahrheit; wie er denn meist für jede Gelegenheit mehr oder weniger Verse eines Schauspieles oder sonst eines Gedichtes in seinem Kopfe in Bereitschaft fand und, wenn er allein war oder wenn es sich vor der Gesellschaft schicken wollte, sich nicht zurückhielt; wie er denn auch oft mechanisch, durch eine bloße Wortreminiszenz, einen Teil seines Vorrates auszukramen bewegt ward.

Werner erinnerte sich sogleich, diesen Monolog in einem der heroischen Schäferstücke gelesen zu haben, die ihm sein Freund neulich anvertraut hatte. Zeither wagte er es nicht, davon anzufangen, weil er die Rückkehr jener leidenschaftlichen Schmerzen befürchtete; nunmehr aber, da er seinen Freund durch die bedenklichen Worte des Schlusses der Gefahr seiner

Lieblingsempfindung ganz nahe ausgesetzt sah, so wußte er in der Geschwindigkeit kein Mittel, ihn davon zu entfernen, als daß er von den Stücken selbst anfing und den Bewegten auf ein ruhiges Gespräch zu leiten suchte. Er betrog sich darinne nicht, es gelang ihm; denn nicht immer tun dieselben Sachen dieselben Wirkungen; die Veränderungen der Lagen und Umstände verwandeln einen Gegenstand oft ganz und gar.

„Ich habe", sagte er, „diese Stelle schon in der Königlichen Einsiedlerin mit Vergnügen gelesen und mir einen Teil davon gemerkt." — „Ich möchte mich", versetzte Wilhelm, „weder einer Unbescheidenheit noch einer übertriebenen Demut schuldig machen. Die Stelle mag leidlich sein, wenn ich nur sie und mehrere dergleichen an denen Plätzen, wo sie stehen, verantworten könnte. Dies ist ein Fehler, in den man so leicht fällt, daß man sich in elegischen Empfindungen ausbreitet, daß man sich mit Beschreibungen und Gleichnissen aufhält, die doch eigentlich der Tod des Dramas sind, welches allein nach seiner immer fortgehenden Handlung geschätzt werden kann. Dieser Fehler geht fast durch alle Stücke, die ich bisher gemacht, und deswegen werden sie, wenn auch erträgliche Stellen drinne sein sollten, immer von den Meistern der Kunst verworfen werden." — „Was mich betrifft", sagte Werner, „so sind mir schöne Stellen das Liebste an einem ganzen Stücke, denn die merkt man sich und kann sie zu seinem Nutzen ziehen." — „Ich habe nichts dagegen, wenn sie den Fortschritt der Handlung nicht hindern, vielmehr bin ich überzeugt, daß auch ein gutes Stück viel kräftige Stellen haben, ja, wenn du willst, aus trefflichen Stellen bestehen kann, wenn sie sich gleich nicht einzeln in Stammbücher schreiben lassen. Ich war selbst von jener Krankheit, die im Publiko so allgemein ist, dahingerissen, und ich habe meine Bekehrung nicht mir selbst, sondern meinem vortrefflichen Freunde N. zu danken, dem ich einige von meinen Sachen wies. Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn er sich zu meinem Vorteil länger hier aufgehalten hätte. Was ist z. E. in dem Stücke, dessen du erwähnest, aus dem ich eben die Stelle hersagte, Vorzügliches? Der bei dem Menschen allgemeine Wunsch, sich aus verwirrenden Verhältnissen herauszusehnen und unter harmlosen Bäumen ein ganzes Leben zu genießen, wie uns manchmal ein Sommerabend gegönnt wird! In wieviel hundert Gedichten ist dieses nicht schon gut oder schlecht vorgetragen worden? Und nimm die Verse weg, die diese Gefühle schildern und die allenfalls eine leidliche Elegie würden gegeben haben, nimm vielleicht noch einige Gleichnisse aus, die ein episches Gedicht zieren dürften, so ist das übrige entweder gemein und kindisch oder

unwahr und übertrieben. Wie willst du nun, daß ich mir einigermaßen Gutes von dem Stücke denken soll?" — „Der Autor, merk ich wohl, ist selten ein unparteiischer Richter seiner eigenen Sachen, er tut sich bald zu viel, bald zu wenig. Ich wollte nur, das Stück wäre gedruckt oder würde aufgeführt; wir würden sehen, was es für einen Beifall finden sollte." — „Dafür bewahre mich Gott," fuhr Wilhelm auf, „daß ich Gelegenheit gebe, das Publikum zu verderben. Dieses möchte ich ebensowenig, als von ihm verdorben werden, und meistenteils geschieht doch das, wie ich merke, durch wechselseitige Ehre und Nachgiebigkeit, die sie einander bezeigen. Wenn ich jemals öffentlich auftreten sollte, wünschte ich freilich zu gefallen, ja allgemein zu gefallen; denn ich habe die Schriftsteller meistens nicht vor aufrichtig oder vor sehr eingebildet gehalten, die nur bloß Kennern ihre Sachen widmen und alle diejenigen, denen sie nicht gefallen, unter die Herde der Nichtkenner verweisen. Das Gute muß freilich von den Verständigen erst geprüft und, wenn ich sagen darf, erst gestempelt werden; es muß aber auch, wenn es menschlich ist, eine allgemeine glückliche Würkung tun, vorzüglich auf diejenigen, die nicht urteilen können. Und ich glaube, der hat den höchsten Punkt erreicht, der diese beiden Stimmen, welche zusammen erst, wenn ich hier das lateinische Sprüchwort anwenden darf, die Stimme Gottes ausmachen, auf sich vereinigt.

Er darf mit einiger Selbstzufriedenheit an sich denken, daß sich zu seiner Wahl die Edeln und das Volk vereinigen. Wenn man nur früher auf das Rechte geleitet würde! Denn eben durch diese und andere dergleichen Fehler habe ich alle Mühe, die ich auf meine Trauerspiele gewendet, verloren, die denn auch, wie mir mein gelehrter Freund die Augen öffnete, außer einigen wenigen Stellen, die aber doch nichts weniger als neu und erhaben sind, meistenteils von falsch nachgeahmter Theaterleidenschaft strotzen, die Backen mit allgemeinen Sittensprüchen aufpausen und, darüber sich selbst gleichsam vergessend, auf ihrem Wege sehr ungeschickt hin und wieder stolpern und sich zuletzt nicht mit einem Ausgange, mit einer Entwicklung, sondern mit einem Fall und Sturz endigen."

„Du sprichst ja als wie von einer großen Anzahl, sind es denn so viele? Man hat dir nicht angemerkt, daß du so fleißig warst." — „Wo ich ging und stund, machte ich Plane, und wo ich mich beiseite stehlen konnte, schrieb ich Verse. Ganz geendigt findest du nicht über drei bis vier Stücke." — „Ist das genug!" — „Mehrere aber zum größten Teil und, wie ich dir schon gesagt habe, angefangen eine ganze Schar."

Die Schwester, welche bisher einer Magd, die einige Erfrischungen brachte, das Körbchen und die Flasche abgenommen und in das Gras zurechtgesetzt hatte, mischte sich hier auch in das Gespräch und fing mit einiger Lebhaftigkeit, wie eins, das lange zugehört, ob es gleich auch etwas zu sagen gehabt hätte, zu ihrem Manne an: „Es ist wirklich schade, daß er alles hat steckenlassen; denn ich kann dir versichern, es waren recht schöne Stücke, und ich habe mein Lebtag so keine spielen sehen. Ich schrieb sie ihm gerne ab und merkte mir immer dabei die Stellen, die mir am besten gefielen.“ — „Was für Helden wähltest du dir?“ sagte Werner. — „Du wirst dich wundern,“ versetzte der andere darauf, „ob es gleich ganz natürlich ist, daß ich mir sie aus der Bibel aufsuchte.“ — „Aus der Bibel!“ rief jener, „das hätte ich mir am wenigsten erwartet.“ — „Und doch“, sagte Wilhelm, „ist es ganz natürlich. Die erste Geschichte, die unsere jugendliche Aufmerksamkeit reizt und in Verwunderung setzt, erzählt uns von jenen heiligen Männern, an welchen Gott einen besondern Anteil zu nehmen geruhte. Wir hören von ihnen gleichsam als von unseren eigenen Stammvätern sprechen, und die vorzüglichsten Männer der vorzüglichsten Nation müssen für uns die ersten in der Welt werden. Wir untersuchen nicht, wie interessant ihre Handlungen sind, sondern die Handlungen sind uns merkwürdig, weil sie von ihnen erzählt werden.“ — „Du sagtest,“ fiel ihm Werner ein, „daß einige von diesen Stücken fertig geworden; was waren für Gegenstände drinne ausgeführt?“ — „Laß es dir von Amelien erzählen“, sagte Wilhelm und lächelte. „Dabei wirst du dich vielleicht wieder recht wundern, wenn du die Feinde des Volks Gottes als Hauptpersonen meiner Stücke auftreten siehst; ich kann dir aber versichern, es war in der rechtgläubigsten Absicht, denn die Propheten taten darinne sehr ihre Schuldigkeit und sagten ihnen vorneherein derb die Wahrheit; schröckliche Träume, Ahndungen regten ihre Gewissensbisse auf und ließen ihnen keine ruhige Stunde, daß sie wirklich recht matt und abgehetzt waren, als ihnen der fünfte Akt den Fang gab.“

Amelie ließ nicht undeutlich merken, daß es ihr unangenehm sei, wenn der Bruder diese Sache lächerlich mache. Es sei ihm doch auch einmal bittrer Ernst drum gewesen, und ihr gefallen sie eben noch. Ihr Mann bat sie, ihm die Helden zu nennen, und zu seiner großen Verwunderung hörte er die berüchtigten Namen von Jesabel und Belsazar. „Ei, ei!“ rief er aus, „eine Königin vom Fenster gestürzt! eine Hand, die aus der Wand reicht! das als theatralische Gegenstände zu denken, dazu gehört viel Mut der Einbildung.“

„Es ist mir lieb," sagte Wilhelm, „daß dir das Abgeschmackte sogleich auffällt. Noch mehr wird es dich wundern, wenn ich dir sage, daß ich eben darum diese Geschichten wählte. Sei versichert, es geht vielen Theaterschriftstellern so. In einem Roman, in einer Geschichte ist etwas merkwürdig, und sie meinen gleich, es müsse so vorgestellt werden und gebe auch Stoff zu vier Akten voraus, ob es gleich so wenig zum Drama paßt als der Salto mortale meiner Königin und die drohende Wunderhand." — „Wie ums Himmels willen", sagte der Schwager, „hast du diese Gegenstände behandelt?" — „Vielleicht glaubst du mir kaum, wenn ich dich versichere, daß sie ganz mit den Regeln und mit allem theatralischen Anstande ausgeführet wurden." — „Du mußt sie lesen", fiel die Schwester ein, „denn er sagt dir doch sonst nicht das Rechte." — „Zuvörderst muß ich dir nur gestehen," fuhr Wilhelm fort, ohne sich an ihre Einwendung zu kehren, „daß mich die Spekulation einer besondern Todesart auf das Sujet von der Jesabel brachte. Ich sah, daß alle meine Vorgänger sich die künstlichste Mühe gegeben hatten, mit Dolch und Gift und andern schädlichen Werkzeugen auf das mannigfaltigste zu hantieren, so daß dem Nachfolger fast keine Kombination mehr übrigblieb. Um desto mehr fiel mir der Sturz in die Augen, der das Leben einer berüchtigten Königin endigte." — Werner schlug wider seine Gewohnheit in ein lautes Lachen aus und rief: „Ich begreife nicht, sollte sie denn wirklich von oben heruntergeworfen werden, wie man es in Merians Kupferbibel zu sehen kriegt?" — „Wie kannst du dir einen solchen Puppenspielstreich von einem geübten Schriftsteller denken! Nein, meine Sachen sollten vor dem besten Geschmack ausführbar sein. Der Schauplatz ist in einem großen Saal, von da er sich nicht wegwendet, und in dem fünften Akt, wo Jesabel vergebens den Überwinder durch erkünstelte Reize und Schmeicheleien zu bewegen, durch Drohungen zu erschüttern sucht, endigt der Held in gerechtem Eifer, mit Vorwürfen und Verwünschungen, und schneidet ein sehr wohlgeführtes Gespräch ziemlich rittermäßig kurz ab, indem er der Wache befiehlt, sie herabzustürzen. Diese greift zu — und der Vorhang fällt." — „Bravo!" rief Werner, „das war gut ausgedacht." — „Mir war nur bange," versetzte Wilhelm, „es möchte einmal bei einer Vorstellung aus Versehen der Vorhang nicht heruntergehen, wodurch denn freilich die ganze Wirkung des Trauerspiels sich in ein Gelächter würde aufgelöst haben." — „Du wirst gewiß recht prächtige Stellen in dem Stücke finden", sagte die Schwester zu ihrem Manne, „und die Königin ist so gottlos, daß man ihr alles Übel gönnt." — „Nicht wahr, Amelie," sagte

Wilhelm, „du hast es ihr auch besonders übelgenommen, daß sie noch Ansprüche auf einen jungen König machte, den du allenfalls selbst nicht verschmäht hättest?“ — „Nun aber Belsazar!“ fiel Werner ein. — „Den laß ich mir gar nicht nehmen“, sagte die Schwester. „Es sind so schöne Sachen drin, die ich mir alle auswendig gemerkt habe.“ — „Gib mir nur einen Begriff davon“, sagte Werner. — „Meine Helden“, versetzte Wilhelm, „waren gewöhnlich jung, weil ich nichts interessanter wußte als die Jugend, in der ich mich selbst fühlte, und so war auch mein König Belsazar ein feiner junger Herr.“ — „Erinnerst du dich noch,“ sagte die Schwester, „was der fremde Herr, dessen Geschmack du so sehr rühmst, auf einem Spaziergange sagte, als er den Morgen das Stück gelesen hatte?“ — „Ich bin überzeugt,“ versetzte Wilhelm, „daß er es aus schonender Güte, um mich nicht ganz niederzuschlagen, gesagt hat. Er behauptete, der junge König sei gut geschildert. Eigentlich ist es ein Mensch, deren es viele in jedem Stande gibt. Er will das Gute, hat ein Gefühl für Rechtschaffenheit und Tugend, eine dunkele, unbehagliche Ehrfurcht vor dem strengen Gotte der Hebräer, einen bequemen, hergebrachten Dienst seiner eignen Götter, leichtsinnig über sein Reich, beschäftigt durch seine Leidenschaften, eifrig bei Festen und Gelagen, am liebsten in der Zerstreuung, wozu seine Hofleute das Ihrige willig beitragen.“ — „Nun, das klingt so übel nicht“, sagte Werner. — „Höre nur einmal einen Monolog, womit der König den zweiten Akt anfängt“, sagte Amelie, „ich kann ihn auswendig.“ — „Rezitier ihn nur“, versetzte Wilhelm, „ich will indes auf dem Damme spazierengehen. Ich mag nicht wohl leiden, wenn man mir meine Sachen vorrezitiert.“ — „Wie würde dir es gehen, wenn sie aufgeführt würden?“ — „Ich weiß nicht, das würde sich finden, verlegen würde michs auf alle Fälle machen.“ Und so ging er von ihnen auf die Seite. „Du denkst dir,“ sagte Amelie, als er weg war, „daß es des Königs Geburtstag ist, daß in der Nacht die Verschwornen den ersten Akt eröffnen und sich, da der Tag graut, entfernen. Die Sonne gehet auf, der König, aufgeweckt von dem Trompeten- und Paukenschall, der seiner Stadt das Fest verkündigt, reißt sich aus den Armen einer Geliebten und übersieht von der Terrasse die Herrlichkeit Babylons. Auch bemerke ich noch, daß ein Verschworner im vorhergehenden Akte Belsazars Furcht vor dem Donnerwetter mit Verachtung erwähnt hat.“

Fünftes Kapitel

Welch schöner hoher Tag verdrängt die süße Nacht,
Weckt mich vom Schlummer auf? Ein Tag der Lust und Pracht!
Die Liebe hielte mich in sanftem Arm gebunden,
Nun ruft die Freude mir zu neuen goldnen Stunden;
Von Jubel tönt die Stadt, es tönet das Gefild
Im Morgensonnenglanz wie Memnons Zauberbild.
Ich höre Lied um Lied aus tausend Kehlen dringen,
Die ihres Königs Preis und Glück dem König singen.
Einstimmig ladets mich von allen Seiten ein,
Der Glücklichste des Volks, den Göttern gleich zu sein.
Laßt jede Stunde so des Lebens mir verfließen,
Was bleibt dem Wunsche mehr? Ich habs und wills genießen.
Rein wie der Himmel sei mein ungetrübtes Glück!
Was steigst du Wolke dort? Verbirg dich meinem Blick!
Wie? soll die Herrlichkeit des Fests mir einzgen prangen
Und tief in meiner Brust des Donners Ahndung bangen?
O schwaches Menschenherz, o leicht gefangner Geist,
Du schwillst, du steigst empor, wie dichs ein Schmeichler heißt.
Ein Volk auf seinen Knien kann deinen Stolz entzücken
Und sein Gehorsam dich, der du gebietst, berücken;
Und wann der Lüfte Macht nur dich entzündend schlägt,
Beugst kindisch du das Haupt, das frech die Krone trägt.
O Glück, daß du dich mir, der Liebsten gleich, ergeben,
Komm auf der Morgenluft, mich freundlich zu umschweben!
In deinem Arm allein genieß ich froh und leicht,
Was die Geburt mir gab und was du mir gereicht.
Wie schweift mein Geist umher und dringt nach allen Seiten,
Mein ungeheures Reich noch weiter auszubreiten,
Mit hohem Siegerschritt durch alle Welt zu gehn,
Am letzten Meere nur unwillig stillzustehn.
Und doch hat sich umsonst mein Herz so hoch erhoben,
Hier rufts: du bist nicht Herr! erkenne jenen droben!
Dein Sklave blickt herauf, du scheinst ihm herrlich groß,
Sieh du auf ihn herab, sein Los ist auch dein Los.
Mag stolz dein golden Bild in hundert Tempeln thronen,
Du brauchst nur engen Raum, um endlich still zu wohnen.
Beherrschest du den Tag? die Freude? den Verdruß?
Es reißt die Zeit dich hin, wohin ein jeder muß.
Er nur alleine lebt, und er wird ewig leben,
Der Himmel trägt ihn kaum, fühlt unter ihm sich beben;

Im Wetter eingehüllt, tritt er mit Macht hervor,
Der Donner bringt sein Wort in mein betäubtes Ohr.
Es tönt: du bist ein Staub, den ich im Sturm verwehe,
Du bist, o Herrlicher, die Blume, die ich mähe.

Amelie mußte ihrem Manne verschiedene Verse zweimal vorsagen, die er sehr lobte und selbst im Gedächtnis zu behalten wünschte. Nach der Zurückkunft des Bruders fing ein Streit von neuem an, ohngefähr demjenigen gleich, den wir im vorigen Kapitel erzählt haben. Die Schwester sprach von dem Stücke mit Entzücken, Werner gab ihr im voraus Beifall, weil er vermutete, daß das Ganze so wie der Monolog geglückt sein werde.

Wilhelm hatte viel daran auszusetzen, und weil ihm, da er sprach, viele Sachen gegenwärtig waren und er ein Resultat mancher Betrachtungen, welche die andern nicht selbst gemacht hatten, behauptete, da ihm vertrauliche Werke der Dichtkunst vor der Seele standen, mit denen er die seinigen verglich, und als ein Künstler von den innern Federn, die ein Stück in Bewegung setzen, mit Leuten sprach, die nur nach Wirkungen, die auf sie gemacht werden, urteilten, so war es ohnmöglich, daß er sie überzeugte, besonders da sie, wenn man es genau betrachtete, alle drei würklich recht hatten.

Er unterließ aber doch nicht, seinen Lieblingsgrundsatz aber- und abermals einzuschärfen, daß im Drama die Handlung, insofern sie vorgeht und vorgestellt werden kann, die Hauptsache sei und daß Gesinnungen und Empfindungen dieser fortschreitenden Handlung völlig untergeordnet werden müssen, ja daß die Charaktere selbst nur in Bewegung und durch Bewegung sich zeigen dürfen. Man gab ihm das zu und führte gleich darauf Beispiele an, die das Gegenteil bewiesen. Zuletzt versicherte er, daß er seine bisherigen Arbeiten deswegen durchaus verachte, weil sie sich alle durch diesen Fehler auszeichneten. „Sie sind", sagte er, „wie Leute, die niemand schätzt, weil sie viel schwätzen und wenig tun." Amelie war darüber empfindlich und sagte scherzend: „Zeige doch nur auch von deinen neuen Sachen etwas vor, die du gemacht hast, seitdem du so gelehrt worden bist." – „Das werde ich nicht", versetzte Wilhelm, „denn ich halte, was ich nach meiner neuen Erkenntnis arbeite, für ziemlich gut und fürchte doch immer, ob ich gleich weiß, daß ich auf dem rechten Weg bin, ich möchte nicht Kräfte haben, darauf fortzukommen, oder in der Folge, ohne die Leitung eines geschickten Meisters, mich abermals und noch gefährlicher verirren. Meine alten Sachen geb ich euch zu Lob und Tadel preis, laßt

über den gegenwärtigen mich noch im Geheimnisse brüten. Das Publikum macht selbst die Meister irre; wir Schüler können, vom Winde hin und her getrieben wie junge, schlanke, erst gepflanzte Bäume, gar nicht Wurzel fassen und laufen Gefahr, zu verdorren. Dafür will ich euch zum Beschluß die Fragmente eines kleinen Aufsatzes lesen, der in meiner Schreibetafel ist, und die mir mein Freund auf verschiedene Fragen zusandte, die ich ihm über dramatische Gegenstände tat. Man hat oft unter den Kritikern gehandelt, ja wohl gestritten, woher das Gefallen komme, das der Mensch am Drama, besonders am Trauerspiele hat. Man hat über den Gegenstand desselben und seine Absicht verschiedene Meinungen gehegt; hier werdet ihr philosophische Gedanken hören, die zwar etwas weither anzufangen scheinen, doch manches über diese Materie denken lassen." Wilhelm suchte das Blatt auf und las:

*

Der Mensch ist durch seine Natur und durch die Natur der Dinge zu verschiedenen Schicksalen bestimmt; Lust und Schmerz, Glück und Unglück in ihren höchsten Graden sind ihm gleich entfernt und gleich nah. Von dem Übeln, von dem Guten ist ihm, wenn ich es so nennen darf, eine Vorahndung gegeben, die zugleich innigst mit der Kraft verbunden ist, die Bürden des Lebens auf sich zu nehmen und zu tragen.

Jede Seele wird in dem Gange der Tage zu dem, was ihr bevorsteht, mehr oder weniger zubereitet, so daß ihr meistens das Außerordentliche, wenn es vorkommt, besonders sobald die ersten Augenblicke der Überraschung vorüber sind, gewöhnlich bekannt und erträglich scheint; und ob ich gleich nicht leugnen will, daß viele bei unvermutetem Glück und Unglück sich sehr ungebärdig stellen, so finden wir doch auch, daß manche, denen wir sonst die Stärke der Seele nicht zuschreiben können, ein seltnes Glück mit Gleichmut und ein hereinbrechendes Unglück mit Gelassenheit auf sich nehmen. Wir sehen oft Menschen, die durch nichts Außerordentliches bezeichnet sind, Schmerzen, Krankheit, Verlust der Ihrigen mit stiller Standhaftigkeit ertragen und selbst dem eigenen Tode als etwas Bekanntem und Notwendigem entgegengehen.

*

Daß die Vorahndung des Guten bei allen Menschen mit dem Wunsche, es zu besitzen, verbunden sei, ist natürlich und fällt bald in die Augen; daß aber auch der Mensch eine Art Lüsternheit nach dem Übel

und eine dunkle Sehnsucht nach dem Genusse des Schmerzens habe, ist schwerer zu bemerken, mit andern Gefühlen verwandt, unter andern Symptomen verhüllt, die uns leicht von unserer Betrachtung abführen können.

Es ist lange gesagt worden, daß der gleichgültige Zustand derjenige sei, dem der Mensch am meisten zu entfliehen suche. Sobald Seele und Körper durch Schlaf und Ruhe in den Zustand der Behaglichkeit versetzt sind, so verlangen beide wieder, sich zu regen, zu würken, gereizt, gerührt und so ihres Daseins gewahr zu werden. Tausendfältig ist das Verlangen, diesen Reiz zu genießen; der einfache Mensch bedarf des einfacheren, geringeren, schwächeren, der ausgebildete des mannigfaltigern, stärkern, wiederholtern. Diese Begierde ist so gewaltig, daß sie selten in den Grenzen ihrer Kräfte bleibt und daß selbst der Mäßigscheinende zwar nicht jeden Tag seines Lebens betrunken schließt, doch aber die ganze Summe seines Daseins früher, als es bestimmt war, aufzehrt.

*

Von jedem, was dem Menschen Sonderbares begegnet, wird er innig gerührt. Ein Übel, das vorüber ist, wird ihm zu einem Schatze der Erinnerung für sein ganzes Leben. Was andern Sonderbares widerfährt, davon sind die Geschichten höchst willkommen, sie seien nun aus der vergangnen Zeit aufbewahrt oder sie werden zu uns als Neuigkeiten von fremden Weltgegenden herübergebracht. Am stärksten aber wird das Volk gerührt von allem, was unter seine Augen gebracht wird. Weit mehr als eine ausführliche Beschreibung zieht ein gesudeltes Gemälde, ein kindischer Holzschnitt den dunkeln Menschen an. Und wie viel Tausende sind, die in dem vortrefflichsten Bilde nur das Märchen erblicken. Die großen Bilder der Bänkelsänger drücken sich weit tiefer ein als ihre Lieder, obgleich auch diese die Einbildungskraft mit starken Banden fesseln.

Was kann nun einen größern Eindruck auf die Menge machen, als wenn der Held selbst gleichsam vor ihnen aus dem Grabe aufersteht, vor ihnen handelt, spricht, sein Innerstes entdeckt, leidet und in der erdichteten Gefahr zuletzt umkommt? Wie viel Tausende werden unwiderstehlich nach einer Exekution, die sie verabscheuen, hingerissen, wie ängstet sich die Brust der Menge für den Übeltäter, und wie viele würden unbefriedigt nach Hause gehen, wenn er begnadigt würde und ihm der Kopf sitzen bliebe? Das sprudelnde Blut, das den bleichen Nacken des Schuldigen

färbt, besprengt die Einbildungskraft der Zuschauer mit unauslöschlichen Flecken; schaudernd, lüstern blickt die Seele wieder nach Jahren zu dem Gerüste hinauf, läßt alle fürchterliche Umstände wieder vor sich erscheinen und scheut es sich selbst zu gestehen, daß sie sich an dem gräßlichen Schauspiele weidet. Viel willkommner sind jene Exekutionen, welche der Dichter veranstaltet.

*

Der gesunde Mensch kann durch nichts gerührt werden, daß nicht zugleich die Saiten seines Wesens erschüttert werden sollten, von denen die entzückenden Harmonien des Vergnügens auf ihn herabströmen. Und selbst grausame, zerstörende Begierden, worüber man sich auch bei Kindern entsetzt, die man durch Strafen zu vertreiben sucht, haben geheime Wege und Schlupfwinkel, wodurch sie zu den allersüßesten Vergnügungen hinübergehen. Alle diese innerlichen Gänge und Wege werden durch Schauspiele, besonders durch die Tragödie mit elektrischen Funken durchschüttert, und ein Reiz ergreift den Menschen; je dunkler er ist, je größer wird das Vergnügen.

*

Die Begriffe, die sich Menschen von Menschen und Dingen machen, sind so dunkel, so verwirrt, so unvollständig, daß ein albernes qui pro quo sie im mindesten nicht irrt. Karl XII. wird an seinen Stiefeln und zugeknöpftem Rock, vorzüglich aber an seinen straupigen Haaren, Heinrich IV. an seinem Knebelbart und Halskrause erkannt, und man nimmt die widersprechendsten Repräsentanten gerne für die abgeschiedne Majestät. Und ich behaupte sogar, daß, je mehr das Theater gereinigt wird, es zwar verständigen und geschmackvollen Menschen angenehmer werden muß, allein von seiner ursprünglichen Würkung und Bestimmung immer mehr verliert. Es scheint mir, wenn ich ein Gleichnis brauchen darf, wie ein Teich zu sein, der nicht allein klares Wasser, sondern auch eine gewisse Portion von Schlamm, Seegras und Insekten enthalten muß, wenn Fische und Wasservögel sich darin wohlbefinden sollen.

*

Indem ich die Feder niederzulegen genötigt bin und auf das, was ich geschrieben, zurücksehe, so sehe ich, daß ich so verworren und unvollständig bin als irgendeiner, der eine solche Materie zu behandeln gewagt hat.

Lassen Sie durch diese flüchtige Gedanken nur bei sich Gedanken erregen. Vielleicht sprechen wir nächstens über das Possenspiel und ihre vornehme Tochter, die Komödie. Dabei dürfen wir, wenn wir auf den Grund kommen wollen, weder Zigeuner noch Bärentanz, noch die gefährlichen Sprünge und Verdrehungen herumziehender Wagehälse vergessen.

*

Unsere Freunde waren eben im Begriffe, jeder nach seiner Art, den schweren Stein dieser Lektüre anzufassen, zu wälzen und womöglich ihm einige seiner scharfen Ecken abzuschlagen (denn so ist meistenteils der Leser gebildet, daß er jede Sache gerne rund in seine Hände nehmen möchte, um sie recht mit Bequemlichkeit zu betrachten und nachher wie eine Kegelkugel zu seiner Absicht vor sich hin zu rollen), als sie durch eine Erscheinung unterbrochen wurden, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Sechstes Kapitel

Es kam eine Partie gewaffneter Leute durchs Feld her, die sie an ihren weiten und langen Röcken, an ihren großen Aufschlägen, unförmlichen Hüten und schweren Gewehren, an ihrem treuherzigen Gange und an dem bequemen Tragen ihres Körpers sogleich für ein Kommando Landmiliz benachbarter Herrschaft erkannten. Als dieser Trupp näher kam, sie grüßte, seine Flinten bei der großen Eiche abstellte und sich auf den Platz daneben bequem lagerte, um eine Pfeife Toback zu rauchen, ließen sie sich mit einem Unteroffizier in ein Gespräch ein und vernahmen, daß er vom Amte geschickt sei, hier auf der Grenze ein paar junge Leute in Empfang zu nehmen, die miteinander durchgegangen und durch Steckbriefe in der nächsten Stadt angehalten worden. Die Eiche, welche bei Wilhelmen solche poetische Gefühle erregt, war eigentlich ein Grenzbaum. Hier wollten sie verweilen und die Ankunft des gefangenen Paares erwarten. Wilhelm ward auf diese Nachricht stutzig, noch mehr aber verwundert, als er hörte, der junge Mensch sei ein Komödiant und das Mädchen die Tochter eines hübschen Mannes aus dem benachbarten Städtchen. Aus der weitschweifigen Geschichte, die der Unteroffizier erzählte, war so viel zu nehmen, daß vor einem halben Jahre eine Truppe bei ihnen gewesen sei, die sich nicht lange erhalten können. Da sie endlich aufgebrochen, sei ein Akteur zurückgeblieben, der nicht weiter mitziehen wollen und der, weil

er sich bequemt hätte, für ein geringes Geld junge Leute Französisch und tanzen zu lehren, einige Gönner und Aufmunterer gefunden habe. In dem Hause des Herrn N., wo er zur Miete gesessen, sei er mit dessen Tochter erster Ehe, auf welche seine zweite Frau nicht sonderlich achtgegeben, bekannt geworden, sei mit ihr viel spazierengegangen, habe sie im Garten deklamieren lehren, worüber auch die Leute zu reden angefangen; es habe darüber im Hause Händel gesetzt, eines Morgens früh seien beide vermißt worden, und da die Eltern in das Amt gelaufen, habe man die benachbarte Obrigkeit requiriert, wo sie denn auch in Verhaft gebracht, ihnen nunmehr übergeben werden sollten.

Unsere Freunde waren bei dieser Erzählung erstaunt, da ihnen die Ähnlichkeit der Schicksale in umgewechseltem Geschlechte auffiel, und ihre Neugierde wurde sehr erregt, das ungleiche Paar zu sehen. Es währte nicht lange, so kam der Aktuarius zu Pferde nach, unterhielt sich mit seinem Kommando und bekräftigte die Geschichte auf Befragen der Gesellschaft mit einigen noch näheren Umständen.

Endlich sah man von ferne einen Wagen kommen, der von einer Bürgerwache mehr lächerlich als fürchterlich umgeben war. Ein unförmlicher Stadtschreiber ritt voraus, der mit dem gegenseitigen Aktuarius unter der Eiche am Grenzsteine sich mit großer Gewissenhaftigkeit und wunderlichen Gebärden komplimentierte, wie es etwa Geist und Zauberer, der eine inner-, der andere außerhalb des Kreises, bei gefährlichen nächtlichen Operationen tun mögen. Die Aufmerksamkeit der Zuschauer war indes auf den Wagen gerichtet. Die alte Kutsche, worin man die Schöne anfangs transportierte, war unterwegs gebrochen, und da man einen Bauerwagen zu Hülfe gerufen, erbat sie sich die Gesellschaft ihres Freundes, der, wegen des besondern Begriffs von Kriminalität des Falles mit Ketten beschweret, erst nebenher ging. Sie saßen also beiderseits auf einigen Bündeln Stroh beieinander, blickten sich mit Zärtlichkeit an, und er bewegte, indem er ihre Hände küßte, mit vielem Anstande die klingenden Fesseln. „Wir sind sehr unglücklich", rief er der Gesellschaft zu, die sich dem Wagen genähert hatte, „aber wir sind nicht so schuldig, als wir scheinen. So belohnen grausame Menschen treue Liebe, und Eltern, die das Glück ihrer Kinder gänzlich vernachlässigen, reißen sie mit Ungestüm aus den Armen der Freude, die sich ihrer nach langen trüben Tagen bemächtigte."

Die Fragen, die von der Gesellschaft an sie geschahen, waren etwas prosaischer. Indes sie beantwortet wurden, hatten beide Gerichte ihre

Zeremonien absolviert, der Wagen ging weiter, und Wilhelm, den das Schicksal der Verliebten sehr interessierte, verlangte von dem Ehepaar, daß es mit ihm ins benachbarte Amt, welches etwa eine halbe Stunde von da lag, gehen sollte. Sie entschuldigten sich mit dem nähern Abend, nahmen ihren Weg nach der Stadt zurück, er aber eilte seinen Liebenden nach, und da er eine alte Bekanntschaft mit dem Amtmann, noch ehe sie ankamen, zu erneuern gedachte, so ergriff er einen Fußpfad und erreichte noch zu rechter Zeit das Amtshaus, wo er alles in Bewegung und zum Empfange der Flüchtlinge bereit fand.

Der Aktuarius, der bald nach ihm eintraf, erzählte mit großer Freude, wie alles glücklich gegangen und daß seine jungen Leute nicht weit von dem Orte entfernt seien. Mit mehr Zufriedenheit setzte er hinzu, er habe befohlen, daß der Wagen nicht zum Stadttore hereinfahren und daß man sie an dem Garten, welcher durch eine kleine Pforte mit dem Amthause zusammenhing, absetzen sollte, da sie denn ganz in der Stille hereingebracht werden könnten.

Wilhelm, ob ihm gleich die platte und gefühllose Art, womit der Mann die Sache behandelte, mißfiel, konnte doch nicht umhin, ihn zu loben, daß er soviel Vorsicht zur Schonung des unglücklichen Paars gebraucht habe. Jener nahm zwar das Kompliment selbstgefällig auf, freute sich aber eigentlich nur deswegen in seinem Herzen, weil er der auf den Straßen und vor dem Amthause versammelten Bürgerschaft einen Streich gespielt und sie um so ein erwünschtes Schauspiel bevorteilt hatte, als die öffentliche Demütigung eines Mädchens war, das sonst etwas mehr als andre auf sich zu halten pflegte. Hierauf erzählte er dem Amtmann, wie vortrefflich sein Pferd ginge, das er erst gestern von dem Juden getauscht, und ließ sich weitläufig über dessen gute Eigenschaften heraus, wodurch denn Wilhelm verhindert wurde, sich näher nach der Angelegenheit zu erkundigen, und sich heimlich sehr wunderte, daß man in Erwartung so wichtiger Begebenheiten, mitten unter den ernsthaftesten Dienstverrichtungen fremde, gleichgültige und, er hätte wohl Lust gehabt hinzuzusetzen, alberne Dinge mit Interesse einschieben könne.

Ihre Ankunft wurde gemeldet. Der Amtmann, der von solchen außerordentlichen Fällen kein sonderlicher Liebhaber war, weil er meistenteils in deren Behandlung ein- und den andern Fehler machte und bei dem besten Willen gewöhnlich von der fürstlichen Regierung mit einem derben Verweise belohnt wurde, ging mit schwerem Schritte in die

Amtstube, wohin ihm Wilhelm, der Aktuarius und einige andere angesehene Bürger folgten, die sich aus Neugier versammelt hatten.

Zuerst ward die Schöne vorgeführt, die ohne Frechheit, sehr gelassen und mit Bewußtsein ihrer selbst hereintrat. Die Art, wie sie ihre Kleider zurechtgerückt hatte, die auf der Flucht und in ihrer Gefangenschaft eben nicht in den vorteilhaftesten Umständen sein konnten, zeigte Wilhelmen an, daß sie ein Mädchen sei, die etwas auf sich hielt. Sie fing auch, ohne gefragt zu sein, über ihren Zustand nicht unschicklich an.

Der Aktuarius gebot ihr zu schweigen und hielt seine Feder über dem gebrochnen Blatte. Der Amtmann setzte sich in Fassung, sah ihn an, räusperte sich und fragte das arme Kind, wie ihr Name heiße und wie alt sie sei.

„Ich bitte Sie, mein Herr“, versetzte sie, „es muß mir gar wunderbar vorkommen, daß Sie mich um meinen Namen und mein Alter fragen, da Sie sehr gut wissen, wie ich heiße und daß ich so alt wie Ihr ältster Sohn bin. Was Sie von mir wissen wollen und was Sie wissen müssen, will ich gerne ohne Umschweife sagen.

Seit meines Vaters zweiter Heurat werde ich zu Hause nicht zum besten gehalten. Ich hätte einige hübsche Partien tun können, wenn sie nicht meine Stiefmutter aus Furcht vor der Ausstattung vereitelt hätte. Nun habe ich den jungen Melina kennenlernen, ich habe ihn lieben müssen, und da wir die Hindernisse voraussahen, die unserer Verbindung im Wege stunden, entschlossen wir uns, miteinander in der weiten Welt ein Glück zu suchen, das uns zu Hause nicht gewährt schien.

Ich habe nichts mitgenommen, als was mein eigen war, ja ich habe noch ein ansehnliches Mütterliches zu fordern; wir sind nicht als Diebe und Räuber entflohen, und mein Geliebter verdient nicht, daß er mit Ketten und Banden belegt herumgeschleppt werde. Der Fürst ist gerecht, er wird diese Härte nicht billigen. Wenn wir strafbar sind, so sind wir es nicht auf diese Weise.“

Der alte Amtmann kam hierüber doppelt und dreifach in Verlegenheit. Die gnädigsten Ausputzer summten ihm schon um den Kopf, und die geläufige Rede des Mädchens hatte ihm den Entwurf des Protokolls gänzlich zerrüttet. Das Übel wurde noch größer, als sie bei wiederholten ordentlichen Fragen sich nicht weiter einlassen wollte, sondern sich auf das, was sie eben gesagt, standhaft berief.

„Ich bin keine Verbrecherin“, sagte sie, „man hat mich auf Strohbündeln zur Schande hieher geführt; es ist eine höhere Gerechtigkeit, die uns wieder zu Ehren bringen soll.“

Der Aktuarius hatte indessen immer ihre Worte nachgeschrieben und flüsterte dem Amtmanne zu, er solle nur weiter gehen, ein förmliches Protokoll würde sich nachher schon verfassen lassen.

Der Alte nahm wieder Mut und fing nun an, nach den süßen Geheimnissen der Liebe mit dürren Worten und in hergebrachten trocknen Formeln sich zu erkundigen.

Wilhelmen stieg die Röte ins Gesicht, und die Wangen der artigen Verbrecherin belebten sich mit der reizenden Farbe der Schamhaftigkeit. Sie schwieg und stockte, bis die Verlegenheit zuletzt ihren Mut erhöhte.

„Sein Sie versichert," rief sie aus, „daß ich stark genug sein würde, die Wahrheit zu bekennen, wenn ich auch gegen mich selbst sprechen müßte; sollte ich nun zaudern und stocken, da sie mir Ehre macht? Ja, ich habe ihn von dem Augenblicke an, da ich seiner Neigung und seiner Treue gewiß war, als meinen Ehmann angesehen, ich habe ihm alles gerne gegönnt, was die Liebe fordert und was ein überzeugtes Herz nicht versagen kann. Machen Sie nun mit mir, was Sie wollen. Wenn ich einen Augenblick es zu gestehen zauderte, so war es die Furcht, daß mein Bekenntnis für ihn schlimme Folgen haben möchte."

Wilhelm faßte, als er das hörte, einen hohen Begriff von den Gesinnungen des Mädchens, indes sie die Gerichtspersonen für eine freche Dirne erkannten und die gegenwärtigen Bürger Gott dankten, daß dergleichen Vorfälle in ihrer Familie entweder nicht geschehen oder nicht bekannt geworden waren.

Wilhelm versetzte seine Marianne in diesem Augenblicke vor den Richtstuhl, legte ihr noch schönere Worte in den Mund, ließ ihre Aufrichtigkeit noch herzlicher und ihr Bekenntnis noch edler werden. Die heftigste Leidenschaft, beiden Liebenden zu helfen, bemächtigte sich seiner. Er verbarg sie nicht und bat den zaudernden Amtmann heimlich, er möchte doch der Sache ein Ende machen, es sei ja alles so klar als möglich und bedürfe weitere Umstände nicht.

Dieses half so viel, daß man das Mädchen abtreten, dafür aber den jungen Menschen, nachdem man ihm vor der Tür die Fesseln abgenommen hatte, hereinkommen hieß. Dieser schien über sein Schicksal mehr nachdenkend. Seine Antworten waren ordentlicher und gesetzter, und wenn er von einer Seite weniger heroische Freimütigkeit zeigte, so empfahl er sich Wilhelmen hingegen durch mehr Zärtlichkeit, die aus seinen Reden hervorblickte.

Da auch dieses Verhör geendigt war, welches mit dem vorigen in allem übereinstimmte, nur daß er, um das Mädchen zu schonen, was sie schon gestanden hatte, hartnäckig leugnete, ließ man endlich sie selbst vortreten, und es entstand zwischen beiden eine Szene, welche ihnen das Herz unsers Freundes ganz zu eigen machte.

Was nur in Romanen und Komödien vorzugehen pflegt, sah er hier in einer unangenehmen Gerichtsstube vor Augen: den Streit wechselseitiger Großmut, die Stärke der Liebe im Unglück.

Ist es denn also wahr, sagte er bei sich selbst, daß die schüchterne Zärtlichkeit, die vor dem Auge der Sonne und der Menschen sich furchtsam verbirgt und nur in abgesonderter Einsamkeit, im tiefen Geheimnisse zu genießen wagt, wenn sie durch einen feindseligen Zufall hervorgeschleppt wird, daß sie sich alsdann mutiger, stärker, tapferer zeigt als andere, brausende und großtuigte Leidenschaften? Er beneidete heimlich ihr Glück, und der Verlust Mariannens wurde ganz in seiner Seele lebendig. Wenn er sie dadurch wieder hätte erhalten können, wie gern würde er sich mit ihr an den Platz der beiden Liebenden gestellt und sich der gefühllosen Justiz preisgegeben haben!

Durch seine Vermittlung schloß sich die ganze Handlung noch ziemlich balde. Er verschaffte, daß sie beide in leidliche Verwahrung genommen wurden, und wenn es möglich gewesen wäre, so hätte er die Geliebte zu ihren Eltern diesen Abend noch hinübergebracht. Denn er setzte sich fest vor, hier ein Mittelsmann zu werden und die glückliche und anständige Verbindung beider Liebenden zu befördern. Er schickte seinem Schwager einen Boten, daß er diese Nacht und den morgenden Tag außenbleiben würde. Darauf begab er sich mit des Amtmanns Erlaubnis dahin, wo man den jungen Menschen in einem kleinen Zimmer verwahrt hielt.

Siebentes Kapitel

Schon unter dem Verhör war der Gedanke in Wilhelmen aufgestiegen, er müsse den jungen Gefangenen vormals an einem andern Orte gesehen haben; das Gesicht schien ihm bekannt, das Wesen hingegen fremd; den Namen Melina konnte er sich auf keine Weise erinnern. Indem der Gerichtsdiener ihm die Türe der Verwahrung aufmachte, er hereintrat und den Fremden wieder ins Gesicht faßte, rief er, wie mit einer Art von augenblicklicher Inspiration, aus: „Ei, Herr Pfefferkuchen, sind Sie es, den ich wiederfinde, und ist es möglich, daß ich Sie eine ganze halbe Stunde

habe verkennen dürfen?" — „Sind Sie es," rief jener, „mit dem ich das Vergnügen hatte, in M. nebst einigen Kameraden und unserer angenehmen Marianne einen vergnügten Abend zuzubringen? Wahrscheinlich hat meine veränderte Frisur, eine andere Kleidung und ein anderer Name Sie irregemacht." Wilhelm stutzte und wußte bei sich selbst nicht, welchem von den dreien oder allen zusammen er die Ursache seiner Verblendung geben sollte.

Wenn es uns erlaubt ist, in seine Seele eine Mutmaßung zu wagen, so lag es wohl darin: jener Pfefferkuchen, den er kannte, war eigentlich ein stumpfer, kurzer, enger Mensch, ohne die Grazie des Adels in seinen Bewegungen und Betragen. Sein Wesen war so gemein wie sein Name, und außer einer starken Stimme und einer gewissen Heftigkeit, womit er leidenschaftliche Rollen spielte, war nichts, das ihn einigermaßen ausgezeichnet hätte; und dieses Bild war in Wilhelms Seele geblieben. Melina hingegen, dem er in Ketten begegnete, den er vorm Richtstuhle sah, war durch seinen Zustand in eine stille Traurigkeit versetzt, er rührte die andern, weil er selbst gerührt war, und ein standhaftes Betragen auf dem Gipfel der Gefahr erhöhte sein Wesen einen Augenblick und verbreitete einen edeln Anstand über seine ganze Person.

„Wie sind Sie zu dem ganz fremden Namen gekommen?" sagte Wilhelm. — „Er ist so gar entfernt nicht von dem vorigen", antwortete jener. „Namen haben einen großen Einfluß auf die Vorstellung der Menschen. Der meinige gab zu Spöttereien Anlaß, und er war mir selbst zuwider. Weil man auch an verschiedenen Orten Honigkuchen statt Pfefferkuchen sagt, so übersetzte ich ihn Melina, sobald ich Gelegenheit hatte, an einem fremden Orte zum ersten Male aufzutreten." — „Ich zweifle, ob jemand die Etymologie herausfinden werde", versetzte Wilhelm.

Melina (welchen Namen wir ihm nicht mißgönnen wollen) fing darauf an, Wilhelmen seine ganze Geschichte zu erzählen, und dieser brennte vor Verlangen, etwas Näheres von Mariannen zu hören, wornach er auch, sobald es sich nur einigermaßen schickte, mit bescheidenen Fragen sich erkundigte. „Unsere Truppe hat sehr viel an ihr verloren", sagte der andere. — „Ist sie abgegangen?" versetzte Wilhelm. — „Ja," sagte jener, „und zwar auf eine unangenehme Art. Als wir damals von M. weggingen, nahmen wir unsern Weg nach der *** Messe. Marianne war in der letzten Zeit immer traurig gewesen, und so blieb sie es auch im Wagen, wo ich einige Stationen bei ihr saß. Gewöhnliche Streitigkeiten, die bei dem beschwerlichen Transport einer Truppe entstehen, waren

ihr gleichgültig, sie ließ sich alles gefallen, sie scherzte und sang nicht wie sonst, und die lächerlichen Zufälle, die einem oder dem andern begegneten, konnten ihr keine freundliche Miene abzwingen. Sie wurde darüber oft berufen, aber auch dies schien ihr weder Unruhe noch Verlegenheit zu machen, wir konnten nichts davon begreifen. Auf einmal hörten wir zu***, wo wir übernachtet hatten, einen großen Streit zwischen ihr und dem Direktor. Es hatte dieser aus der Stadt, wo wir hinwollten, wie wir nachher erfuhren, einen Brief von den Anverwandten eines jungen Menschen erhalten, mit dem sie in Verbindung gestanden hatte. Der Brief war drohend und erniedrigend für sie und den Direktor, der darüber heftig mit ihr zusammenkam und sie endlich zu dem Entschluß brachte, die Gesellschaft zu verlassen. Sie ging auch wirklich nicht weiter, sondern blieb in dem Wirtshause, das wir verließen, zurück. Da aus dem Briefe sichtbar war, daß unsere alte Theaterschneiderin mit um die Geschichte wußte, so nahm der Direktor, der sie längst gerne los gewesen wäre, diesen Vorwand, um auch ihr den Abschied zu geben. Die beiden Frauens blieben also allein, viele der Gesellschaft bedaurten sie. Ich habe mich in der Folge oft nach ihr erkundigt und nichts wieder von ihr erfahren."

Wilhelm ward über diese Geschichte so nachdenklich, daß er eine ganze Weile nicht zuhörte, als Melina zu der seinigen überging und über das, was ihm geschehen war, sich ausbreitete, vorzüglich aber wegen der Zukunft seine Gesinnungen erklärte. Still und in sich gekehret, starr vor sich hinsehend stand Wilhelm vor ihm, und jener erklärte diese Abwesenheit für ein nachdenkliches Aufmerken. Wie verwundert war er daher, als Wilhelm zuletzt auf seine Frage: „Glauben Sie denn, daß ich wohl tue und bei diesem Metier besser fahren werde?" aufsehend und ohne sich zu besinnen antwortete: „O ja! Ich bin überzeugt, daß Sie kein besseres erwählen können und daß Ihre Gattin, soviel ich sie kenne, auch auf dem Theater ihr Glück machen wird. Sie hat eine angenehme Gestalt, einen guten Anstand, eine gefällige Stimme und Jugend genug, um sich in einer neuen Laufbahn zu finden."

Unser Freund konnte sich nichts anders denken, als daß der Schauspieler mit seiner jungen Gattin das Theater aufsuchen würde. Es schien ihm ebenso natürlich und notwendig, als daß der Frosch das Wasser sucht. Nicht einen Augenblick hatte er daran gezweifelt, vielmehr glaubte er, das, was ihm seine eigene Seele sagte, von dem andern während seiner Abwesenheit gehört zu haben, der ihm indessen ganz das Gegenteil

vorgetragen hatte und mit einiger Verwunderung sagte: „Sie müssen mich nicht verstanden haben, mein Herr, denn ich habe mir vorgenommen, nicht wieder auf das Theater zurückzukehren, vielmehr eine bürgerliche Bedienung, sie sei auch, welche sie wolle, anzunehmen, wenn ich nur eine erhalten kann." — „Daran tun Sie sehr übel", versetzte Wilhelm, „es ist schon ohne besondere Ursache nicht ratsam, die Lebensart, die man ergriffen hat, zu verändern, und überdies wüßte ich keine, die Ihnen so viele Annehmlichkeiten darbietet als die eines Schauspielers." — „Man sieht, daß Sie keiner gewesen sind", versetzte jener. — Darauf sagte Wilhelm: „Wie selten ist der Mensch mit dem Zustande zufrieden, in dem er sich befindet; er wünscht sich immer den seines Nächsten, aus welchem sich dieser gleichfalls heraussehnet." — „Indes bleibt doch ein Unterschied", versetzte Melina, „zwischen dem Schlimmen und dem Schlimmern. Die Erfahrung, nicht die Ungeduld macht mich so handeln. Ist wohl ein kümmerlicheres, unsichereres und mühseligeres Stückchen Brot in der Welt? Beinahe wäre es ebenso gut, es vor den Türen zu betteln. Was hat man von dem Neide seiner Mitgenossen, von der Parteilichkeit des Direktors, von der übeln Laune des Publikums auszustehen! Wahrhaftig, man muß ein Fell haben wie ein Bär, der in der Gesellschaft von Affen und Hunden an der Kette herumgeführt und geprügelt wird, um bei dem Tone eines Dudelsacks vor Kindern und Pöbel zu tanzen."

Wilhelm dachte allerlei bei sich selbst, was er jedoch dem guten Menschen nicht ins Gesicht sagen wollte. Er ging also nur von ferne mit dem Gespräch um ihn herum. Jener ließ sich desto aufrichtiger und weitläufiger heraus. „Täte es nicht not," sagte er, „daß der Direktor jedem Stadtrate zu Füßen fiel, um nur die Erlaubnis zu haben, vier Wochen zwischen der Messe ein paar Groschen mehr an einem Orte zirkulieren zu machen! Ich habe den unsrigen, der insoweit ein guter Mann war, oft bedauret, wenn er mir gleich zu anderer Zeit zu Mißvergnügen Ursache gab. Ein guter Akteur steigert ihn, die schlechten kann er nicht loswerden, und wenn er seine Einnahme einigermaßen der Ausgabe gleichsetzen will, so ist es dem Publikum gleich zu viel. Das Haus steht leer, und man muß, um nur nicht gar zugrunde zu gehen, mit Schaden und Kummer spielen. Nein, mein Herr, da Sie sich unsrer, wie Sie sagen, annehmen mögen, so bitte ich Sie, sprechen Sie auf das inständigste mit den Eltern meiner Geliebten! Man versorge mich hier, man gebe mir einen kleinen Schreiber- oder Einnehmerdienst, und ich will mich glücklich schätzen."

Nach noch einigen gewechselten Worten schied Wilhelm mit dem Versprechen, morgen ganz früh die Eltern anzugehen und zu sehen, was er ausrichten könne. Kaum war er allein, so brach er vor sich in diese Worte aus: „Du unglücklicher Melina, der du noch immer Pfefferkuchen heißen solltest, nicht in deinem Stande, sondern in dir liegt das Armselige, über das du nicht Herr werden kannst! Welcher Mensch in der Welt, der ohne innern Beruf ein Handwerk, Kunst oder irgendeine Lebensart ergriffe, könnte er, müßte er nicht wie du seinen Zustand unerträglich finden? Wer mit einem Talente zu einem Talente geboren ist, findet in demselben sein schönstes Dasein! Nichts ist auf der Erde ohne Beschwerlichkeit, nur der innere Trieb, die Lust, die Liebe helfen uns Hindernisse überwinden, Wege bahnen und uns aus dem engen Kreise, worinnen sich andere kümmerlich abängstigen, emporheben. Dir sind die Bretter nichts als Bretter, und die Rollen, was einem Schulknaben sein Pensum ist, und die Zuschauer siehst du an, wie sie sich selbst an Werkeltagen vorkommen. Dir könnte es also freilich einerlei sein, hinter einem Pult über linierten Büchern zu sitzen und die Zinsen einzutragen, welche hungrige Untertanen bringen. Du fühlst nicht das zusammenbrennende, zusammentreffende Ganze, das allein durch den Geist erfunden, begriffen und ausgeführt wird; du fühlst nicht, daß in den Menschen ein besserer Funke lebt, der, wenn er keine Nahrung erhält, wenn er nicht geregt wird, von der Asche täglicher Bedürfnisse und Gleichgültigkeit tiefer bedeckt und doch so spät und fast nie erstickt wird. Du fühlst in deiner Seele keine Kraft, ihn aufzublasen, in deinem eigenen Herzen keinen Reichtum, um dem erweckten Nahrung zu geben. Der Hunger treibt dich und der Mangel ängstiget dich, die Unbequemlichkeiten sind dir zuwider, und es ist dir verborgen, daß in jedem Stande diese Feinde lauren, die nur mit Freudigkeit und Gleichmut zu überwinden sind. Du tust wohl, dich in jene Grenzen einer gemeinen Stelle zu sehnen, denn welche würdest du wohl ausfüllen, die Geist und Mut verlangt! Gib einem Soldaten, einem Staatsmanne, einem Geistlichen deine Gesinnungen, und mit ebensoviel Recht wird er sich über das Kümmerliche seines Standes beschweren können. Ja, hat es nicht sogar Menschen gegeben, die von aller Menschlichkeit und Lebensgefühl so ganz verlassen waren, daß sie das ganze Leben und Wesen der Sterblichen für ein Nichts, für ein kummervolles und staubgleiches Dasein erklärt haben? Regten sich lebendig in deiner Seele die Gestalten würkender Menschen, wärmte deine Brust ein teilnehmendes, belebendes Feuer,

verbreitete sich über deine ganze Gestalt die Stimmung, die aus dem Innersten kommt, wären die Töne deiner Kehle, die Worte deiner Lippen lieblich anzuhören, fühltest du dich genug in dir selbst, so würdest du dir gewiß Ort und Gelegenheit aufsuchen, dich in andern fühlen zu können."

Unter solchen Worten und Gedanken hatte sich unser Freund ausgekleidet, und er stieg mit einem Gefühle des innigsten Behagens zu Bette und erzählte sich einen ganzen Roman, was er an der Stelle des Unwürdigen morgenden Tages tun würde, welche Phantasien ihn in das Reich des Schlafes sanft hinüberbegleiteten und dort, von ihren Geschwistern, den Träumen, mit offenen Armen aufgenommen, durch sie gestärkt und neu belebt, das ruhende Haupt unsres Freundes mit dem Vorbilde des Himmels umgaben.

Am frühen Morgen war er schon wieder erwacht und dachte seiner vorstehenden Unterhandlung nach. Er überwand gar bald die kleine Verlegenheit, sich ganz fremden Menschen in einer so wichtigen Sache zu nähern. Er kam vor das Haus, und das Herz klopfte ihm für Unruhe. Er trug sein Anbringen bescheiden vor und fand gar bald mehr und weniger Schwierigkeiten, als er sich vermutet hatte. Geschehen war es einmal, und wenn gleich außerordentlich strenge und harte Leute sich gegen das Vergangene und nicht zu Ändernde doch mit Gewalt setzen und das Übel dadurch zu vermehren pflegen, so hat es dagegen gewöhnlich auf die Gemüter der Menschen eine unwidersprechliche Gewalt, und das unmöglich Geschienene, das er wirklich sieht, nimmt neben dem Gemeinen seinen Platz ein, wie wir schon oben zu bemerken Gelegenheit gehabt haben. Es war also bald ausgemacht, daß Herr Melina die Tochter heuraten sollte, dagegen sollte sie wegen ihrer Unart kein Heuratsgut kriegen und versprechen, ihr Mütterliches noch einige Jahre gegen geringe Interessen in des Vaters Händen zu lassen. Der zweite Punkt wegen einer bürgerlichen Versorgung fand schon größere Schwierigkeiten. Man wollte das ungeratene Kind nicht vor Augen sehen, man wollte die Verbindung eines hergelaufenen Menschen mit einer so angesehenen Familie, welche sogar mit einem Superintendenten verwandt war, sich durch die Gegenwart nicht beständig aufrücken lassen; man könne ebensowenig hoffen, daß die fürstlichen Kollegien ihm eine Stelle anvertrauen würden. Beide Eltern waren gleich stark dagegen, und Wilhelm, der sehr eifrig dafür sprach, ob er gleich im Grunde dem Menschen, den er geringschätzte, die Rückkehr auf das Theater nicht gönnte und überzeugt war, daß er eines solchen Glückes nicht wert sei, konnte er nichts

ausrichten. Hätte er die geheime Triebfedern gekannt, so würde er sich die Mühe gar nicht gegeben haben, sie zu überreden, denn der Vater, der seine Tochter gerne bei sich behalten wollte, haßte den jungen Menschen, weil seine Frau, eh dieser dem Mädchen den Hof machte, selbst ein Auge auf ihn geworfen hatte, und diese konnte in ihrer Stieftochter eine glückliche Nebenbuhlerin nicht vor Augen leiden. Ich führe die Befreiung beider Liebenden, ihre Aufnahme zu Hause und das Ende dieser Geschichte nicht weitläufig aus. Genug, Melina mußte wider seinen Willen mit seiner jungen Braut, die schon größere Lust bezeigte, die Welt zu sehen und sich der Welt sehen zu lassen, nach einigen Tagen abreisen und einen Ort suchen, wo eine Truppe ihre Nahrung fand.

Achtes Kapitel

Es war Sonntag geworden, und Wilhelm hatte sich noch nicht wieder zu Hause sehen lassen. Sein Schwager legte es aus, wie es auch wirklich war, daß er die Zeit teils zur Versöhnung der Familie, teils zu seinem Vergnügen würde angewendet haben. Es war ein Festtag, und jedes wünschte spazierenzugehen. Vater und Mutter, Frau, Handelsdiener, Knechte und Mägde hatte Werner ausgehen lassen und blieb zu Hause, wo er sich gerne aufhielt. Wilhelms Großvater, der in dem Handel viel gewonnen hatte, erbaute das Haus zuerst; allein unter der Verwaltung des Vaters hatte es viel von seinem bürgerlichen Glanze verloren, welchen Werner nach und nach wiederherzustellen bemüht war. Er ging herum und sah, wie weit die Handwerksleute in der Woche gekommen waren und was in der nächsten zu tun übrigbleiben würde. Das Dach war völlig hergestellt: statt mehreren morschen Balken andere eingezogen, statt verfaulter und ausgewitterter Bretter neue angeschlagen; der Maurer arbeitete, die gesprungenen Wände auszuzwicken, und der Tüncher, ihnen Glätte und Ansehen zu geben; inwendig war auch schon viel getan, alle Zimmer und Säle geweißt, statt des alten verrauchten, dunkeln Tafelwerks die Wände mit neuen bunten Farben angemacht oder mit Kattunpapier beschlagen. Genug, wo man hintrat, sah man die Spuren des entstehenden Lebens, das sich zu einer langen Dauer Hoffnung machte. Werner besah dies alles mit großer Zufriedenheit und fing nun an, da er das Notwendige bald geendiget fand, auch an das Vergnügliche zu denken, um solches, wenn es ihm die Kasse erlauben würde, nach und nach zu vollenden.

In der Mitte des Hauses war ein großer, mit Sandplatten belegter Hof, der auch seit Werners Regierung wieder im Sommer einen angenehmen Aufenthalt abgab; was ihn sonst anfüllte und entstellte, war auf die Seite und jedes an seinen Ort in die Ställe, Remisen und auf die Böden gebracht worden. Gereinigt diente er nunmehr zum Sammelplatze und Spaziergange der Familie. Im Grunde desselben stand eine künstliche Grotte, wo ehemals Wasser gesprungen hatte, wovon aber die Röhren in Unordnung gekommen und viele von den Zieraten abgebrochen worden waren. Solches wieder in Ordnung zu machen, hatte Werner schon Perlemuttermuscheln, Korallen, Bleiglanz, und was dazu gehört, verschrieben und hoffte, bald wieder alles in Ordnung zu sehen und bei dem springenden Wasser Sonntags mit guten Freunden ein Glas Wein zu trinken und eine Pfeife zu rauchen. Nachdem er dieses alles bedacht, stieg er auf den obern Teil des Hauses, wo zwischen ein paar Dachgiebeln ein Altan angebracht war, den er in dem schlimmsten Zustande fand. Auch hier spekulierte er auf neue Orangenkasten, bunte Scherben, fremde Gewächse, womit er seinen hangenden Garten auszieren und sich zwischen den Schornsteinen ein kleines Paradies schaffen wollte. Der Abend kam herbei, er stieg herab, besuchte noch im Vorbeigehen die Gewölbe, sah nach den Zuckerkisten, Kaffeefässern und nach den Zeronen Indigo, für welche er, weil es guter Handel war, eine besondere Zärtlichkeit hatte. Er setzte sich darauf ins Comptoir, schlug seine Handelsbücher nach und ergötzte sich in dieser Lektüre, da ihm der offenbare Vorteil daraus in die Augen leuchtete, mehr, als wenn es die geschmackvollste Schrift gewesen wäre.

Hierüber trat Wilhelm herein, der, ganz voll von seinem Abenteuer und den schönen Gegenden, die er in Gesellschaft einiger Bekannten besucht, seinen Schwager mit großer Lebhaftigkeit davon unterhielt. Dieser gab ihm zwar mit seiner gewöhnlichen Langmut Gehör, doch war er diesmal selbst von eigener Leidenschaft so angefüllt, daß er auf die Fragen Wilhelms, was er bisher gemacht habe, das Gespräch auf diejenige Dinge lenkte, die ihn am meisten interessierten.

„Ich ging soeben", sagte Werner, „unsere Bücher durch, und bei der Leichtigkeit, wie sich der Zustand unseres Vermögens übersehen läßt, bewunderte ich aufs neue die großen Vorteile, welche die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne gewährt. Es ist eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und ein jeder guter Haushalter sollte sie in seiner Wirtschaft einführen. Die Ordnung und Leichtigkeit, alles vor sich zu

haben, vermehrt die Lust zu sparen und zu erwerben, und wie ein Mensch, der übel haushält, sich in der Dunkelheit am besten befindet und die Summen nicht gerne zusammenrechnen mag, die er alle schuldig ist, so wird dagegen einem guten Wirte nichts angenehmer, als wenn er sich alle Tage das Fazit seines wachsenden Glückes ziehen kann. Selbst ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überrascht, erschröckt ihn nicht, denn er weiß sogleich, was für erworbene Vorteile er auf die andere Waagschale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Bruder", fuhr er fort, „wenn du nur einmal einen rechten Geschmack an unsern Geschäften kriegen könntest, so würdest du finden, daß man viele Fähigkeiten des Geistes mit Nutzen und Vergnügen dabei anwenden kann." — „Es ist möglich," versetzte Wilhelm, „daß ich einige Neigung, ja vielleicht Leidenschaft für den Handel hätte fühlen können, wenn er mir nicht von Jugend auf in seiner kleinlichsten Gestalt bange gemacht hätte." — „Du hast recht", versetzte jener, „und die Schilderung des personifizierten Gewerbes in einem jugendlichen Gedichte, davon du mir erzähltest, paßt fürtrefflich auf die Krämerei, in der du erzogen bist, nicht auf den Handel, den du kennen zu lernen keine Gelegenheit gehabt hast. Glaube mir, du würdest für deine feurigste Einbildungskraft Beschäftigung finden, wenn du die Scharen rühriger Menschen, die wie Ströme die ganze Welt durchkreuzen, wegführen und zurückbringen, mit dem Geiste erkennen solltest. Seitdem unser beiderseitiges Interesse so nahe verbunden ist, habe ich immer gewünscht, es möchten es auch unsere Bemühungen sein. Ich konnte dir nicht zumuten, in einem Laden mit der Elle zu messen, mit der Waage zu wägen; laß uns das durch unsere Handelsdiener nebenher betreiben und geselle dich hergegen zu mir, um durch alle Art von Spedition und Spekulation einen Teil des Geldes und Wohlbefindens an uns zu reißen, das in der Welt seinen notwendigen Kreislauf führet. Wirf einen Blick auf alle natürliche und künstliche Produkte aller Weltteile, siehe, wie sie wechselsweise zur Notdurft geworden sind; welch eine angenehme geistreiche Sorgfalt ist es, was in dem Augenblick bald am meisten gesucht wird, bald fehlt, bald schwer zu haben ist, jedem, der es verlangt, leicht und schnell zu schaffen, sich vorsichtig in Vorrat zu setzen und den Vorteil jedes Augenblickes dieser großen Zirkulation zu genießen. Dies ist, dünkt mich, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird. Aber freilich muß man erst in dieser Zunft Genosse werden, das dir wohl schwerlich an diesem Orte geschehen kann. Ich habe schon lange darüber nachgedacht, und es würde dir auf alle Fälle vorteilhaft sein, eine Reise zu tun."

Wilhelm schien nicht abgeneigt, und Werner fuhr fort: „Wenn du nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen solltest gesehen haben, so würdest du gewiß mit fortgerissen werden; wenn du siehst, wo alles herkommt, wo es hingeht, so wirst du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen sehen. Die geringste Ware siehst du im Zusammenhange mit dem ganzen Handel, und ebendarum hältst du nichts vor gering, weil alles die Zirkulation vermehrt, von der dein Leben seine Nahrung hat."

Werner, der seinen richtigen Verstand in dem Umgange mit Wilhelmen ausbildete, hatte sich gewöhnet, auch an sein Gewerbe, an seine Geschäfte mit Erhebung der Seele zu denken, und glaubte immer, daß er es mit mehrerem Rechte tue als sein sonst verständiger und geschätzter Freund, der, wie es ihm schien, auf das Unreellste von der Welt einen so großen Wert und das Gewicht seiner ganzen Seele legte. Manchmal dachte er, es könne gar nicht fehlen, dieser falsche Enthusiasmus müsse zu überwältigen und ein so guter Mensch auf den rechten Weg zu bringen sein. In dieser Hoffnung fuhr er fort: „Es haben die Großen dieser Welt sich der Erde bemächtiget und leben in Herrlichkeit und Überfluß von ihren Früchten. Das kleinste Fleck ist schon erobert und eingenommen, alle Besitztümer befestiget, jeder Stand wird vor das, was ihm zu tun obliegt, kaum und zur Not bezahlt, daß er sein Leben hinbringen kann; wo gibt es nun noch einen rechtmäßigern Erwerb, eine billigere Eroberung als den Handel? Haben die Fürsten dieser Welt sich der Flüsse, der Wege bemächtigt und nehmen von dem, was durch- und vorbeigeht, einen starken Gewinn, sollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen und durch unsere Tätigkeit auch Zoll von einigen Artikeln nehmen, die teils das Bedürfnis, teils der Übermut den Menschen unentbehrlich gemacht hat? Und ich kann dir versichern, wenn du nur deine dichterische Einbildungskraft anwenden wolltest, so könntest du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der deinigen kühn entgegenstellen; sie führt freilich lieber den Ölzweig als das Schwert, Dolch und Ketten kennet sie gar nicht, aber Kronen teilet sie auch ihren Lieblingen aus, die, es sei ohne Verachtung jener gesagt, von echtem, aus dem Quelle geschöpften Golde und von Perlen glänzen, die sie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geschäftigen Diener geholt hat." Wilhelm, ob ihn dieser Ausfall, so gelinde er auch war, gleich ein wenig verdroß, war doch zu gutmütig, darauf zu antworten, und im Grunde konnte er wohl leiden, daß ein jeder von seinem Handwerke auf das beste dachte, wenn man ihm

nur dasjenige unangefochten ließ, dem er sich zu widmen wünschte. Er nahm indes die Apostrophe des auf einmal feurig gewordenen Werners mit eben der Gelassenheit auf, wie jener die seinigen aufzunehmen pflegte.

„Und dir," rief Werner aus, „der du an menschlichen Dingen so herzlichen Anteil nimmst, was wird es dir für ein Schauspiel sein, wenn du das Glück, das mutige Unternehmungen begleitet, vor deinen Augen den Menschen wirst gewährt sehen! Was ist reizender als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückekehrt! Nicht der Verwandte, der Bekannte, der Teilnehmer allein, ein jeder fremder Zuschauer wird hingerissen, wenn er die Freude sieht, mit welcher der eingesperrte Schiffer ans Land springt, noch ehe sein Fahrzeug es ganz berührt, sich wieder frei fühlt und nunmehr das, was er dem falschen Wasser geraubt, der getreuen Erde anvertrauen kann. Wir leben im Gewinn und Verlust, und wenn uns beides nur in Zahlen zu Gesichte kommt, so macht uns das eine dunkle Furcht und dagegen das andere keine innerliche herzliche Freude. Das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um seine Gunst recht zu fühlen, muß man leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig und sinnlich fühlen." Werner beschrieb dergleichen Szenen mehr, die seinen Freund lockten und aufmunterten. Er fühlte sich schon lange wieder munter und gesund, etwas zu unternehmen; zu Hause gefiel es ihm nicht, und er sann auf allerlei Gelegenheit, wie er sich in der Welt umsehen wollte, und was alles darinne zu treiben und anzufangen sein möchte. Es gefiel ihm daher ganz wohl, daß Werner von einer Reise sprach, und er antwortete: „Wenn du denkst, daß Geld zu dieser Ausgabe vorrätig sei und daß es gut angewendet sein möchte, so bin ich es gerne zufrieden. Ich möchte mich freilich auch gerne einmal ein wenig umsehen, und da du schon ziemlich herumgekommen bist, so wirst du am besten tun, mir einen Plan zu machen, dem ich willig folgen werde." — „So viel", versetzte Werner, „wirst du immer finden, als du brauchst, und nach meiner Rechnung soll deine Reise noch Geld einbringen." — „Das möchte so gar gewiß nicht sein," versetzte Wilhelm, „ob ich dabei so viel lerne, das Gelds wert sein möchte." — „So verstehe ichs auch nicht", sagte jener. „Du kannst unterweges mit der größten Bequemlichkeit Geschäfte machen, die uns einträglich sind. Ich habe aus unsern Büchern neulich alle Schulden ausgezogen, die an allen Orten und Enden unserer Handlung zurückstehen; ich setze dir die nötigen Erläuterungen auf, gebe dir die Papiere mit, und du kannst auf deinem Wege spielend nicht allein dein Reisegeld überall

mitnehmen, sondern mir auch von Zeit zu Zeit etwas schicken; denn es sind ansehnliche Summen drunter, die ich nicht ganz verloren gebe." — „Es ist freilich keine angenehme Beschäftigung," sagte Wilhelm, „Schulden zu mahnen." — „Es kommt nur auf die Gewohnheit an", sagte Werner, „und man wird leichter mit den Leuten fertig, als man denkt. Ich halte sehr viel auf die Gegenwart, man kommt viel schneller mit seinen Schuldnern auseinander und macht sich leicht neue Kunden; die Menschen wollen angetrieben sein. Wir müssen darüber weiter sprechen, und du wirst gar bald und gerne dich mit meinen Gedanken vereinigen. Der Vater ist es leicht zufrieden, es war ja schon vor deiner Krankheit die Absicht. Kommst du alsdann wieder, so hast du doch alles gesehen, hast die Leute kennenlernen und wirst dich endlich gewiß in Geschäften an meiner Seite gerne bearbeiten. In großen Städten siehst du dich um und besuchst die merkwürdigen Fabriken und Gebäude, findest abends gute Gesellschaften, auch ein wohleingerichtetes Theater, welches ich dir zu sehen wohl einmal gönnen möchte." Was hier Werner zuletzt vorbrachte, war das, woran Wilhelm zuerst gedacht hatte, und das schwerste Gewicht in seiner Waagschale. Sie wurden bald des Handels einig und das Nötige herbeigeschafft und besorgt.

Drittes Buch

Erstes Kapitel

Die Verbindung einer Reisegesellschaft ist eine Art von Ehe, und man findet sich bei ihr auch leider, wie bei dieser, oft mehr aus Konvenienz als aus Harmonie zusammen, und die Folgen eines leichtsinnig eingegangenen Bundes sind hier und dorten gleich. Wilhelm hatte sich einen Lohnkutscher bis an einen gewissen Ort gedungen, und um die Kosten der Fuhre nicht allein zu bezahlen, noch drei Passagiers aufgerafft, die ebenden Weg gingen. Ein jeder hatte sein besonderes Interesse, wovon er den andern ausschließlich unterhielt und einigen Nutzen für sich zu ziehen hoffte. Der eine war ein Bergmeister, der andere ein Weinhändler, der dritte, noch der uneigennützigste, fand auf dem ganzen Wege nichts Merkwürdiges als Pferde und Mädchen. Wilhelm war wie versiegelt in ihrer Gesellschaft, besonders verdrossen ihn die unartigen Gespräche, die rohen und übertriebenen Forderungen in den

Herbergen und die ewigen Händel mit dem Postillon, der darum um nichts geschwinder fuhr.

Sie hielten mittags in einem Wirtshause an, wo der Bergmeister einige seiner Leute, die er hierher bestellt hatte, vor der Türe mitten unter einem Truppe Bauern antraf.

Jede Gattung Menschen, die Uniform trägt, imponiert dem großen Haufen und weiß sich ihres Vorzugs meistens sehr gut zu bedienen. Die Bergleute hatten Zithern bei sich, spielten, sangen, indes die andern um sie herumstunden und die Mäuler aufsperrten. Die Gesellschaft drängte sich durch, und die Sänger verdoppelten ihre Bemühungen, da sie nun auf ein gutes Trinkgeld hoffen konnten. Nach Begrüßung ihres Vorgesetzten trugen sie mit ihren lebhaften und grellen Stimmen verschiedne artige Lieder vor. Auf einmal, da sie sahen, daß man Gefallen an ihrem Spiele hatte, erweiterten sie ihren Kreis, und einer trat mit einer Hacke auf und stellte, indes die andern ein Stück aufspielten, die Handlung des Schürfens vor. Es währte nicht lange, so trat ein Bauer aus der Menge und gab ihm pantomimisch drohend zu verstehn, daß er sich von hier hinwegbegeben solle. Die Gesellschaft war darüber verwundert und erkannte erst den zum Bauer verkleideten Bergmann, als er den Mund auftat und in einer Art von Rezitativ den andern schalt, daß er es wage, auf seinem Acker zu hantieren. Jener kam nicht aus der Fassung, sondern fing an, den Landmann zu belehren, daß er ein Recht dazu habe, und gab ihm die ersten Begriffe von dem Bergbaue. Der Bauer tat allerlei alberne Fragen, worüber die Zuschauer herzlich lachten. Der Bergmann suchte ihn zu rektifizieren und bewies ihm am Ende den Vorteil, der zuletzt auf ihn fließe, wenn die unterirdischen Schätze des Landes herausgewühlt würden. Der Bauer, der jenem zuerst mit Schlägen gedroht, wurde nach und nach besänftigt, und sie schieden als gute Freunde und besonders der Bergmann auf die honorabelste Art von der Welt aus diesem Streite.

Nachdem sie geendigt hatten, gab jeder, besonders Wilhelm, sein Trinkgeld gerne. Das Essen war bereit, und nach Tische entschlossen sie sich, da man dem Gebürge nahe war und die Fahrt langsam und beschwerlich ging, bis in das Nachtquartier zu Fuße zu gehen. Der Postillon beschrieb der Gesellschaft den Weg, und sie verlor sich bald auseinander, indem ein Teil voreilte und der andre zurückblieb.

Wilhelm war bald allein. Er durchstrich mit leisem Schritte Täler und Berge, in der Empfindung des größten Vergnügens. Überhangende

Felsen, rauschende Wasserbäche, bewachsene Wände, tiefe Gründe sah er zum ersten Male, und doch hatten seine frühsten Jugendträume schon um solche Gegenden geschwebt. Er war bei diesem Anblicke nun wieder verjüngt, alle erduldeten Schmerzen waren ganz aus seiner Seele weggewaschen, und mit jugendlicher Fröhlichkeit rezitierte er Stellen seiner ersten Dramen, Stellen anderer Dichter, besonders aus dem Pastor fido, die an diesen einsamen Plätzen scharenweise seinem Gedächtnisse zuflossen. Er belebte die Welt, die vor ihm lag, mit allen Gestalten der Vergangenheit, und jeder Schritt in die Zukunft war ihm voll Ahndung wichtiger Handlungen und merkwürdiger Begebenheiten.

Mehrere Menschen, die aufeinanderfolgend hinter ihm herkamen, an ihm mit einem Gruße vorbeigingen und den Weg in das Gebürg eilig fortsetzten, hatten ihn verschiedene Male unterbrochen, ohne daß er auf sie aufmerksam geworden wäre. Endlich gesellte sich ein Gesprächigerer zu ihm und erzählte die Ursache der starken Pilgrimschaft. „Zu Hochdorf", sagte er, und dies war auch der Name des Nachtquartiers unserer Reisenden, „wird heute abend eine Komödie gegeben, wohin alles aus der Nachbarschaft eilt." „Wie", rief Wilhelm, „in diesen einsamen Gebürgen, zwischen diesen undurchdringlichen Wäldern hat die Schauspielkunst einen Weg gefunden und sich einen Tempel aufgebaut?" — „Sie werden sich noch mehr wundern," sagte der andere, „wenn Sie hören, durch wen es aufgeführt wird. Es ist eine große Wachstapetenfabrik an dem Orte, die viele Leute ernährt. Der Unternehmer, der so zu sagen von aller menschlichen Gesellschaft entfernt lebt, weiß seine Maler und Arbeiter winters nicht besser zu beschäftigen, als daß er sie veranlaßt hat, Komödien zu spielen. Er leidet keine Karten unter ihnen und wünscht, sie sonst von rohen Sitten abzuhalten. So bringen sie die langen Abende zu, und heute, da des Alten Geburtstag ist, geben sie ihm zu Ehren eine Festlichkeit."

Bei dem Namen des Ortes und des Fabrikdirektors fiel ihm auf, daß er auch diesen Mann auf der Liste derjenigen habe, die ihm zu mahnen aufgetragen worden. Da kommst du zur ungelegenen Zeit, sagte er zu sich, indem du dieser Leute Sorge erneuerst, die sie sich vielleicht einen Augenblick aus dem Sinne geschlagen hatten. Diese Betrachtung verdarb ihm den ganzen Überrest des Weges, und er nahte sich nicht ohne eine geheime gutmütige Unruhe dem Hause. Die übrige Reisegesellschaft war schon vorher in dem Gasthofe angekommen und hatte sich, von der Neuheit des Schauspieles angezogen, einen Eingang verschafft,

und Wilhelm wurde auch von dem Hausvater mit größter Freundlichkeit aufgenommen. Als er seinen Namen nannte, tat der Alte ganz verwundert und rief aus: „Ei, mein Herr, sind Sie der Sohn des braven Mannes, dem ich so viel Dank und auch bis jetzt noch Geld schuldig bin? Ihr Herr Vater hat so viel Geduld mit mir gehabt, daß ich ein Bösewicht sein müßte, wenn ich ihn nicht treulich und redlich bezahlte. Sie kommen eben zur rechten Zeit, um zu sehen, daß es mir Ernst ist. Ich habe seit einigen Jahren immer Aufschub gebeten, nun aber sind mir, Gott sei Dank, einige ansehnliche Schuldposten eingegangen, und ich habe eine Einteilung gemacht, wo Ihr Herr Vater nicht vergessen ist. Ich bin ihm noch hundert Dukaten schuldig; zweihundert Taler liegen gleich parat, und wegen des Überrestes wird er mir ja wohl bis die nächste Messe Kredit geben." Er rief seine Frau herbei, welche ebenso erfreut schien, den jungen Menschen zu sehen, versicherte, daß er seinem Vater gliche, und sehr bedauerte, daß sie ihn wegen vieler Fremden die Nacht nicht beherbergen könnte. Wilhelm produzierte seine Papiere und Vollmachten, der Alte führte ihn in sein Comptoir und zahlte ihm die zweihundert Taler auf der Stelle in Golde aus. Wenn das so fort geht, dachte er bei sich selbst, so hat Werner wohl recht, daß es leichter ist, als man denkt, die Menschen zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten.

Die Stunde des Schauspieles nahte herbei, als man auf einmal die traurige Nachricht brachte, der neue Pfarrer, der erst einige Monate angezogen war, habe das Schauspiel untersagen oder vielmehr ankündigen lassen, er könne nicht zugeben, daß in seiner Gemeinde Komödie gespielt würde, bis sie eine Erlaubnis von dem Amte vorzeigten. Man hatte ihm vergebens vorgestellt, der Amtmann wisse nur sehr wohl darum, sei öfters selbst in den Stücken gewesen, er werde gewiß nichts dagegen einzuwenden haben, man könne nur unter drei Stunden nicht hin und her kommen; vergebens! er blieb auf seinem Kopfe, und die ganze Gesellschaft war in der größten Verlegenheit. Wilhelm übernahm es, ihn zu rektifizieren, ging zu ihm und hielt ihm die pathetischste Anrede. Der Geistliche war unbeweglich, und der junge Redner legte ihm Gründe aller Art vor; umsonst! denn jener blieb auf seiner Meinung und versicherte, daß er nicht abgehen könne noch wolle. Der unglückliche Abgesandte kehrte voll Zorn und Verdruß zurück, die ganze Gesellschaft war außer sich. Die Akteurs kamen angezogen herbeigelaufen und erzählten mit der größten Unruhe, daß Lampen und Lichter brennten und alles zum Winke bereit sei. Man schalt, man stampfte, man lief,

man schrie. Als der Lärm am ärgsten wurde, kamen Pferde vor die Türe, und der Oberforstmeister mit einigen Jägern stieg ab. Er wunderte sich höchlich über die Verwirrung, in der er das Haus fand, und worüber man ihm fast die gewöhnliche Ehrerbietung zu bezeigen vergaß. Da er die Ursache davon hörte, rief er aus: „Der Pfaff will euch nicht spielen lassen! ei! ei! ich will ihm ein Wörtchen in das Ohr sagen, wir sind gute Freunde, er wird mir es gewiß zu Gefallen tun.“ Er ging auch wirklich zu ihm und kam bald mit der Erlaubnis zurück, sie sollten nur anfangen. Wilhelm wünschte bei sich selbst die Gründe zu wissen, womit dieser Kavalier den Geistlichen überredet hätte; denn ich habe doch, wie mich dünkt, sagte er zu sich selbst, nichts vergessen, was ein vernünftiger Mensch bei dieser Gelegenheit sagen kann, und habe ihn nicht überzeugen können.

Die Gesellschaft wurde nunmehro in das Schauspielhaus geführt, welches eine Scheune war, die gleich am Garten lag. Die innere Dekoration verwunderte jedermann, denn sie war artig, obgleich ohne sonderlichen Geschmack. Einer von den Malern, welche auf der Fabrik arbeiteten, hatte bei der Dresdner Oper Hand gelangt. Leinwand und Farben kosteten wenig, und ihre Mühe ward durch die Sache selbst belohnt. Ihr Stück, das sie halb von einer herumziehenden Truppe geborgt, halb nach ihrer eigenen Weise zurechtgestutzt hatten, so schlecht es war, unterhielt die Zuschauer. Die Intrige, daß zwei Liebhaber ein Mädchen ihrem Vormunde und wechselsweise sich selbst entreißen wollen, brachte allerlei interessante Situationen hervor und machte den Gang des Stückes lebhaft. Ich sehe daraus, sagte Wilhelm bei sich selbst, daß die Alten recht haben, die behaupten, daß ein Stück, wenn es voller Handlung sei, auch ohne Sitten, ohne Schilderung wahrer Menschheit, doch gefallen und ergötzen könne. Dies, sagen sie, seien die Anfänge des Theaters gewesen, und ich glaube es fast, da es auch die Anfänge des unsrigen sind. Der rohe Mensch ist zufrieden, wenn er nur etwas vorgehen sieht, der gebildete will empfinden, und Nachdenken ist nur dem ganz ausgebildeten angenehm.

Aus seinen stillen Betrachtungen störte ihn der Tobacksdampf, der immer stärker und stärker wurde. Der Oberforstmeister hatte bald nach Anfange des Stücks seine Pfeife angezündet, und nach und nach nahmen sich mehrere diese Freiheit heraus. Noch einen schlimmern Auftritt machten die großen Hunde dieses Herrn, die man zwar ausgesperrt hatte, die aber bald den Weg zu einer Hintertüre hereinfanden, auf das Theater liefen, wider die Akteurs

rannten und durch einen Sprung über das Orchester ihren Herrn im Parterre aufsuchten.

Zum Nachspiel hatten sie einen Glückwunsch zusammengestoppelt, ein schlechtes Porträt des Alten auf einen Altar gestellt und mit Kränzen behängt, dem sie in demutsvollen Stellungen huldigten. Das jüngste Kind trat wohlaufgeputzt hervor und hielt eine Rede in sehr mittelmäßigen Versen, welche die ganze Familie und sogar den Oberforstmeister, der sich dabei an seine Kinder erinnerte, zu Tränen bewegte. Wie mächtig sind Lokalumstände auf die Herzen der Menschen, und wie rührend ist eine Feierlichkeit, wenn sie auch nicht in dem besten Geschmacke angestellt ist!

Zweites Kapitel

Nach einigen Tagereisen kam die Gesellschaft in eine mittelmäßige Stadt, wo ihre Verbindung aufhörte, ihr Fuhrmann wieder zurückging, wo sie ausruhen und ihre Geschäfte betreiben wollten.

Wilhelm gab seine Empfehlungsschreiben ab und mahnte mit ungleichem Erfolge mehrere Personen seines Verzeichnisses. Einige zahlten, einige entschuldigten sich, andere nahmens übel, andere leugneten. Nach seinem Auftrag sollte er gewisse Herrn verklagen, er mußte deswegen einen Advokaten aufsuchen und denselben instruieren. Diese Arbeit lag ihm so sauer auf, als man es sich nur denken kann, doch war er gewissenhaft und wollte es gerne recht machen.

Die Gesellschaft, in die er gezogen wurde, unterhielt ihn nicht besser. Gute Leute, die sechs Tage der Woche ordentlich hingingen, sich des Sonntags was Rechts zugute taten und außerdem jeden Abend mit Billard oder Lomber in einem geschloßnen Kränzchen zubrachten! Dies waren auch die Feierlichkeiten, womit sie ihn bewirteten, und man kann sagen, daß sie ihr Bestes dabei taten, ohne einen Augenblick zu zweifeln, ob ihr Gast sich ebensosehr in ihrer Gesellschaft als sie sich in der seinigen vergnügten. In seinem Wirtshause gefiel es ihm noch am besten, denn da ging es lustig zu und gab allerlei Veränderungen, die ihn interessierten. Eine große Gesellschaft von Seiltänzern, Springern, Gauklern, die einen starken Mann bei sich hatten, waren mit einer großen Anzahl Weiber und Kinder eingezogen und machten, indem sie sich auf eine öffentliche Erscheinung bereiteten, einen Unfug über den andern. Bald stritten sie sich mit dem Wirte, bald unter sich selbst, und wenn ihr Zank unleidlich war, so war das Bezeigen ihres Vergnügens ganz und gar

unerträglich. Auf dem Markte sah er ein weitläufiges Gerüste aufgeschlagen, die Schwingbretter angebracht, die Pfosten zu dem Schlappseile befestigt und die Böcke zu dem straffen Seile zurechtegestellt. Den andern Morgen ging der Zug fort, durch den die Stadt von dem Schauspiele benachrichtigt werden sollte, das man ihr bereitete. Vorauf ein Tambour und der Entrepreneur zu Pferde, hinter ihm eine Tänzerin auf einem ähnlichen Gerippe mit einem Kinde vor sich, wohl mit Bändern und mit Flintern herausgeputzt, darauf Paar und Paar die übrige Truppe zu Fuße, die Kinder in abenteuerlichen Stellungen auf ihren Schultern. Palliasso lief unter der andrängenden Menge drollig hin und her und teilte mit sehr begreiflichen Späßen, indem er bald ein Mädchen küßte, bald einen Knaben pritschte, seine Zettel aus und erweckte unter dem Volke eine unüberwindliche Begierde, ihn diesen Abend näher kennenzulernen. In den gedruckten Anzeigen waren die mannigfaltigen Künste der Gesellschaft, besonders eines Monsieur Narciß und einer Mademoiselle Landerinette herausgestrichen, welche beide als die Hauptpersonen des Stückes die Klugheit gehabt hatten, sich von dem Zuge zu enthalten, sich dadurch ein vornehmeres Ansehen zu geben und größere Neugier zu erwecken. Der Abend kam herbei, Wilhelm wurde in ein Haus geführt, wo große Gesellschaft versammelt war, und um die angezeigte Stunde füllte sich bald der Platz mit Volk und die Fenster mit Leuten einiger Art.

Palliaß bereitete erst die Versammlung mit einigen Albernheiten, worüber die Zuschauer immer zu lachen pflegen, zur Aufmerksamkeit und zur guten Laune vor. Einige Kinder mit seltsamen Verrenkungen erregten bald Verwunderung, bald Grausen, bald Mitleiden, weit mehr Vergnügen aber der Anblick, wenn die rüstigen Springer, bald hintereinander, bald alle zusammen, vorwärts und rückwärts sich in der Luft überschlugen. Ein lautes Händeklatschen und Jauchzen erscholl aus der ganzen Versammlung. Nun wurde die Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand gewendet, die Kinder eins nach dem andern mußten das Seil betreten, die ungeschicktesten zuerst, damit die Zeit ausgedehnet und die Schwierigkeit der Kunst sichtbar würde. Es zeigten sich auch einige von den Springern und eine erwachsene Frauensperson mit ziemlicher Geschicklichkeit; allein es war noch nicht Monsieur Narciß, noch nicht Mademoiselle Landerinette. Endlich traten auch diese aus einer Art von Zelt hinter ausgespannten roten Vorhängen hervor und erfüllten durch ihre angenehme Gestalt und zierlichen Putz die bisher glücklich genährte

Hoffnung der Zuschauer. Er, ein leichtes munteres Bürschchen von mittlerer Größe, schwarzen Augen und sehr vielen Haaren, sie nicht weniger niedlich, doch stark gebildet, wechselten sich auf einem Seile mit leichten Bewegungen, kühnen Sprüngen und seltsamen Posituren ab. Ihre Leichtigkeit, seine Verwegenheit, die Präzision, womit beide ihre Kunststücke ausführten, erhöhete mit jedem Schritt und Sprung das allgemeine Vergnügen. Der Anstand, womit sie sich betrugen, die anscheinende Bemühung der andern um sie gab ihnen das Ansehen als Herrn und Meister der ganzen Truppe, eines Ranges, dessen sie jeder wert halten mußte. Die Begeisterung teilte sich vom Volke den Zuschauern in den Fenstern mit, die Damens sahen nach Narzissen, die Herren nach Landerinetten, das Volk jauchzte, und das feinere Publikum enthielt sich nicht des Klatschens, kaum daß man noch über Palliassen lachte. Die Freude und der Zauber ward so groß, daß jeder vergaß, sich wegzuschleichen, als einige von der Truppe, um Geld zu sammeln, sich mit zinnernen Tellern durch die Menge drängten. „Sie haben ihre Sache gut gemacht", sagte Wilhelm zu seinem Reisegefährten, der bei ihm am Fenster stund. — „Mitunter", versetzte der andre, „das Mädchen ist ein wackeres frisches Ding." — „Sie haben alles gut gemacht", sagte Wilhelm; „ich bewundre ihren Verstand, womit sie auch geringe Kunststückchen, nach und nach zur rechten Zeit angebracht, geltend zu machen wußten, wie sie von den einfachsten, ja sogar von den Ungeschicklichkeiten ihrer Kinder anfingen und bis zu den zusammengesetztesten, künstlichsten ihrer Virtuosen fortfuhren." Der Gefährte war nicht Wilhelms Meinung, sondern versicherte vielmehr, es sei unerträgliches langweiliges Zeug von Kleinigkeiten, die zu nichts nützten als die Zeit zu verderben. Sie hätten ihre guten Kunststücke nacheinander wegmachen sollen, so wäre in einer Viertelstunde die Sache abgetan gewesen. — „Glauben Sie denn," versetzte Wilhelm, „daß das Publikum und die Leute dabei ihren Vorteil finden? Ists nicht einem jeden darum zu tun, eine Zeitlang abwechselnd unterhalten zu werden, und diesen, ihre Kunststücke in dem vorteilhaftesten Lichte zu zeigen?" — „Es ist ein Schlendrian und Handwerksgebrauch, ich habe es noch bei allen so gesehen." — „Es sei dem, wie ihm wolle," sagte Wilhelm, „so hat die Natur und die Erfahrung sie die besten Regeln gelehrt, und wenn sie die einigen Tage, die sie hier bleiben, immer so stufenweise fortfahren und heben, wie ich überzeugt bin, ihre besten Stücke zuletzt auf, so müssen sie eine große Wirkung tun und viel Geld gewinnen, welchen Geist und welchen Geschmack ich manchem Schriftsteller wünschte." Der Fremde,

dem mit solchen abstrakten Gesprächen nicht gedient war, fing an, die Reize Landerinettens durchzugehen, indes Wilhelm ihre Kunstfähigkeiten bestimmt auseinandersetzte.

Wilhelm hatte ganz recht gemutmaßet, denn den zweiten Tag war ihre ganze Kunst im Steigen. Die Anfänge, wenn ich so sagen darf, ließen sie ganz weg, doch ging alles in derselben Ordnung wie den vorigen Tag, sie machten einige neue, kompliziertere und gefährlicher scheinende Kunststücke mehr, die Späße des Palliaß waren dieselbigen, nur schienen sie immer mehr Wirkung zu tun, je mehr sie wiederholt wurden. Und wie uns ein denkender Mann gesagt, daß Übelstand ohne Schmerz, Größe ohne Stärke tiefe Quellen des Lächerlichen sind, so kann man hinzusetzen, daß vorsätzliche Ungeschicklichkeit, Ungeschicktes mit verborgener Kraft einen höchst komischen und angenehmen Eindruck machen.

Ebenso schnell stieg auch der Enthusiasmus für Herrn Narciß und Mamsell Landerinette, das Jauchzen, das Klatschen, das Bravorufen ward allgemein und immer allgemeiner, die Beutel taten sich auf, und die Einnahme war ansehnlich. Ein Fremder, der mit am Fenster war, bedaurte, daß ein gewisses Kind nicht mehr bei der Truppe sei, das verschiedene Kunststücke mit großer Geschicklichkeit und besonders den Eiertanz so schön, als er ihn niemals gesehen, ausgeführt hätte. Die Künstler verließen, da es Nacht werden wollte, das Gerüste und wurden von dem zudringenden Volke im Triumphe nach Hause gebracht.

Den dritten Tag, da die Anzahl der Menschen durch den Zulauf aus den benachbarten Ortschaften außerordentlich zugenommen hatte, rollte sich auch der Schneeball des Beifalls immer größer. Der Sprung über die Degen, durch das Faß mit den papiernen Böden, und was alles dazu gehört, brachte die Menge außer sich. Der starke Mann ließ zum allgemeinen Grausen, Entsetzen und Erstaunen, indem er sich mit dem Kopfe und den Füßen auf ein paar auseinander geschobne Stühle legte, auf den hohlschwebenden Leib einen Amboß stellen und darauf von drei wackeren Schmiedegesellen ein Hufeisen fertigschmieden.

Die sogenannte Herkulesstärke, wo eine Reihe Männer sich andern auf die Schultern stellen und diesen wieder andre, so daß es zuletzt eine lebendige Pyramide wird, die ein Kind, auf dem Kopf stehend, gleichsam als ein Knopf und Wetterfahne schließt, war noch nie in diesen Gegenden gesehen worden und endigte würdig das ganze Schauspiel. Herr Narciß und Mamsell Landerinette ließen sich in Tragesesseln auf den Schultern der übrigen durch die vornehmsten Straßen der Stadt unter dem lauten

Freudengeschreie des Volkes tragen. Man warf ihnen Bänder, Blumensträuße und seidene Schnupftücher zu und drängte sich, sie recht in das Gesicht zu fassen. Jedermann schien glücklich, sie anzusehen und von ihnen eines Anblickes gewürdiget zu werden.

Welcher Schriftsteller, welcher Schauspieler würde nicht glücklich sein, wenn er einen solchen allgemeinen Eindruck erregte, welche köstliche Empfindung müßte das werden, wenn man gute, edle, der Menschheit würdige Gefühle ebenso allgemein durch einen elektrischen Schlag ausbreiten und ein solches Entzücken dadurch unter den Menschen erregen könnte, wie diese Leute es durch ihre sichtbaren Stücke getan haben; wenn man dem Volke oder den Besten daraus das Mitgefühl alles Menschlichen geben und sie mit der Vorstellung des Glückes und Unglückes, der Weisheit und Torheit, des Unsinnes und der Albernheit entzünden und erschüttern und ihr stockendes Innere in Bewegung setzen könnte! Dann möchte vielleicht das vorgehen, was der alte Philosoph von dem Trauerspiele verspricht, daß es die Leidenschaften reinige. Mit solchen Gedanken unterhielt sich Wilhelm, als er nach Hause ging, nachdem er sich in der ganzen Gesellschaft vergebens nach einem Menschen umgesehen hatte, dem er diese Betrachtungen hätte mitteilen können.

Drittes Kapitel

Als Wilhelm in den Gasthof kam, traf er Herrn Narciß auf dem Vorsaal stehend an und ersuchte ihn, einen Augenblick mit ihm auf die Stube zu kommen. Er fand an ihm einen guten muntern Burschen, der mit großer Leichtigkeit und vielem Leichtsinne seine Schicksale erzählte und nichts weniger als Herr von der Truppe war. Als ihm Wilhelm zu seinem Sukzesse Glück wünschte, nahm er es mit ziemlicher Gleichgültigkeit auf. „Wir sind es gewohnt,“ sagte er, „daß man über uns lacht und unsere Künste bewundert, aber wir werden durch einen außerordentlichen Beifall um nichts gebessert, denn der Entrepreneur zahlt bei guter wie bei schlechter Einnahme jedem seine bestimmte Gage fort.“ Wilhelm erkundigte sich nach verschiedenem, das der andre alles pünktlich beantwortete und zuletzt eilig tat und sich beurlaubte. — „Wo wollen Sie denn so schnell hin, Monsieur Narciß?“ sagte Wilhelm. Der junge Mensch lächelte und gestand, seine Figur und Talente haben ihm einen Beifall zugezogen, an dem ihm mehr gelegen sei, er habe von einigen Frauenzimmern in der Stadt zärtliche Billetts erhalten und sei auf diesen Abend

und diese Nacht dringend eingeladen. Er fuhr fort, mit der größten Aufrichtigkeit seine Abenteuer zu erzählen, und hätte Namen, Straßen und Häuser angezeigt, wenn nicht Wilhelm, der sich vor einer solchen Indiskretion entsetzte, es abgelehnt und ihn entlassen hätte.

Sein junger Reisegefährte hatte inzwischen Mamsell Landerinetten unterhalten und gab bei dem Abendessen nicht undeutlich zu verstehen, mit was für Hoffnungen sie ihm geschmeichelt habe.

Es verstrichen noch einige Tage, die Wilhelm mit Einkassieren verschiedener Schuldposten zubrachte, und ob er gleich nicht mit Schärfe verfuhr, sehr gütig und nachsichtig war, so glückte es ihm doch, und er hätte mit dem, was er zu Hochstädt erhalten, beinahe funfzehnhundert Taler eingenommen. Davon Wernern in nächstem Briefe Nachricht zu geben und ihm den größten Teil zu überschicken, machte ihm eine außerordentliche Freude. Er empfahl sich auch einigen Handelsleuten, denen sein Wesen so wohl gefiel, daß sie Bestellungen machten, die er sorgfältig notierte. Endlich fand er vor gut, seine Reise weiter fortzusetzen, und weil hier seine Gesellschaft sich zerschlagen hatte, nahm er eine Postchaise, packte seinen Koffer auf und fuhr bei guter Zeit ab, um vor Nacht auf der nächsten Station anzulangen.

Die Zeit war ihm unter allerlei Gedanken verstrichen, die Nacht kam herbei, und er merkte, da der Postillon seinen Weg in dem Walde, in den sie geraten waren, bald hier-, bald dorthin nahm, daß er den rechten möchte verloren haben. Er fand es auch wirklich so, als er sich darnach erkundigte, doch versicherte der Schwager, er könne nicht weit von dem Orte seiner Bestimmung ab sein. Es war tief in der Nacht, als sie bei einem Dorfe anlangten und sich um die Gegend erkundigten. Sie waren ganz und gar von der Straße abgekommen, und indem sie sich von ihr in einem fast rechten Winkel entfernt hatten, lag die Station, wo sie hin wollten, wohin noch überdies kein grader Weg ging, auf sechs Stunden ab, und Wilhelm verlangte, daß der Postillon die Nacht über hier bleiben und ihn des andern Morgens dorthin bringen sollte. Der Postillon bat dringend, daß er ihn gerade nach Hause wieder zurückkehren lassen möge, er sei noch neu im Dienst und habe, weil er die Pferde so abgetrieben, alles von seinem Herrn zu befürchten; er wolle sagen, daß er ihn auf die nächste Station geliefert, und hoffe mit dieser Lüge durchzukommen; dafür wolle er ihm gegen ein Billiges einen alten Reisewagen des Pfarrers und Bauernpferde verschaffen, um die er sich schon erkundigt; diese könnten ihn an den nächsten Ort, welches eine

ansehnliche Landstadt sei und nur drei Stunden von hier liege, morgen früh beizeiten bringen, wo er alsdann wieder Postpferde nehmen und ohne Beschwerlichkeit in seine Route einfallen könnte. Der Wirt redete ihm selbst zu, und weil er gutmütig war, so ließ er es geschehen.

Des andern Morgens, als ihn sein neuer Fuhrmann gegen die Stadt brachte und er sie liegen sah, hörte er von demselben, daß eine starke Garnison drinne sei und daß man an den Toren scharf examiniere. Es kommt mir immer wunderbar vor, sagte Wilhelm bei sich selbst, wenn ich meinen Namen angeben und mich Meister nennen soll. Ich täte wahrlich besser, mich Geselle zu heißen, denn ich fürchte immer, ich werde in dem Gesellenstande stecken bleiben. Ich werde es auch zum Scherze tun, besonders da ich niemanden kenne und niemanden zu besuchen habe. Der Namen ist nicht wohlklingend, aber bedeutend; übersetzt kläng er auch besser, doch wir wollen bei unsrer Muttersprache bleiben. Er kam unter das Tor und wurde so aufgeschrieben. Es war noch früh, als er vor dem Gasthofe anlangte; der Wirt sagte ihm, daß seine meisten Zimmer von einer Truppe Komödianten, die sich hier befinden, genommen seien, doch werde er noch ein ganz artiges Stübchen vor sich finden, das in den Garten gehe. Muß mich denn das Schicksal, rief Wilhelm heimlich aus, immer zu diesen Leuten führen, mit denen ich doch keine Gemeinschaft haben will noch soll! Er antwortete dem Wirt, daß er kein Zimmer brauche, daß er nur einen Augenblick abtreten und alsdann Postpferde fordern wolle, um sogleich weiterzugehen.

An den Torpfosten war der gestrige Komödienzettel noch angeschlagen, und zu seiner größten Verwunderung fand er den Namen von Herrn und Frau Melina drauf. Ich muß ihnen doch einen Guten Morgen sagen, dachte er, und indem kam ein junges Geschöpf die Treppe heruntergesprungen, das seine Aufmerksamkeit erregte. Ein kurzes Westchen mit geschlitzten spanischen Ärmeln und weiten Beinkleidern stund dem Kinde gar artig, lange schwarze Haare hatte es in Locken und Zöpfe um den Kopf gewunden. Er sah es scharf an und konnte nicht gleich einig werden, ob er es für einen Knaben oder für ein Mädchen halten sollte, doch entschied er sich bald für das letztere und grüßte, als sie bei ihm vorbeikam, mit einem Guten Morgen diese Erscheinung, fragte, ob etwa Herr und Frau Melina schon aufgestanden wären. Mit einem schwarzen scharfen Seitenblick sah sie ihn an, indem sie an ihm vorbei und in die Küche lief, ohne zu antworten. Er schickte den Wirt hinauf und trat gleich nach ihm in die Stubentüre.

Viertes Kapitel

Madame warf, indem er hereintrat, einen weißen Mantel um, ihre tiefe Nachtkleidung zu verbergen, der Gemahl zog seine heruntergefallene Strümpfe hinauf und die Nachtmütze vom Kopfe. Man wollte einen Stuhl frei machen, ihn dem Hereintretenden anzubieten, aber der Tisch, das Bett, selbst der Ofen und das Fenstergesimse faßten nichts mehr. Man war sehr vergnügt, sich wiederzufinden, und Madame Melina besonders verbarg nicht ihre Absicht auf Wilhelms Achtung, sie machte einigen Anspruch auf Witz, Poesie und was darzu noch weiter gehören mag. Sie war ehemals während ihres verlängerten ehelosen Standes das Orakel ihres kleinen Städtchens, und die Anmaßung, womit sie sich Wilhelmen gegenwärtig zeigte, ließ sie freilich in keinem so vorteilhaften Lichte sehen, als wie sie damals im Glanze des Unglückes erschien. Ihre Bemühungen ließen Wilhelm kalt, oder vielmehr, er bemerkte sie ganz und gar nicht. Man führte Beschwerde über die Direktrice, denn es war eine Frau, die diese Truppe zusammenhielt, man schalt sie als eine üble Wirtin, die in guten Zeiten nicht zurücklege, vielmehr mit einem von der Truppe, den sie sich zum Günstling ausersehen, alles vertue, und wenn denn schlimme Wochen einfielen, genötigt sei, zu versetzen, und ihren Akteurs das Versprochene dennoch nicht bezahlen könne. Ja, sogar glaube man, sie habe noch außerdem Schulden, und es stehe nicht zum besten mit ihr, man müsse sich vorsehen.

Wilhelm erinnerte sich unter den Reden der sonderbaren Figur, die ihm begegnet war, und fragte nach ihr. „Wir wissen selbst nicht," sagte Madame Melina, „was wir aus dem Kinde machen sollen. Vor ohngefähr vier Wochen war eine Gesellschaft Seiltänzer hier, die sehr künstliche Sachen zeigte. Unter andern war auch dieses Kind dabei, ein Mädchen, das alles recht gut ausführte, besonders tanzte sie den Fandango allerliebst und machte verschiedene andere Kunststücke mit vieler Geschicklichkeit und Anstand, doch war sie immer still, wenn man mit ihr sprach oder sie lobte oder sie um etwas fragte. Eines Tages kurz vor der Abreise hörten wir einen erschröcklichen Lärm unten im Hause. Der Herr von dieser Truppe schalt entsetzlich auf das Kind, das er zur Stube hinausgeworfen hatte und das in der Ecke des Saales unbeweglich stand. Er verlangte mit Heftigkeit etwas von ihm, das es, wie wir aber hörten, zu tun sich weigerte. Er holte darauf eine Peitsche und schlug unbarmherzig auf das Kind zu, es rührte sich nicht, verzog das Gesicht kaum,

und es überfiel uns ein Mitleiden, daß wir herunterliefen und uns in die Sache mischten. Der ergrimmte Mann schalt nunmehr auf uns und schlug immer zu, bis er endlich, von uns aufgehalten, seinen Unwillen in einen ungeheuren Strom von Worten ausgoß. Er schrie, stampfte und schäumte, und soviel wir verstehen konnten, hatte das Kind sich geweigert zu tanzen und war weder mit Bitten noch mit Gewalt zu bewegen gewesen. Es sollte auf das Seil, es tat es nicht, viele hundert Menschen waren herbeigelaufen, den angekündigten Eiertanz zu sehen, man forderte ihn laut, aber vergebens. Der Unternehmer ward rasend, da das Publikum unwillig auseinanderging und unter diesem Vorwande nicht bezahlte. ‚Ich schlage dich tot‘, rief er aus, ‚ich lasse dich auf der Straße liegen, du magst auf dem Miste sterben, du sollst von mir keinen Bissen mehr nehmen!‘ Unsere Direktrice, die dabeistund und lange ein Aug auf das Kind gehabt hatte, weil das Mädchen, welche sonst die Fiamette in der Gouvernante spielte, ihr vor kurzem entführt worden war und uns auch ein Kammermädchen abging, wozu sie es zu brauchen glaubte, war gleich mit ihren gewöhnlichen Kunstgriffen hinter dem erzürnten Manne her und suchte ihn zu überreden, das beste sei, er gäbe das Kind weg. Sie erreichte auch ihre Absicht, und in der ersten Hitze überließ er das Geschöpf mit der Bedingung, daß man eine gewisse Summe für ihre Kleider bezahlen sollte, die ziemlich hoch angeschlagen waren. Madame de Retti, nicht faul, bezahlte das Geld auf der Stelle und nahm die Kleine mit auf ihre Stube. Es verging keine Stunde, als es den Seiltänzer reute und er das Kind wiederhaben wollte. Unsere Prinzipalin wehrte sich tapfer, sie drohte, daß, wenn er noch einen Augenblick drauf bestünde, so wollte sie seine Grausamkeit gegen das Kind bei dem Oberamtmann anzeigen, der ein sehr gerechter und strenger Mann sei, und er sollte gewiß nicht mit heiler Haut davonkommen; dadurch ließ er sich abschröcken, und nach einigem Wortwechsel blieb das Kind unser. Es hat uns aber schon hundertmal gereut, daß wir uns der Kreatur angenommen haben. Sie ist uns zu gar nichts nütze. Auswendig lernt sie sehr geschwind, spielt aber erbärmlich. Es ist nichts aus ihr zu bringen. Sie ist sehr dienstfertig, tut nur eben das nicht, was man von ihr verlangt; wir hätten sie hundertmal selbst prügeln mögen. Den ersten Morgen, als sie bei uns geschlafen hatte, kam sie in den Knabenkleidern, in denen Sie sie gesehen haben, hervor und ist bisher nicht zu bewegen gewesen, sie abzulegen. Als unsere Direktrice sie halb im Scherze und halb im Ernste fragte, wie sie nun das ausgelegte Geld wieder

ersetzen wollte, antwortete sie: ‚Ich will dienen!‘ Und von der Zeit an leistet sie unverlangt der Direktrice und der ganzen Gesellschaft alle Dienste, auch die niedrigsten, mit einer Eile, einer Pünktlichkeit, mit einem guten Willen, der uns wieder mit ihrem halsstarrigen Wesen, mit ihren schlechten Talenten zum Theater aussöhnt.“ Wilhelm verlangte, sie näher zu sehen, und Melina ging, sie zu holen. „Du hast dem Herren“, sagte Frau Melina, als das Kind hereintrat, „diesen Morgen nicht gedankt.“ Es blieb an der Türe stehen, als wenn es gleich wieder hinausschlüpfen wollte, legte die rechte Hand vor die Brust und die linke vor die Stirne und bückte sich tief. „Tritt näher, liebe Kleine“, sagte Wilhelm. Sie sah ihn mit unsicherm Blick an und kam herbei.

„Wie nennst du dich?“ fragte er. — „Sie heißen mich Mignon“, antwortete sie. — „Wieviel Jahre hast du?“ — „Es hat sie niemand gezählt.“ — „Wer war dein Vater?“ — „Der große Teufel ist tot.“ Die letzten Worte erklärte man ihm, daß ein gewisser Springer, der vor kurzem gestorben und sich den großen Teufel nannte, für ihren Vater sei gehalten worden. Sie brachte ihre Antworten in einem gebrochenen Deutsch und mit einer Art vor, die Wilhelmen in Verwirrung setzte; dabei legte sie jedesmal die Hände an Brust und Haupt und neigte sich tief.

„Was soll nun diese Gebärde bedeuten“, sagte Frau Melina, „das ist wieder etwas Neues; so hat sie alle Tage etwas Sonderbares.“ Sie schwieg, und Wilhelm konnte sie nicht genug ansehen. Seine Augen und sein Herz wurden unwiderstehlich von dem geheimnisvollen Zustande dieses Wesens angezogen. Er schätzte sie zwölf bis dreizehn Jahre. Ihr Körper war gut gebaut, nur daß ihre Knöchel und Gelenke einen stärkern Wachstum versprachen oder einen zurückgehaltnen ankündigten. Ihre Bildung war nicht regelmäßig, aber auffallend, ihre Stirne kündigte ein Geheimnis an, ihre Nase war außerordentlich schön und der Mund, ob er schon ein wenig aufgeworfen war und sie manchmal mit demselben zuckte, doch noch immer treuherzig und reizend. Ihre Gesichtsfarbe war bräunlich, mit wenigem Rot ihre Wangen besprengt, überhaupt von der Schminke sehr verdorben, die sie auch jetzo nicht anders als mit dem größten Widerwillen auflegte. Wilhelm sah sie noch immer an und schwieg und vergaß der Gegenwärtigen über seiner Betrachtung. Frau Melina weckte ihn, indem sie dem Kinde ein Zeichen gab, das nach einem Bücklinge wie oben blitzschnell zur Türe hinausfuhr.

Wilhelm konnte diese Gestalt nunmehr nicht loswerden. Er hätte gerne immerfort gefragt und immerfort von ihr erzählen hören, als

Frau Melina es nun für genug hielt und das Gespräch auf ihr eigen Talent, Spiel und Schicksal brachte.

Fünftes Kapitel

Es war bald beschlossen, daß Wilhelm heute bleiben, die Bekanntschaft der Direktrice und der übrigen Gesellschaft machen, darauf diesen Abend die Komödie ansehen sollte; morgen früh beizeiten könne er abfahren. Die Reizung war zu groß, als daß er lange hätte widerstehen können, ob er gleich im Anfange einige Schwierigkeiten machte; denn er hatte Wernern versprochen, einen gewissen Tag in einer benannten Stadt zu sein. Dieser Termin ruckte heran; er hatte sich an dem letzten Orte schon länger, als er sollte, aufgehalten, durch den Irrtum des Postillons war er wieder verspätet worden. Des Gehorsames und der Ordnung von jeher gewohnt, hielt er Pflicht und Versprechen um seinetselbst willen heilig, weil er sich nur achtete, insofern er sie erfüllte. Doch seine Neigung überwog alles, er blieb mit dem festen Vorsatze, morgen ganz früh wegzureisen. Madame Melina bat ihn zu Tische, er lud sie nebst ihrem Manne auf sein Zimmer, bestellte das Essen, und als ihn der Wirt nach seinem Namen fragte, den er abends bei dem Kommendanten einzureichen verpflichtet war, gab er sich hier an, wie er sich im Tore genannt hatte, und bat seine Freunde, ihn auch so zu nennen und seinen bekannten Namen zu verschweigen. Bei Tische ging es sehr lustig zu. Madame tat alles mögliche, zu gefallen, ihr Ehegatte machte mitunter einen trocknen Spaß, und Wilhelmen, dem es zum ersten Male seit langer Zeit ganz frei ums Herz wurde, war offen, lebhaft und unterhielt sich mit vielem Feuer von seinen Materien. Man ließ sich den Wein, der durch einen Zufall gut war, schmecken und vergaß des Aufstehens.

Es fehlte Madame Melina nicht an einer Art von Verstand, nur war ihr Geist und Witz nicht ausgebildet. Sie fand manchmal das Gute, doch oft fiel sie aus dem Übertriebenen in das Gemeine. Die Epoche ihrer ersten, vorzüglichsten Bildung war in die Zeit der Bremischen Beiträge gefallen, sie hatte ihre Partie wider Gottscheden genommen und war auch meistens da stehengeblieben, außer daß Lessings Stücke, die von Zeit zu Zeit auf dem Theater erschienen, ihrem Geiste wieder eine andere Wendung gegeben hatten. In ihrem ledigen Stande war sie in Gelegenheitsgedichten und Madrigalen nicht unglücklich gewesen, und der

Truppe hatte sie einige Prologe geschrieben und mit großem Beifall vorgebracht. Sie rezitierte ihrem Wirte einen und den andern, der daran lobte, was zu loben war. Keine fremde Sprache kannte sie, keine auswärtige Literatur, und also war ihr Kreis ziemlich enge. Er durfte noch viel enger sein, und Wilhelm hätte sie in seiner Unschuld für ein ausgebreitetes Genie gehalten, denn sie war das, was ich mit einem Worte eine Anempfinderin nennen möchte. Sie wußte jemanden, um dessen Achtung es ihr zu tun war, mit einer besondern Aufmerksamkeit zu schmeicheln, in seine Ideen, solang es reichte, einzugehen, sobald sie über ihren Horizont waren, mit Ekstase eine solche ihr neue Erscheinung aufzunehmen, sie verstand zu fragen, zu schweigen, und ob sie gleich kein tückisches Gemüt hatte, mit großer Vorsicht aufzupassen, wo des andern schwache Seite sein möchte. Tue man hinzu, daß sie, obgleich nicht mehr jung, doch wohlerhalten war, freundliche Augen und einen hübschen Mund hatte, wenn sie ihn nicht verzog, so wird man begreifen, daß unser Held sich in ihrer Gesellschaft ganz wohl befand.

Die Zeit zum Schauspiele kam herbei, ohne daß man die Direktrice gesprochen hatte. Man gab Holbergs Bramarbas. Madame Melina beschwerte sich über die Rolle der Leonore, über das Platte und Geschmacklose des Stückes, an dem das Publikum einen großen Gefallen zeige. Man schied, und Wilhelm ging nach der Bude. Er fand gar bald die Akteurs, wie er sie zu sehen schon gewohnt war, meistens Leute, die noch in der extemporierten Komödie mitgespielt und sich an einen gewissen individuellen Schritt gewöhnt hatten, in welchem sie sich so sehr gefielen, daß sie auch dieses Stück gleichsam als ein Szenario ansahen und ihm mit Zusätzen und Possen eine noch breitere Gestalt gaben, als es von Natur hatte. Leonore war so artig, als sie heraustrat, ihren Freund sogleich mit den Augen aufzusuchen und einige von denen guten Lehren, über die er sich bei Tische ausgebreitet, sowohl bei dem Rezitieren als in ihren Gebärden nach bester Möglichkeit anzuwenden und zu benutzen. Dies gefiel ihm wohl, und ob sie gleich selten zum Vorscheine kam, vergaß er doch wie gewöhnlich aller übrigen und lobte sie sehr, indem er sie nach Hause führte, über ihr Spiel Anmerkungen machte und sie versicherte, daß sie es weit bringen würde, wenn sie aufmerksam auf sich selbst und auf die Kunst sein wollte. Dieser Diskurs ward auf ihrem Zimmer, wohin sie Wilhelm begleitete, fortgesetzt, man vergaß auch diesmal, die Direktrice zu besuchen, wie man sich vorgesetzt hatte, und man bemerkte nicht eher, daß es spät war, als bis Herr Melina in das

Zimmer trat. — „Ach!" rief sie aus, „wie glücklich wäre ich, wenn ich Ihres Unterrichtes genießen könnte! wieviel glücklicher, wenn Sie mich alle meine Rollen spielen sehen könnten! wie, wenn ich von Ihnen lernen könnte, sie zu spielen!"

Wilhelm zeigte sein Bedauern, man drang auf ihn, noch den morgenden Tag zuzugeben, wo nicht gespielt würde, wo nur frühmorgens eine Probe sei, in welcher er Madame de Retti kennenlernen und man sich übrigens den Tag auf das angenehmste unterhalten könne. Die beiden Eheleute wurden dringend, und sie besonders tat so artig, so halb vertraut und nahm es zuletzt als unmöglich an, daß sie jetzo von ihm Abschied nehmen könnte, daß es ihm auch ohnmöglich ward und er zu bleiben versprach.

Als er auf seine Stube kam und seine Sachen musterte, vermißte er die große lederne Brieftasche, worinnen er alle Dokumente und die zu seinem Geschäfte nötige Papiere mit sich führte. Anfangs erschrak er, doch bald fiel ihm ein, daß er solche habe bei einem Freunde an dem Orte seines letzten Aufenthaltes stehen lassen. Dort waren noch einige Sachen zurückgeblieben, und er hatte gebeten, man möchte sie ihm nachschicken, wenn er seine Ankunft in einer bestimmten Stadt würde gemeldet haben. Er beruhigte sich deswegen bald und dachte, es mag alsdann alles miteinander kommen, der Aufenthalt kann so groß nicht sein.

Des andern Morgens stieg er früh auf, er fand das ganze Haus noch stille, nur Mignon war schon auf dem Gange. Er tat freundlich gegen das Kind, redete es an, fragte verschiedenes. Es sah ihm scharf in das Gesicht, antwortete aber auf keine Frage und bezeigte nicht die mindeste Rührung noch Neigung zu ihm. Es schien ganz gefühllos. Endlich griff er in die Tasche und reichte ihm ein Stück Geld; die Gesichtszüge der kleinen Kreatur wurden heiterer, sie schien zu zweifeln und zauderte, es zu nehmen; endlich da sie sah, daß es Ernst war, fuhr sie hastig zu und besah die Gabe mit einem sichtbaren Vergnügen in ihren Händen. Er gab nachher Frau Melina seine Verwunderung über die starke Neigung des Kindes zu dem Gelde zu erkennen. „Ich kann Ihnen dieses Phänomen erklären", sagte sie. „Kurz nachdem die Prinzipalin dieses seltsame Geschöpf dem Seiltänzer abgenommen hatte, sagte sie einmal zu ihm: ‚Nun bist du mein, du kannst dich nur gut aufführen.' — ‚Ich bin dein', versetzte Mignon, ‚ich habe wohl gesehen, daß du mich gekauft hast, was hast du bezahlt?' Die Prinzipalin sagte aus Scherz: ‚Hundert Dukaten; wenn du mir sie wiedergibst, so sollst du frei sein und hingehen, wo du hin willst.' Seit der Zeit merken

wir, daß sie Geld sammelt; wir schenken ihr manchmal Pfenninge, und sie hat mir eine große Schachtel mit Kupfergelde aufzuheben gegeben, daß wir auf den Verdacht gekommen sind, sie sammle zu ihrer Ranzion, zumal da sie neulich fragte, wieviel Pfenninge auf einen Dukaten gingen."

Sechstes Kapitel

Um zehn Uhr fand sich Wilhelm auf dem Theater ein, und die ganze Truppe versammelte sich um ihn. Er sah sich um und suchte, ob er eine Gestalt fände, die ihn anzöge, und glaubte bald in diesem, bald in jenem Blicke Teilnehmung zu finden. Madame de Retti, die hereintrat, zog endlich allein seine Aufmerksamkeit auf sich. Ihr ganzes Wesen war männlich, ihr Gang und Betragen stolz, ohne beleidigend zu sein. Die andern stunden als ihre Hofleute um sie herum. Dem Fremden begegnete sie mit Freundlichkeit und Achtung. Während der Probe setzte sie sich zu dem Ankömmlinge, um ihn von theatralischen Angelegenheiten zu unterhalten. Dabei war sie unverwendet aufmerksam auf das Spiel der Akteurs. Den einen ermunterte sie durch einen Scherz, mit dem andern ging sie schon nicht so glimpflich um. Die Neulinge in der Kunst wies sie zurechte, und den Eingebildeten sagte sie ein belehrend Wort, ohne sie zu beleidigen oder zu beschämen. In der Stille bedauerte sie gegen Wilhelmen, daß es so wenig Schauspielern Ernst sei, und besonders, daß man sie dahin nicht bringen könne, die Proben wichtig zu traktieren. Ihre Gesinnungen hierüber hörte unser Freund sehr gerne, weil es die seinigen waren. „Ein Schauspieler", sagte er, „sollte nichts Angelegneres haben, als auf das pünktlichste zu memorieren. Schon bei der ersten Probe sollte er seine Rolle ganz auswendig wissen, um alsdann die vielerlei Schattierungen, die sie annimmt, sorgfältig zu studieren. Sein Gehen und Kommen, Bleiben und Stehen, sein Tun und Lassen und jede Gebärde sollte er in den verschiedenen Proben verschiedentlich durchdenken, um sich dadurch des Mechanischen zu versichern, daß er bei der Aufführung sich ganz seinem Herzen, seiner Laune und dem Glück überlassen könnte. Dadurch würde auch eine Mannigfaltigkeit in sein Spiel kommen, daß ein Stück bei mehreren Vorstellungen den Zuschauern immer neu bliebe. Wie verschieden kann der Sänger eine einzige haltende Note, einen einzigen Gang ausdrücken, ohne aus dem Charakter der Arie hinauszugehen, wenn er Methode hat und abwechselnde Manieren mit Geschmack anzuwenden weiß. Ebenso ist es auch mit den Rollen, wo ein eingeschränkter Akteur

nur Ketten und Banden, ein kluger und gewandter Schauspieler aber eine freie Laufbahn erblickt."

Madame de Retti war sehr erfreut, die guten Lehren, welche sie so oft ihren Schauspielern und meist vergebens gepredigет, aus dem Munde des Dritten zu hören. Das Gespräch wurde lebhafter, und Wilhelm war schon von ihren großen theatralischen Einsichten ganz bezaubert. Man vergaß der Probierenden zu nicht geringem Verdrusse der Madame Melina, die sich unter ihnen befand und die Aufmerksamkeit ihres neuen Freundes von sich abgelenkt sah. Wilhelm war nunmehro ganz in seinem Elemente und fast das erstemal in seinem Leben im Gespräch über seine Lieblingsmaterie mit einer Person, die darinne weit bekannter war als er, die durch ihre Erfahrung das bestätigen, ausbreiten, berichtigen konnte, was er sich in seinem Winkel ausgedacht hatte. Wie vergnügt war er, wenn er mit ihr zusammentraf, wie aufmerksam, wenn ihm etwas Neues aufstieß, und wie sorgfältig im Fragen und im Zergliedern, wenn sie mit ihm nicht einer Meinung war! Sie berief sich im Gespräche auf verschiedene Stücke, die er von ihr und ihrer Truppe sollte aufführen sehen.

Seine Zweifel waren geschwinder als gestern gehoben, er versprach, noch einige Tage dazubleiben, und überlegte bei sich selbst, seine Reise sei ja ohnedies willkürlich und eine Woche auf oder ab würde an denen Schuldforderungen, die nunmehro schon Jahre stehen, nicht viel verschlimmern. Er überließ sich ganz seiner Neigung, und in der Gesellschaft beider Frauen, mit Gesprächen, Lesen, Rezitieren, mit dem Besuche des Schauspieles und der Unterhaltung darüber verstrich eine Woche und noch eine, ehe er es bemerkte.

Ehe der Mensch sich einer Leidenschaft überläßt, schaudert er einen Augenblick davor, wie vor einem fremden Elemente; doch kaum hat er sich ihr ergeben, so wird er, wie der Schwimmer von dem Wasser, angenehm umfaßt und getragen, er befindet sich in dem neuen Zustande wohl und gedenkt nie eher an den festen Boden, bis ihn die Kräfte verlassen oder der Krampf ihm droht, ihn unter die Wellen zu ziehen.

Auch ward ihm Mignons Gestalt und Wesen immer reizender. In allem seinem Tun und Lassen hatte das Kind etwas Sonderbares. Es ging die Treppe weder auf noch ab, sondern es sprang, es stieg auf den Geländern der Gänge weg, und ehe man sichs versah, saß es oben auf dem Schranke und blieb eine ganze Weile ruhig. Auch hatte Wilhelm bemerkt, daß es für jeden eine besondere Art von Gruß hatte, und seit einiger Zeit begrüßte sie ihn mit beiden über die Brust geschlagnen

Armen. Manche Tage antwortete sie mehr auf verschiedene Fragen und immer sonderbar; doch konnte man nicht unterscheiden, ob es Witz oder Mangel des Ausdruckes war, indem sie ein gar gebrochenes, mit Französisch und Italienisch durchflochtenes Deutsch sprach. In seinen Diensten war es unermüdet, früh mit der Sonne auf; abends verlor es sich zeitig, und Wilhelm erfuhr erst spät, daß es in einer Dachkammer auf der nackten Erde schlafe und durch nichts zu bewegen sei, ein Bett oder einen Strohsack anzunehmen. Er fand sie oft, daß sie sich wusch, und sie war immer reinlich gekleidet, obgleich fast alles doppelt und dreifach an ihr geflickt war.

Man sagte ihm auch, daß sie alle Morgen ganz frühe in die Messe ging, und da er nach einem sehr frühen Spaziergang, den er gemacht hatte, bei der Kirche vorbeiging und hineintrat, so fand er sie in einer Ecke bei der Kirchtüre mit ihrem Rosenkranze knien und sehr andächtig beten. Sie bemerkte ihn nicht, er ging nach Hause und machte sich tausend Gedanken über diese Gestalt und konnte sich nichts Bestimmtes dabei denken.

Siebentes Kapitel

Da man zusammen in einem Hause wohnte und Gelegenheit hatte, sich jederzeit zu sehen, wurde man bald vertrauter, und die beiden Frauens nahmen Wilhelmen in die Mitte, jede suchte ihn anzuziehen, jede fand ihn angenehm, und daß man spürte, er habe Geld und sei nicht karg, sprach sehr mit zu seiner Empfehlung. Er, ohne daß die mindeste Zärtlichkeit sich in seine Empfindung gemischt hätte, befand sich zwischen beiden Weibern sehr behaglich. Madame de Retti erweiterte seinen Geist und vermehrte seine Kenntnisse, indem sie ihm von sich, ihren Talenten, Unternehmungen und Schicksalen sprach. Madame Melina zog ihn an, indem sie von ihm zu lernen und sich nach ihm zu bilden suchte. Jene erwarb sich unmerklich eine Gewalt über ihn durch ihren entschiedenen und herrischen Charakter, diese durch ihre Gefälligkeit und Nachgiebigkeit, so daß er bald allein von beider Willen abhing und ihm beider Gesellschaft höchst notwendig wurde. Es währte nicht lang, so wurde man bekannter und vertrauter. Wilhelm verschwieg Madame Melina seine Leidenschaft zu Mariannen nicht und fand in einer schmerzhaften Wiederholung seiner Geschichte das größte Vergnügen. Der Prinzipalin entdeckte er die Geheimnisse seiner Autorversuche, rezitierte ihr Stellen aus seinen Stücken, die von ihr mit großem Lobe und mit

vorteilhaften Vergleichungen aufgenommen wurden. Dagegen hatten sie ihm nichts als ihre Finanzgeheimnisse zu entdecken, dabei jene ganz aufrichtig zu Werke ging, diese aber nicht mehr offenbarte, als sie glaubte, daß rätlich sei.

Sie hatten sich oft und so weitläufig über das Geistreiche und Vortreffliche der Kunst unterhalten, und in der Ausführung blieben sie leider immer weit zurück. Der Mißstand schlechter und ungehöriger Kleider fiel Wilhelmen, der sehr viel auf das Kostüm hielt, am meisten auf. Madame Melina zuckte die Achseln und gestand ihm, daß ihre besten Sachen, und zwar für eine Kleinigkeit von funfzig Talern versetzt seien, wovon die Juden ihr nur zur Not manchmal zu einem Abend der Aufführung ein Stück wieder verabfolgen ließen, welches sie teuer bezahlen müsse. Kaum erfuhr dies Wilhelm, als er mit sich zu Rate ging, und er fand gar bald Anlaß und Ursache genug, diese Summe an seine gute Freundin zu borgen, besonders da er durch ihr Versprechen, ihn auf das baldigste wieder zu bezahlen, gesichert ward.

Der Pfandinhaber wurde herbeigerufen, es fanden sich auch noch einige Sachen des Herrn Gemahls dabei, es waren Interessen zu berichtigen, so daß es sich über siebenzig Taler belief, die er jedoch gerne hinzahlte. Diese großmütige Handlung blieb, wie natürlich, nicht verschwiegen, und Madame de Retti fand es bequem, auch von diesen Gesinnungen Vorteil zu ziehen. Denn wie wir schon oben gehört haben, stand es wirklich mit ihr auf dem schlimmsten. Sie hatte auf ihrer ganzen Fahrt durch die Welt mit allen ihren Talenten wenig erobert und nichts gespart. Was sie an großen Orten zu Zeiten des Glückes erworben hatte, ging auch sogleich in lustigem Leben wieder fort. Ihr unruhiger Charakter ließ sie von glücklichen Umständen wenig Vorteil ziehen, und ihr herrschsüchtiges und unbiegsames Wesen konnte sich in bösen Zeiten zum Nachgeben und zur Gefälligkeit nicht herabstimmen. Sie hungerte oft als Prinzipalin, wo sie als untergebene Aktrice einer andern Truppe ein reichliches Auskommen hätte finden können.

Man sprach von verschiedenen Trauerspielen und andern wichtigen Stücken, die man dem neuen Gaste zu Ehren gern gegeben hätte. Man ließ ihn merken, daß er sowohl Kenner als Liebhaber und Beschützer des Theaters sei; man wiederholte es von allen Seiten und wußte es so zu bringen und zu legen, daß er sich endlich entschloß, auch hier der bedrängten Schauspielkunst, die er so oft in Prologen durch den Apollo hatte beschützen sehen, in eigener Person zu Hülfe zu kommen. Er sagte sich

vor, daß er auf das Geld, welches er einkassieret, auch wieder einiges Recht habe, um es gelegentlich anzuwenden, daß es doch nur wie verloren Geld sei, daß er auf seiner Reise wieder sparen wolle und daß es ja auch hier sicher genug stehe, indem man ihm die ganze Garderobe zu verschreiben versprach. Es wurde ihm nunmehro ganz leicht, seiner bedrängten Freundin dreihundert Taler zuzusagen und letzt vierhundert Taler auszuzahlen. Herr Melina, der zuerst von diesem Handel abzuraten schien, übernahm nunmehro die Legalität desselben, ließ einen Notarius kommen und die Verschreibung in bester Form ausfertigen. Dadurch wurden die gefangenen Helden und Sultanen befreit, die reichen Kleider los, es kam ein Leben unter die Truppe, die Abwechselung ihrer Stücke zog Zuschauer herbei, die Einnahme war stärker als jemals, Wilhelm schoß noch einiges Geld zu, um die alten Dekorationen aufzufrischen, man faßte neuen Mut; Madame de Retti, indem sie ihren heimlichen Gläubigern hier und da etwas abtragen konnte, erhielt wieder Kredit, man aß, man trank, lebte herrlich und in Freuden, versicherte und schwur, daß man in dieser Jahreszeit — der Frühling war schon weit vorgerückt — noch niemals eine so glückliche Theaterepoche erlebt habe.

Achtes Kapitel

Am allerlustigsten ging es zu, wenn Wilhelm sie einlud und auf seine Kosten traktierte; da zeigten sie sich so fröhlich und guten Mutes, als wenn sie den Mangel nicht kennten oder nie zu befürchten hätten. Eines Tages, als sie bei einer solchen Mahlzeit saßen, fiel es ihnen ein, die Charaktere verschiedener Personen nachzuahmen, und ein jeder wählte sich etwas Besonderes. Der eine stellte einen Betrunkenen vor, der andere einen pommerischen Edelmann, einer einen niedersächsischen Schiffer, der andre einen Juden, und als Wilhelm und Madame Melina nichts für sich finden konnten, weil sie in der Nachahmung nicht sehr geübt waren, so sagte Madame de Retti scherzend: „Sie können nur die Verliebten spielen, denn dies ist wohl das allgemeinste Talent.“ Sie selbst machte, indem sie einen runden Strohdeckel statt des Hütchens sich auf den Kopf band, eine Tirolerin auf das artigste, welches um so angenehmer auffiel, als ihre neckischen Einfälle und ihr drolliges Wesen mit der Hoheit, die man sonst an ihr gewohnt war, einen gefälligen Kontrast machten. Sie hatten angenommen, als wären sie eine Gesellschaft, die sich auf dem Postwagen zusammengefunden, im Wirtshause gegenwärtig

abgestiegen und im Begriffe sei, bald wieder fortzufahren. Ein jeder spannte seine Einbildungskraft an, aus den gemeinen Vorfällen, die solchen Gesellschaften zu begegnen pflegen, die merkwürdigsten und komischsten Situationen herauszuziehen und sie mit mehr oder weniger Geschmack anzuknüpfen und auszuführen. Man beschwerte sich, man schraubte einander, Vorwürfe, Drohungen, lustige Aussichten, und was nur erdenklich war, wurden in Bewegung gebracht, daß Wilhelm zuletzt, dem seine Rolle ohnedem diesmal nicht sehr natürlich war, als Zuschauer herzlich lachte und der Prinzipalin versicherte, daß ihn lange kein Stück so wohl unterhalten habe.

„Wie leid ist es mir," sagte sie, „daß wir um das Extemporieren gebracht sind, es hat mich hundertmal gereut, daß ich selbst mit schuld daran gewesen; nicht daß man hätte die alten Unschicklichkeiten beibehalten und gute Stücke nicht darneben aufführen sollen. Wenn man nur einmal die Woche extemporiert hätte, so wäre der Akteur in der Übung, das Publikum in dem Geschmack an dieser Art geblieben, und man hätte mancherlei Nutzen herausziehen können, denn das Extemporieren war die Schule und der Probierstein des Akteurs. Es kam nicht darauf an, eine Rolle auswendig zu lernen und sich einzubilden, daß man sie spielen könne, sondern der Geist, die lebhafte Einbildung, die Gewandtheit, die Kenntnis des Theaters, die Gegenwart des Geistes zeigte sich mit jedem Schritt auf das klärste; der Schauspieler war durch die Not gezwungen, sich mit allen Ressourcen, die das Theater anbietet, bekannt zu machen, er wurde darauf recht einheimisch, wie der Fisch im Wasser, und ein Dichter, der Gabe genug gehabt hätte, diese Werkzeuge zu brauchen, würde auch auf das Publikum einen großen Effekt gemacht haben. Allein ich ließ mich leider von den Kunstrichtern hinreißen, und weil ich selbst ernsthaft war, an Possen und Schwänken keinen Gefallen hatte und mich glücklich fand, eine Chimene, Rodogune, Zaire, Merope vorzustellen, hielt ich mich und meine Truppe für zu vornehm, als daß ich die Zuschauer wie bisher belustigen sollte. Ich verbannte den Hanswurst, begrub den Harlekin, und wenn diesen durch die Umstände erlaubt gewesen wäre, ein eigenes Theater zu errichten, so hätten sie mich als eine Königin, die ihren Minister und General zu Zeit der Not abdankt und darüber schwachen und platten Widersachern in die Hände fällt, gar trefflich parodieren können. Und welcher deutsche Schriftsteller hat uns bisher für das, was wir hingegeben, entschädigt? Wenn wir die Übersetzung der Molierischen Stücke nicht gehabt hätten, wir hätten

uns nicht zu retten gewußt, da unsere besten Originalschauspiele das Unglück haben, nicht theatralisch zu sein."

Wilhelm versetzte eins und das andere dagegen, als sie dem Akteur, der den Juden vorstellte und gegen ihr über saß, zurief: „Nicht wahr, Alter, wenn wir Verstand und Glück genug gehabt hätten, unsern Plan zu rechter Zeit auszuführen, so hätten wir den Deutschen ein treffliches Geschenk machen können, das der Grund eines Nationaltheaters geworden wäre und von den besten Köpfen hätte benutzt und verfeinert werden können. Wir sprachen oft über die Vorteile der italienischen Masken, über das Interesse, daß jeder einen bestimmten Charakter, Heimat und Sprache hat, über die Bequemlichkeit, daß ein Akteur sich in eine einzelne Personnage recht hineinstudieren kann und alsdann, wenn er geistreich immer in gleichem Charakter handelt, statt das Publikum zu ermüden, jederzeit gewiß ist, es zu entzücken. Wir dachten auch etwas auf deutsche Weise in dieser Art hervorzubringen; unser Hanswurst war ein Salzburger, unsern Landjunker wollten wir aus Pommern nehmen, unsern Doktor aus Schwaben, unser Alter sollte ein niedersächsischer Handelsmann sein, wir wollten ihm eine Art von Matrosen als Diener geben, unsere Verliebten sollten Hochdeutsch sprechen und aus Obersachsen sein, und die schöne Leonore, oder wie wir sie nennen wollten, sollte ein Leipziger Stubenmädchen als Columbine bei sich haben. Wir wollten den Schauplatz in Häfen, Handelsstädte, auf große Messen verlegen, um diese Leute alle geschickt zusammenzubringen. Wir wollten selbst einen reisenden Arlekin, Pantalon, Brighella aufführen und durch diese Kontraste unsere Stücke noch mannigfaltiger und reizender machen. Unser Einfall war nur obenhin. Wie vieles hätte man durch Zeit und Muße dazugewinnen können! Ein jeder neuer Akteur, der zur Truppe gekommen wäre, brachte vielleicht wieder einen neuen Einfall, eine auffallende Nachahmung irgendeiner Landesart mit, wie wir denn auch besonders die Juden nicht vergessen hatten. Manche Menschen haben Scherze, die ihrem Individuo besonders wohl anstehen. Die Figuren hätten auch durch irgendeinen Fehler, Stottern, Hinken oder was man gewollt hätte, noch eine nähere charakteristische Bestimmung erhalten, und wir glaubten wenigstens damals, wir müßten viel Glück damit machen. Aber leider schlugen unsere Versuche fehl, die wir zum Trutz der Puristen, mit denen wir uns wieder entzweit hatten, dem Publiko vortrugen. Man nahm die Besten gegen uns ein, und die ersten Versuche, die vor einigen Jahren gewiß Beifall erhalten hätten, fielen gänzlich. Sie leisteten auch

das nicht, was wir im Sinne hatten; die Akteurs waren aus der Übung, es fehlte uns an Leuten, die Charaktere mannigfaltig zu machen, und wir mußten uns eben zurückeziehen, unser Vorhaben aufgeben und dem Strome folgen, in dem wir noch schwimmen. Ich bin nun überzeugt, daß man ohne ein Wunder diese Epoche nicht wieder zurückebringen kann. Wir sind wie Leute, die auf einen unbequemen oder schlechten Weg geraten, aber bei dem allen nicht einmal weit vorwärts sind, um zurückezukehren und den andern von Anfange betreten zu können."

Sie wollte noch verschiedenes hinzufügen, als sie draußen einen großen Lärmen hörten, kurz darauf Mignon zur Türe hineinstürzte und eine fremde Mannsperson ihr drohend folgte.

„Wenn diese Kreatur Ihnen gehört," sagte der Unbekannte, „so strafen Sie solche über ihre Ungezogenheit in meiner Gegenwart ab. Sie hat mir ins Gesicht geschlagen, daß mir noch die Ohren sumsen und der Backen brennt." — „Wie kommst du dazu, Mignon?" fragte Wilhelm. — Mignon, der sich hinter Wilhelms Stuhl ganz ruhig hingestellt hatte, antwortete: „Ich habe Hände, ich habe Nägel, ich habe Zähne, er soll mich nicht küssen." — „Wie?" rief Wilhelm aus, „mein Herr! Also sind Sie wohl der angreifende Teil? Was berechtigt Sie, von dem Kinde zu fordern, was unschicklich ist?" — „Ich werde wahrhaftig", antwortete der Fremde, „mit einer solchen Kreatur keine große Umstände machen sollen. Ich wollte sie küssen, und sie hat sich impertinent aufgeführt, ich verlange Satisfaktion." — „Mein Herr", versetzte Wilhelm, dem der Trutz des Fremden das Blut in Bewegung brachte, „Sie würden am besten tun, das Kind um Verzeihung zu bitten und ihm für die Lektion zu danken, und so bleibt der Vorteil immer noch auf Ihrer Seite." — Darauf versetzte der Fremde stolz und drohend: „Wenn Sie mir versagen, was Sie mir schuldig sind, so will ich dem ungezogenen Ding mit der Peitsche schon Sitten lehren, wo ich sie finde." — „Mein Herr", rief Wilhelm aus, indem er aufsprang und ihm die Augen für Zorne funkelten, „und ich schwöre, daß ich dem Hals und Beine brechen will, der dem Kinde ein Haar krümmt." Er wollte noch mehr sagen, aber der Zorn verhinderte ihn, und er hätte, um ihn auszulassen, wahrscheinlich den Fremden zur Türe hinausgeschmissen, welches die erste Gewalttätigkeit gewesen wäre, welcher er sich in seinem Leben schuldig gemacht, wenn ihn nicht Madame Melina heimlich bei dem Rockzipfel gefaßt und ihn gegen sich gezogen hätte.

Der Fremde stutzte über diese Begegnung, und da es die übrige Gesellschaft merkte, wurde auch ihr Mut lebendig, und sie fielen alle,

besonders die Frau Prinzipalin, mit unfreundlichen Worten über ihn her, daß er vor das rätlichste hielt, sich zurückezuziehen und mit heimlichem Brummen und Drohen die Gesellschaft zu verlassen. Man hielt sich über ihn, da er weg war, auf, besonders wurde über seinen linken feuerroten Backen gescherzt, Mignon gelobt, Wilhelm ließ noch ein paar Flaschen Wein bringen, man ward munter, lustig und vertraut.

Des Abends saß Wilhelm in seiner Stube und schrieb; es klopfte an seiner Türe, und Mignon trat herein mit einem Kästchen unter dem Arme. „Was bringst du mir?" rief Wilhelm ihr entgegen. Mignon hatte die rechte Hand auf das Herz gelegt und machte, indem er den rechten Fuß hinter den linken brachte und beinah mit dem Knie die Erde berührte, eine Art von spanischem Kompliment mit der größten Ernsthaftigkeit. Eine gleiche Verbeugung folgte mitten in der Stube, und endlich, als er gegen Wilhelmen herankam, kniete er ganz auf das rechte Knie nieder, stellte die Schachtel auf den Boden, faßte Wilhelms Füße und küßte sie mit großem Eifer, doch ohne eine anscheinende Bewegung des Herzens, ohne einen Ausdruck von Rührung oder Zärtlichkeit. Wilhelm, der nicht wußte, was er daraus machen sollte, wollte sie aufheben, allein Mignon widerstand und sagte in einem sehr feierlichen Tone: „Herr, ich bin dein Sklave, kaufe mich von meiner Frau, daß ich dir alleine zugehöre." Sie nahm hierauf das Kästchen von dem Boden und erklärte ihm, so gut sie konnte, daß dieses ihr Erspartes sei, um sich loszukaufen; sie bat ihn, es anzunehmen und, weil er reich sei, das, was an hundert Dukaten fehlte, zuzulegen, sie wollte es ihm reichlich wieder einbringen und ihn bis an seinen Tod nicht verlassen. Sie brachte das alles mit großer Feierlichkeit, Ernst und Ehrfurcht vor, so daß Wilhelm bis in das Innerste seiner Seele bewegt ward und ihr nicht antworten konnte. Sie kramte darauf ihre Barschaft aus, deren Anblick Wilhelm ein freundliches Lächeln abzwang. Alle Sorten waren abgesondert und in Röllchen und Papierchen verteilt. Sie hatte sich für Silber und Kupfer besondere Kerbhölzchen gemacht und auf die verschiedenen Seiten die verschiedenen Sorten mit abwechselnden Zeichen eingeschnitten. Unbekannte und einzelne Münzen hatte sie am untersten Ende der Stäbchen wieder besonders angemerkt und legte nach diesem wunderbaren Sortenzettel ihrem Herrn und Beschützer ihre Schätze vor. Wilhelm merkte wohl, daß der Vorfall von diesem Mittag einen tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte. Er suchte sie zu beruhigen, indem er versprach, ihr Geld aufzuheben und für sie zu sorgen, und bemühte sich vergebens, ihr

begreiflich zu machen, daß er sie nicht bei sich behalten und mitnehmen könne. Sie verließ ihn, indem sie rückwärts zur Türe ging mit eben den Verbeugungen, mit denen sie gekommen war, und grüßte von der Zeit an, wo sie ihm begegnete oder zu ihm trat, ihn jederzeit auf diese Weise, indem sie sich in einiger Entfernung hielt.

Neuntes Kapitel

Nach und nach hatte Madame de Retti ihrem theatralischen Gast und Freunde alle Stücke gespielt, worauf sie sich etwas zugute tat, und hatte an manchen Stellen den jungen Kenner überrascht und in Erstaunen gebracht. Die übrigen von der Truppe taten auch ihr möglichstes, besonders da der Beifall des Publikums immer zunahm und eine bessere Zirkulation des Geldes den Kreislauf ihres stockenden Humors völlig wiederherstellte.

Nun fing endlich Wilhelm an, ernstlich an seine Abreise zu gedenken, welche ihm ein guter warnender Geist manchmal in Erinnerung gebracht hatte.

Die meisten übersetzten Trauerspiele, welche Madame de Retti aufführen ließ, waren, wie jedermann weiß, in schlechte Alexandriner geschmiedet, sie beklagte sich öfters darüber, und Wilhelm übersetzte ihr zuliebe einige starke Stellen in gute Verse, die ihr besonders wohlgefielen, daß sie solche oft mit großem Vergnügen rezitierte. An ruhigen Abenden hatte er manchmal etwas von seinen Arbeiten vorgelesen, die großen Beifall erhielten. Er führte sie sorgfältiger als jene Briefschaften im Grunde seines Koffers mit sich; nur das Trauerspiel Belsazar hatte er vorzutragen noch keine Stimmung gefunden. Er hatte es immer aufgeschoben, und nunmehro wollte er es ihnen zum Abschiedsschmause geben. Er nahm es hervor, sah es an, korrigierte noch ein- und den andern schwerfälligen Vers, und ob er es gleich im ganzen nicht billigte, so gefiel es ihm doch meistenteils, da er es wieder durchlas.

Als er damit beschäftigt war, trat Mignon herein. Das Kind bediente ihn als seinen Herrn nunmehr regelmäßig, ob es gleich die andern nicht vernachlässigte. Es trat zu ihm und sagte: „Deine Weste ist blau, du liebst das Blau, ich will deine Farbe tragen." — „Gerne", versetzte Wilhelm, „ich werde dich darum nur lieber sehen", und schenkte ihm ein blau und weißes seidenes Halstuch. Du gutes Kind, dachte er bei sich selbst, was wird aus dir werden, wie kann ich für dich sorgen, als daß

ich dich deiner Frau auf das dringendste empfehle. Wärst du ein Knabe, so solltest du gewiß mit mir reisen, und ich wollte dich pflegen und dich erziehen, so gut ich könnte. Er ging in der Stube auf und ab, dachte dem Schicksale des Kindes nach und fühlte in einem Augenblicke, daß er es verlassen müsse und daß er es nicht verlassen könne.

Er nahm sein Manuskript und ging zu Madame de Retti hinüber, wohin er eine Schale Punsch bestellt hatte und wo er die Auswahl der Akteurs zusammen fand. „Ich weiß nicht," sagte er, „ob Sie gestimmt sind, ein Stück anzuhören, das vielleicht hie und da zu geistlich ist."

Sie versicherten alle, daß sie sehr aufmerksam sein würden, ob es gleich nicht durchaus wahr sein mochte, indem einige lieber in der Karte gespielt, andere lieber geschwätzt hätten. Er fing an zu lesen, und es wird um der Folge willen nötig sein, daß wir etwas von dem Inhalte erwähnen.

Der König, sein Charakter, Leben und Wesen ist uns schon im vorigen Buche bekannt geworden. An seinem Hofe hielt sich eine Prinzessin auf mit Namen Kandate, deren Vater von Nebukadnezarn seines Reiches entsetzt worden war. Sie hegte einen heimlichen unversöhnlichen Haß gegen des Überwinders Sohn und sann auf Gelegenheit, sich und den Geist ihres Vaters zu rächen, ja, wenn es möglich wäre, ihren Zustand mit dem Throne zu vertauschen.

Eron, ihr Freund, ein Herr vom alten Hofe, dem es unerträglich fällt, vom jungen Könige vernachlässiget zu werden, der, um zu seinem vorigen Einflusse zu gelangen, alles auf das Spiel setzt, hat mit der Prinzessin eine Verschwörung angezettelt, sie haben sich mit dem medischen Könige Darius in eine Unterhandlung eingelassen, und dieser versprochen, ihr Rückhalt, wenn es fehlschlüge, zu sein. Darius selbst hat auf Babylon einen Anschlag; er kommt in fremder Gestalt an Hof und erscheint vor Belsazarn als ein medischer Feldherr; bei den Verschwornen zeigt er sich an als des Geheimnisses kundig, doch auch diese erkennen in ihm den König nicht. In der Nacht, die vor Belsazars Geburtstag hergeht, der zur Ausführung des Vorhabens bestimmt ist, versammeln sich die Verschwornen nach und nach in einer Halle des Palastes, und der Gegenstand der Handlung entwickelt sich allmählich. Der Anschlag Erons ist, die Prinzessin auf den Thron zu heben und sie mit dem Könige der Meder zu vermählen. Der verstellte Darius gibt als Abgesandter Hoffnung dazu, jedoch kein festes Versprechen. Die Prinzessin empfindet, ohne seinen hohen Stand zu vermuten, eine Neigung

zu dem verkappten Helden und wünscht, mit ihm den Thron von Babel zu besitzen. Aber ganz andere Wünsche, ganz andere Sorgen nährt die Brust des Fürsten. So sehr er wünscht, das Reich einem unwürdigen Könige zu entreißen, so widrig ist ihm die Verräterei, die ihm darzu die Hände bietet. Und, o sonderbares Schicksal! es mischt sich auch hier die Liebe hinein. Die Gemahlin Belsazars, Nitokris, hat sein Herz gerührt, er brennt für sie mit der stärksten Leidenschaft und fürchtet, daß sie dem Mörder ihres Gemahles ihr Herz und ihre Hand nie gönnen werde. Er sucht die Verschwornen durch allerlei Vorstellungen zu bereden, ihr Unternehmen noch einige Zeit aufzuschieben, und sie gehen, zu großem Verdrusse des Erons, unschlüssig auseinander.

Wilhelm, der das Stück fast auswendig wußte, las es sehr gut und mit vielen Nüancen des Ausdruckes. Ein jeder Zuhörer suchte sich schon in Gedanken eine Person aus, die er vorzustellen gedachte, ein jeder pries den jungen Schriftsteller und trank seine Gesundheit in einem Glase Punsch. Die Prinzipalin war von der Rolle der Prinzeß, als wenn sie ihr zur Ehre geschrieben sei, ganz entzückt, bat sich einen Augenblick das Manuskript aus und las sogleich einige stolze, unruhige, herrische Stellen.

Wilhelm, der ein so großes Vergnügen empfand, als etwa ein Schiffbaumeister fühlen mag, wenn er sein erstes großes Fahrzeug von dem Stapel in das Wasser läßt und es zum erstenmal vor seinen Augen schwimmen sieht, erhöhte seine Geister durch den feurigen Trank, fing den zweiten Akt an, dessen ersten Monolog wir in dem vorigen Buche gesehen haben.

Der junge König, des festen Entschlusses, seinen Geburtstag mit der Verehrung der Götter und der Betrachtung über sich selbst anzufangen, will nach Danielen schicken, um sich mit ihm zu unterhalten. Ein Hofmann, der dazwischenkommt, zerstreut ihn, und er übergibt sich dem Strome der für ihn zubereiteten Feste. Kaum daß er die Glückwünsche seiner Gemahlin anhören mag, deren Gegenwart ihm lästig ist, weil er wohl fühlt, er begegne ihr, der zartesten, liebenswürdigsten Fürstin, nicht wie er sollte. Der Monolog trägt ihre stillen Klagen vor, in denen sie Darius unterbricht. Diese letzte Szene wurde nicht mit dem Beifalle aufgenommen, den sie verdiente, denn sie war für diese Zuhörer zu fein angelegt. Der junge Held zeigt seine Leidenschaft, indem er sie zu verbergen sucht, und die Empfindungen der Königin für ihn bleiben verborgen, ob sie gleich mit offenem guten Herzen spricht. Auch nach

vollendetem zweiten Akte wiederholte man allgemeine Lobeserhebungen, auf die sich ein älterer und mit dem Publiko näher bekannter Dichter weniger als unser Freund zugute getan hätte.

Die erste Schale Punsch war leer, man bestellte eine zweite, und der Wirt, der schon darauf vorbereitet war, brachte sie sogleich. Mit noch mehr Begeisterung fing man an, den dritten Akt zu lesen und zu hören. Die Königin vertraut in einem Gespräche mit Danielen dem weisen Manne ihr ganzes feines Herze; die stille Duldsamkeit ihres Schicksales, die innere Sicherheit ihres guten Wesens machen ihre Gestalt höchst liebenswürdig. Man sieht den Darius neben ihrem Gemahle, die Erscheinung des jungen Helden macht ihr einen glücklichen Eindruck, und die Empfindung seiner Würde leuchtet wie ein sanfter Schein über der trüben Dämmerung ihres Zustandes. Sie fühlt nichts Arges in dieser angenehmen Empfindung, und Daniel ist weise genug, sie nicht zu stören. Eine Hofdame der Königin tritt hinzu und erzählt den Gang des Festes bis zu dem Augenblicke. Der König tritt herein, umgeben von den Großen seines Reiches, die ihm ihre Glückwünsche bringen, die Königin und Daniel fügen die ihrigen hinzu. Man erhebt sich zu dem Gastmahle, und Nitokris entschuldigt sich, nicht dabei zu sein. Es wird ihr leicht zugestanden, und so schließt sich der dritte Akt.

Die Betrachtung, ob man hätte einen der vier großen Propheten auf das Theater bringen sollen, wurde reiflich durchgedacht, und diese kritischen Überlegungen verminderten ein wenig den guten Eindruck dieses Aufzuges.

Zu Anfange des vierten erscheint Eron mit einem Verschwornen höchst verdrießlich, daß eine so kostbare Gelegenheit, ihr Vorhaben auszuführen, ihnen entschlüpfen soll. Er fängt an, dem medischen Abgesandten zu mißtrauen, und möchte wohl gar vermuten, daß dieser andere geheime Absichten habe, vielleicht seinen König ohne ihre Beihülfe auf den Thron zu setzen und die Prinzessin ganz und gar auszuschließen. Er entdeckt ihr, die vor Verdruß über das unsinnige Schwelgen von der Tafel aufgestanden und herbeikömmt, seine Vermutung. Sie beschließen, ihren Anschlag hinter dem medischen Fürsten auszuführen, ein wachsames Auge auf ihn zu haben und ihn allenfalls, bis die Tat vorüber, selbst gefangenzunehmen. Darius tritt eben zu ihnen mit einer lebhaften Beschreibung des wüsten Unsinnes der Tafel, wovon er unvermerkt sich entfernt hat. Er erzählt, daß eben die güldnen und silbernen Geschirre, die dem Gotte der Juden geweiht seien, herbeigeholt werden und man dem König göttliche

Ehre erzeige. Eron verläßt sie, mit einem Winke an die Prinzessin, des Fremden Gesinnungen zu erforschen. Ihre Unterhaltung läuft sehr kalt ab; Eron kommt zurück, erzählt die schröckliche Geschichte des erschienenen Wunders und dringt auf die Vollbringung der Tat, da die Götter selbst ein Zeichen geben. Darius sucht vergebene Ausflüchte.

Zu Anfange des fünften Aktes erscheint der niedergeschlagene König, den die Deutung der geheimnisvollen Worte schröckt; sein berauschter Geist sieht überall Schröcknisse, und nur seine Gemahlin steht ihm in diesem traurigen Zustande bei. Nach einer rührenden Szene verläßt er sie und wird in dem Augenblicke von den Verschwornen ermordet.

Die Prinzessin tritt auf, maßt sich des Reiches an, läßt die Königin bewachen. Sie befiehlt, den bisher gefangengehaltenen Fremden wieder freizugeben; Darius, der seine Wache überwältigt hat, kommet selbst an der Spitze medischer Soldaten, die durch einen geheimen Weg in die Stadt gedrungen, herein, entdeckt sich, zeigt sich als Herrn, die Verschwornen fallen zu, er überläßt der Prinzessin einen königlichen Anteil von Gütern und Reichtümern und tröstet die betrübte Königin auf eine so gute Art, daß den Zuschauern Hoffnung genug zu seinem künftigen Glücke übrigbleibt, obgleich der Vorhang fällt.

Nun ging es an ein Schwätzen, an ein Schreien, ein jeder redete nur von sich selbst, und keiner hörte sich selbst vor dem andren. Das Stück müsse gespielt werden, waren sie alle laut einig.

Wilhelm, der sie alle entzündet sah, war höchst ergötzt, so viele Menschen durch das Feuer seiner Dichtkunst angeflammt zu haben. Er glaubte, was in ihm loderte, auf ihnen verbreitet zu sehen, er fühlte sie wie sich und mit sich über das Gemeine erhöht. Er sprach Worte voll Geistes, voll Adel und Liebe.

Der sorgfältige Wirt hatte indes ihre Schale nie leer werden lassen, und es schmeckte den Gästen immer besser. Sie jauchzten ihren Beifall laut, und ihre Freude ward immer ungezogener. Sie tranken Wilhelms Gesundheit hoch und schrien, daß es ihm zum Abscheu klang und seine durch manches Glas Punsch und die Rezitation des Stückes erhöheten Geister gewaltsam und unbehäglich niedergedrückt wurden. Der Lärm wurde immer ärger, sie wiederholten die Gesundheit des Dichters und der Kunst und schwuren, daß nach solch einem Feste niemand wert sei, aus diesen Gläsern und Gefäßen zu trinken, sie schmissen mit Gewalt die Stengelkelche an die Decke; die Prinzipalin wehrte vergebens. Sie zerschlugen den Punschnapf und die Neige floß herunter. Die Gläser, die

nicht entzweigehen wollten, wurden gewaltsam gegen die Wände geschmissen und fuhren zurückprallend mit den zerschmetternden Fensterscheiben klingend auf die Straße. Ein und der andere lag überfüllt in der Ecke, andere taumelten, alle rasten, man sang, man heulte, und Wilhelm, nachdem er den Wirt herbeigerufen, schlich sich mit einer verworrenen, höchst unangenehmen Empfindung in sein Zimmer.

Zehntes Kapitel

Den Sonntagmorgen, der auf diese wüste Nacht folgte, hatte Wilhelm größtenteils verschlafen, und er fand sich bei dem Erwachen verstimmt. Sein Vorsatz, abends, wenn die Vorlesung vorbei wäre, noch einzupacken, endlich an Wernern zu schreiben, Postpferde zu bestellen und heute frühe abzufahren, war unerfüllt geblieben. Er zog sich an und dachte nach, was er tun sollte. Mignon kam herein, brachte wie gewöhnlich Wasser und fragte, was er befehle. Der Anblick des Kindes ermunterte ihn, denn es hatte sein weiß und blau seidenes Halstuch umgebunden, hatte sich bei den Komödiantinnen verschiedene Läppchen blauen Taft zusammengebettelt und sie als Aufschläge und Kragen an sein Westchen mit Geschicklichkeit angeheftet, daß es ganz artig ließ. Sie brachte ein Kompliment von der Prinzipalin, die sich das gestrige Stück nur auf diesen Morgen ausbat. Er schickte es mit der Versicherung, daß er bald nachfolgen würde.

Als er hinüberkam, fand er Madame Melina und de Retti beide beschäftigt, sich das Stück, besonders die Szenen der Prinzessin und Königin, vorzulesen. „Wir müssen es spielen", rief ihm die Prinzipalin entgegen, „Sie müssen es uns lassen." Madame Melina schickte ihren besten Blick nach ihm und bat auf das freundlichste. Es war das erstemal, daß die beiden Frauen ganz einig waren. Die Prinzipalin fühlte sich schon ganz in der Rolle der Prinzessin, Madame Melina wünschte sehnlich, die junge Königin zu spielen. Man schlug einen jungen hübschen Menschen, der sich zu bilden anfing, zum Belsazar vor. Ein gewandter alter Akteur sollte den Eron machen, Daniel ward Herrn Melina zuteil, zur Hofdame fand sich auch eine Aktrice, und die übrigen Rollen waren unbedeutend, außer der Rolle des Darius, wozu Madame de Retti ganz zuletzt und gleichsam mit Scham ihren Liebling, Herrn Bendel, in Vorschlag brachte.

Dieser Mensch, den wir, wenn wir es nicht für unanständig und ein Wortspiel dem guten Geschmacke ungenießbar hielten, kurz und gut Herr

Bengel nennen und seinen Charakter und Wesen dadurch mit einem Worte bezeichnen würden, war eine ungeschickte breite Figur, ohne den mindesten Anstand, ohne Gefühl. Er hatte nicht nur keine Eigenschaften des Akteurs, sondern er hatte auch alle Fehler, die einen Schauspieler verwerflich machen. Nur eins zu bedenken, so nudelte er mit der Sprache, wenn wir mit diesem Ausdrucke einen näselnden und durch eine unbehülfliche Zunge schlecht artikulierten Ton bezeichnen dürfen. Kleine Augen, dicke Lippen, kurze Arme, eine breite Brust und Rücken; genug, er hatte vor den Augen seiner Frauen Gnade gefunden. Wir haben uns bisher gehütet, dieser leidigen Figur anders als nur im Vorbeigehen zu erwähnen, und tun es auch hier wider Willen, besonders da er zu großem Verdrusse unsers Helden zum Vorschein kommt.

Der betroffene Schriftsteller wandt verschiedenes gegen diese Person ein, jedoch mit Mäßigung, weil er das Verhältnis kannte, allein er wurde widerlegt, und leider widerlegte ihn die Unmöglichkeit, denn es war niemand bei der Truppe, der diese Rolle besser als er ausgeführt hätte. Man meinte, daß er doch den Grafen Essex mit Beifall gespielt; nur war leider dieser Graf Essex, worin ihn Wilhelm wohl gesehen hatte, ein schwerer Stein auf des jungen Autors Herz.

Man redete so lang und so viel, daß endlich Wilhelm, der alte Hoffer, es doch wieder möglich dachte, daß der Schauspieler durch Fleiß und Mühe bei dieser Rolle sich wieder verbessern könnte, und idealisierte ihn schon in seinem Geiste. Endlich gab er nach, und es ward beschlossen, so bald als möglich an das Werk zu gehen.

Man hatte bei dieser Gelegenheit die ganze Truppe durchgegangen und auch von Mignon und von der Ungeschicklichkeit des Kindes, irgend etwas zu repräsentieren, gesprochen. Wilhelm hatte sie in einigen Stücken gesehen, wo sie kleine Rollen so trocken, so steif und, wenn man sagen soll, eigentlich gar nicht spielte. Sie sagte ihre Lektion her und machte, daß sie fortkam. Er nahm sie zu sich und ließ sie manchmal rezitieren, aber auch da war er auf keine Weise mit ihr zufrieden. Wenn er sie bat, sich anzugreifen, so war ihr Ausdruck auf gemeinen und bedeutenden Stellen gleich angespannt, sie sprach alles mit einer phantastischen Erhebung, und wenn er das Natürliche von ihr verlangte, wenn er sie bat, ihm nur nachzusprechen, begriff sie niemals, was und wie er es wollte.

Dagegen hörte er sie einsmals auf einer Zither klimpern, die mit unter dem Theaterhausrat war. Er sorgte davor, daß sie ordentlich bezogen wurde, und Mignon fing an, in abgebrochenen Zeiten darauf allerlei zu

spielen und zu phantasieren, immer, wie gewöhnlich, in wunderbaren Stellungen. Bald saß sie auf der obersten Sprosse einer Leiter, mit übereinandergeschlagenen Füßen, wie die Türken auf ihren Teppichen, bald spazierte sie auf den Dachrinnen der Hofgebäude, und der klagende Ton ihrer Saiten, zu dem sich auch manchmal eine angenehme, obgleich etwas rauhe Stimme gesellte, machte alle Menschen aufmerksam, staunen und stutzen. Einige verglichen sie einem Affen, andere anderen fremden Tieren, und darinne kamen sie überein, daß etwas Sonderbares, Fremdes und Abenteuerliches in dem Kinde stecke. Man konnte nicht verstehen, was sie sang, es waren immer dieselben oder doch sehr ähnliche Melodien, die sie nach ihren Empfindungen, Gedanken, Situationen und Grillen verschiedentlich zu modifizieren schien. Nachts setzte sie sich auf Wilhelms Schwelle oder auf den Ast eines Baumes, der unter seinem Fenster stand, und sang auf das anmutigste. Wenn er sich hinter den Scheiben blicken ließ oder sich in der Stube bewegte, war sie weg. Sie hatte sich ihm so notwendig gemacht, daß er morgens nicht ruhen konnte, bis er sie sah, und nachts spät rief er meistens noch nach einem Glas Wasser, um ihr eine gute Nacht zu wünschen. Wenn er seiner Neigung gefolgt hätte, würde er sie als seine Tochter behandelt und sich sie ganz und gar zugeeignet haben.

Eilftes Kapitel

Die Rollen wurden ausgeschrieben und gelernt. Ein jeder nahm mehr oder weniger Wilhelms guten Rat an, las mit ihm in seiner Gegenwart die Szenen, selbst die Direktrice hörte auf seine Erinnerungen. Man befliß sich einer wahren, gefühlten, starken Deklamation. In kurzer Zeit ward durch diese Einigkeit eine solche Harmonie in das Stück gebracht, daß auch selbst die Proben angenehm und gut zu hören waren. Madame Melina gab sich die größte Mühe, und Wilhelm versäumte nicht, sie in dem Eifer zu unterstützen. Sie konnte ihre Rolle in wenig Tagen auswendig; Wilhelm mußte sie ihr stellenweise vorsagen, sie szenenweise mit ihr spielen, und sie kam dem rechten Ausdrucke ziemlich nahe. Nur freilich war die stille Reinheit, die sanfte Höhe, die innerliche Zärtlichkeit der Königin nicht in ihrem Charakter; es war ein gewisser Ton, eine gewisse gesetzte Rührung, die sie nicht ausdrücken konnte, doch blieb es schon immer sehr viel, und Wilhelm ward täglich zufriedner.

Mit dieser Übereinstimmung der Akteurs untereinander und mit dem Stücke machte die Roheit, die Unart und Albernheit des Mosje Bendels

den allerschlimmsten Kontrast. Er war von Natur einbildisch und hatte eine große Meinung von seinem Spiele; diesmal aber war er doppelt und dreifach ungezogen, weil er auf Wilhelmen, für den die Direktrice so viele Achtung bezeigte, eine grimmige und unbändige Eifersucht empfand, die sich manchmal auf eine ungezogene Art und besonders bei dem Lernen und Probieren des Stückes zeigte. Da der leidige Mensch alle Tage trank und kaum des Morgens nüchtern war, so wurde dadurch seine schlechte und wüste Aufführung nur immer unleidlicher. In seinem Verdrusse schüttete er noch mehr Wein in sich und wurde bei seiner übervollblütigen Konstitution etlichemal auf dem Theater von einer Art von Schwindel überfallen, daß man ihn nach Hause bringen und ihm zur Ader lassen mußte. So störete er den Frieden, die Ordnung und die Annehmlichkeit der studierenden und probierenden Gesellschaft, die sich lange nicht so angenehm und einig gefühlt hatte und die bei der Aussicht einer reichlichen Einnahme, die ihr dieses Stück verschaffen sollte, doppelten und dreifachen Eifer zeigte.

Wilhelm machte indessen eine neue Bekanntschaft. In dem Schauspiele hatte er einigemal neben einem Offiziere gesessen und gefunden, daß er mit gutem Geschmacke von den Stücken und den Akteurs urteilte. Er war bisher aus Langerweile manchmal auf die Parade gegangen, wo ebendieser Mann gewöhnlich zu ihm trat und sich mit ihm von literarischen Angelegenheiten unterhielt. Mit größter Verwunderung und Anteil fragte er endlich Wilhelmen, ob es wahr sei, daß bald ein Stück von ihm selbst würde aufgeführet werden. Wilhelm gestund es, und jener bezeugte eine freundliche Teilnehmung. Der Offizier war eine von den guten Seelen, die an dem, was andern widerfährt und was andere leisten, einen herzlichen Anteil zu nehmen von der Natur bestimmt sind. Sein Stand, der ihn zu einem harten, trotzigen Geschäfte verdammte, hatte ihn, indem er ihn mit einer rauhen Schale umzog, in sich noch weicher gemacht. In einem strengen Dienste, wo alles seit Jahren in der bestimmtesten Ordnung ging, wo alles abgemessen, die eherne Notwendigkeit allein die Göttin war, der man opferte, wo die Gerechtigkeit zur Härte und Grausamkeit ward und der Begriff von Mensch und Menschheit gänzlich verschwand, war seine gute Seele, die in einem freien und willkürlichen Leben ihre Schönheit würde gezeigt und ihre Existenz würde gefunden haben, gänzlich verdruckt, seine Gefühle abgestumpft und fast zugrunde gerichtet worden. Das unschuldige Vergnügen, das ihm übrigblieb, war die aufkeimende deutsche Literatur. Er war darinne bis auf

jede Kleinigkeit bekannt, er wußte, was wir hatten und nicht hatten, er hoffte, er wünschte, und ob er gleich einige fremde Sprachen besaß und ihre besten Schriftsteller las, so gab er doch in seinem Herzen dem engen Haushalte seines Vaterlandes vor jenen Reichtümern den Vorzug, indem er sich ihnen näher fühlte.

Er war auf so eine gute Weise parteiisch und versprach sich alles, was er nicht vorzeigen konnte, von dem nächsten Geschlechte. Man konnte ihn einen wahren Patrioten nennen, einen von denen, die in der Stille zur Aufnahme und Aufmunterung der Wissenschaften bei uns, ohne es zu wissen und zu wollen, so vieles beigetragen haben.

Sie gingen manchmal zusammen auf das Billard, manchmal spazieren und wurden einander wechselsweise gar vieles. Wilhelm, der außer dem dramatischen Fache nicht sehr bewandert war, wurde durch ihn in die weiteren Kreise der schönen Literatur hinausgeführt, und es verging kein Tag ohne Nutzen und ohne die Freude einer neuen geistigen Bekanntschaft.

Als Herr von C. das Trauerspiel seines jungen Freundes durchlas, war er entzückt und erstaunt. Er gab ihm vor allen, die in deutschen Versen abgefaßt und bekannt waren, den Vorzug und bat ihn, ja auf dem Wege fortzufahren, und wünschte ihm nur mehr Welt- und Menschenkenntnis, um seinen Stücken den echten Wert und das rechte Gepräge geben zu können. „Dieses Stück," sagte er, „so wohl es mir gefällt, ist nur von innen heraus geschrieben, es ist kein einziger Mensch, der fühlt und handelt. Man sieht, daß der Autor sein eignes Herz kennt, aber er kennt die Menschen nicht." Wilhelm gab dies gern und noch mehr zu, schüttete das Kind mit dem Bade aus, ließ sich aber doch ganz gerne widerlegen, als der Offizier den eigentlichen Wert des Stückes mit Kenntnis und Verstand bestimmte.

Zwölftes Kapitel

Madame Melina ließ unsern jungen Dichter nun gar nicht los. Sie war klug genug, zu sehen, wie vielerlei Vorteile sie von ihm ziehen könne. Im Trauerspiele hatte man sie bisher mit Gleichgültigkeit aufgenommen, sie hoffte diesmal glücklicher zu sein. Er probierte gewöhnlich mit ihr alle Tage, und sie schien von der Art, wie er den Darius machte, ganz entzückt.

Mignon setzte sich meistenteils in eine Ecke, wenn sie rezitierten, und war überhaupt immer gegenwärtig, wenn Wilhelm las oder deklamierte,

verließ ihn nicht mit den Augen und schien sich selbst zu vergessen. Sie verlangte manchmal von Wilhelm eine Lektion zum Auswendiglernen, die er ihr denn auch meistenteils aus seinen eigenen Stücken gab. Sie lernte auch geschwind, nur wollte die Rezitation nicht geschickter werden.

Eines Tages, da Wilhelm und Madame Melina geendigt hatten und über verschiedene Verse sprachen, fragte das Kind, ob es seine Rolle aufsagen dürfe. Man erlaubte es ihm, und es fing folgende Stelle aus der Königlichen Einsiedlerin, die er ihr gestern abgeschrieben hatte, sehr pathetisch vorzutragen an. Er ging in der Stube hin und her, ohne sonderlich auf sie achtzuhaben, indem er an etwas anders dachte.

Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Geheimnis ist mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die düstre Nacht, und sie muß sich erhellen;
Der harte Fels schließt seinen Busen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tief verborgnen Quellen.

Ein jeder fühlt im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Flut der Klagen sich ergießen;
Allein mir drückt ein Schwur die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.

Wilhelm merkte nicht auf, wie sie die ersten Verse vortrug, doch da es an die letzten kam, sprach sie solche mit einer Emphase von Innigkeit und Wahrheit aus, daß er aus seinem Traume geweckt wurde und es ihm klang, als wenn ein anderer Mensch redete. Er war eben im Auf- und Abgehen weggewendet, er fuhr schnell herum, sah das Kind an, das, nachdem es geendiget hatte, sich wie gewöhnlich beugte.

Wilhelms Plan, mit dem er sich beruhigte, war nunmehr gemacht. Er hatte sich entschlossen, die Aufführung seines Stückes abzuwarten, alsdann sogleich zu reisen und sich bei Wernern über seinen bisherigen Aufenthalt zu entschuldigen.

Man ging immer weiter und überlegte, was man, um dem Stücke sein Recht anzutun, für Kleidungen und Dekorationen nötig habe. Unser Offizier half zu Büchern und Reisebeschreibungen, woraus man die orientalischen Trachten am besten wählen könnte Von anständigen tragischen Dekorationen war auch wenig da, und obgleich das Theater

nur einigemal verändert ward, so mußte doch auch dafür gesorgt werden, und, wie natürlich, fiel auch hier die Last auf den guten Dichter. Der mußte für Stoff und Zindel, Leinwand und Farbe, für Schneider und Maler stehen, und er begnügte sich mit dem Versprechen, das ihm auch bisher nicht viel gefruchtet hatte, man wollte ihn aus der zu hoffenden Einnahme sogleich entschädigen, indes sollten ihm die anzuschaffenden Bedürfnisse mit dem übrigen als Pfand verschrieben sein. Es ruckte alles näher und näher zusammen; sogar hatte man die gewöhnlichen Musikanten bei einem solchen Feste zu spielen für unwürdig gehalten, und die Regimentshoboisten erhielten die Erlaubnis, ihre Stelle gegen gute Bezahlung einzunehmen.

Alle diese schöne Aussichten wurden durch die einige und leidige Gestalt des bengelhaften Darius bei jeder Probe gestört. Wilhelm tat alles mögliche, um den Vorhang des Selbstbetrugs, der ihm sonst selten versagte, vor die Augen zu ziehen; bald hoffte er, es würde der Mensch in einer schönen Kleidung sich besser ausnehmen, er hoffte, die Stärke der Harmonie, worinne die andern spielten, würde ihn mit hinreißen, er tröstete sich sogar mit der Erwartung eines Wunders, das vielleicht am Abende der Aufführung die harte Schale dieser Natur sprengen und noch eine angenehme Gestalt zum Vorschein bringen könnte, er verließ sich zuletzt auf die Beleuchtung und auf die Schminke, er nahm alle natürliche und unnatürliche Möglichkeiten zum Trost und Hülfe; vergebens! sobald jener den Mund auftat, ward alle Illusion zerstört, und wenn er einesteils jenen Tag mit großer Sehnsucht erwartete, so war es ihm ein Schröcken, wenn er in Gedanken jene verstimmende Natur hereintreten sah.

Dreizehntes Kapitel

Das Publikum fing nun an, auf unsern Schriftsteller aufmerksam zu werden. Man zeigte sich ihn einander, daß er es sei, von dem ehestens ein Stück aufgeführet werden sollte, man beschäftigte sich mit ihm in allen Gesellschaften. Er machte die Bekanntschaft vieler Offiziere, Herr von C. brachte ihn in ein Haus, wo eine Dame mit ihren beiden Schwestern das Band eines angenehmen Zirkels war. Sie konnten ihren Gellert auswendig, brachten Rabeners Späße nicht ungeschickt an, sangen Zachariäs Lieder und spielten recht hübsch auf dem Klaviere. Wilhelm war überall gut aufgenommen, weil er sehr bescheiden und doch bei

näherer Bekanntschaft treuherzig und lebhaft war. Er befand sich auch recht wohl in dieser neuen Sphäre; nur daß es ihm dabei wie andern jungen Leuten erging. Aus Gutmütigkeit und Biegsamkeit überließ er sich dem herrschenden Tone einer jeden Gesellschaft; in der einen war er sanft, zurückhaltend und unbedeutend, in der andern schwärmte er, mit den Offizieren war er laut und trank auch wohl gelegentlich über die Maßen, welche Abwechselung der Lebensart ihn mit sich selbst in einige Verwirrung setzte.

Der Titel und Inhalt seines Stückes war nunmehr bekannt geworden, mehrere hatten daraus rezitieren hören, einige Liebhaber waren in die Probe geschlichen, man sprach, man urteilte schon von allen Seiten. Die Geistlichkeit wurde aufmerksam, da sie hörte, daß Daniel, der vierte unter den Großen, sollte von einem landstreichenden Komödianten vorgestellet werden. Sie brachten die Sache höheren Ortes an, und in Abwesenheit des Oberamtmanns erging ein Befehl an Madame de Retti, das Stück nicht aufzuführen. Welch ein unerwarteter Fall! welch ein Verdruß! welche Sorge! Herr von C. erfuhr es bald, es ärgerte ihn, und jene Tätigkeit, die er stets für seine Freunde zeigte, war auch hier des Schriftstellers und der Schauspieler Hülfe. Er lief herum, er bewies, überredete. Zum Glücke war Racinens Athalie in der Residenz französisch gespielet worden; er zeigte, daß dieses Stück noch viel unverfänglicher sei, indem, obgleich die Geschichte davon in der Bibel stehe, die Schauspieler doch lauter Heiden seien, bis auf den einzigen Daniel, welcher ganz vortreffliche moralische Sachen sage. Seine Bemühungen und Gründe, mehr aber noch der Einfluß, den er auf einige verständige und seine Freunde auf unverständige Frauen hatten, brachten diese Sache bald wieder in das Gleis, und das Verbot wurde aufgehoben.

Der Tag war nunmehr angesetzt, und den Abend vorher sollte die letzte Probe sein. Man wollte die Dekorationen und die Kleider auch einmal bei Lichte sehen. Wilhelm lief und rannte den ganzen Tag. Er hatte nicht allein das Theater auf das beste herausstaffiert, sondern er ließ auch das Proszenium und die Logen selbst, die bisher mit armseligen Lappen behängt waren, mit Leinwand, wo es nötig war, beschlagen und mit architektonischen Zieraten bemalen. Er hatte, um die Beleuchtung zu verdoppeln, mehrere Lampen und Blaker angeschafft, und es war ihm dieses Geschäft höchst angenehm und befriedigend, da er alle seine erworbene Kenntnisse und die Ideen, mit denen er sich bisher getragen, überall zum größten Teile anwenden und in Ausübung bringen

konnte. Er putzte die Bude so artig heraus, als wenn es eine Christbude gewesen wäre, und gefiel sich so wohl darinne, daß er nicht einmal mittags nach Hause ging, sondern sich das Essen hinaufbringen ließ. Er agierte, rezitierte für sich, machte Plane zu neuen Stücken, und das Herz schlug ihm für Freude und Erwartung, wenn er sich statt der leeren Bänke und Wände so viel übereinandergebaute Köpfe vorstellen konnte.

Abends kamen Herr und Frau Melina zuerst und brachten die böse Nachricht, daß Mosje Bendel wieder einen neuen schweren Anfall seiner Krankheit gehabt hätte. Es habe ihn mit Frost und Hitze angegriffen, das Blut wäre ihm alles nach dem Kopfe gestiegen, und es sei manchmal, als wenn er gar ersticken wolle. Man habe sogleich nach einem Arzte geschickt, der versicherte, es sei ein Übergang wie der vorige auch und habe gar nichts zu bedeuten. Es zeige sich die Wirkung einer Unmäßigkeit, und wenn er sich die Nacht ruhig halte und die verordnete Medizin brauche, so werde er morgen gewiß spielen können. „Sie sind wohl so gut", sagte Madame Melina, „und nehmen heute abend seine Rolle; Sie wissen das Stück ja so, daß Sie es aus dem Kopfe soufflieren könnten, und es ist uns allen ein großer Vorteil, daß Sie die Hauptprobe selbst dirigieren, damit uns die Prinzipalin nicht bald dieses, bald jenes heißt, worüber sie am Ende selbst ungewiß ist."

Die übrigen kamen nach und führten eine gleiche Sprache. Die Musik war auch bestellt. Man suchte schickliche, ernsthafte, prächtige Stücke zwischen die Akte aus verschiedenen Symphonien heraus. Man fing an zu probieren, und Wilhelm, der, um die anderen ins Feuer zu setzen, selbst ins Feuer kam, übertraf sich in Sprache und Spiel. Alle taten das ihrige, so daß ein jeder mit sich selbst und mit den andern am Ende herzlich zufrieden war.

„Ach wie anders wird es sein," sagte Madame Melina, „wenn morgen unser schwerer Held auftritt, daß die Bretter knarren und das Theater sich biegen möchte! Wollte doch der Himmel, mein Freund, Sie wären zu dieser Kunst bestimmt und müßten das schöne Talent, das Ihnen die Natur zugegeben, nicht mutwillig verbergen und vergraben!" — „Sie sehen," sagte er, „meine Beste, daß mir leider dahin der Weg verschlossen ist." — „Es scheint nur so", sagte Madame Melina, „ich war in dem nämlichen Falle, es ist nur eine papierne Türe, die man mit dem Ellenbogen einstoßen kann."

Die Schneider, die mit den Kleidern ankamen, unterbrachen sie, man ging beiseite, man zog sich an, man fand sich schön, nur noch nicht

reich genug, es wurde noch mehr Zindel aufzusetzen, noch mehr Flintern anzubringen geboten. Endlich kehrte man nach Hause zurück, und die erste Frage daselbst war, wie sich der Kranke befinde. Man hörte, er schlafe, und es war das erstemal, daß sein Schlafen oder Wachen jemanden außer die Prinzipalin interessieret hatte.

Vierzehntes Kapitel

Der andere Morgen erschien und weckte Wilhelmen beizeiten. Er hörte, Bendel habe eine ruhige Nacht gehabt und schlafe noch. Er nahm daraus gute Hoffnung und eilte nach dem Schauplatze, wo noch verschiedene Handwerksleute beschäftiget waren. Gegen Mittag war alles fertig, die Verwandlungen, ob sie gleich zwischen die Akte fielen, sorgfältig probieret, und es begegneten ihm, da er nach Hause ging, schon verschiedene Postkutschen mit Fremden, die der Ruf herbeigezogen hatte. Er genoß zum ersten Male das Vergnügen, das Publikum durch sich in Bewegung zu sehen. Die feuchten Komödiantenzettel liefen von Haus zu Hause, und der Name Belsazar schien ihm mit großen Buchstaben an allen Eckhäusern entgegen.

Als er nach Hause kam, fand er verschiedene Bedienten und Leute, die Geld in den Händen hielten. Es war das erstemal, daß sich die Prinzipalin nicht zu helfen wußte, denn schon waren alle Logen genommen und alle Billette ausgeteilet. Man hatte schon angefangen, noch einige besonders nachzumachen, welches aber Wilhelm verhinderte, weil die Leute nicht alle Raum finden und sich im Hause entweder erbärmlich drängen oder wohl gar wieder würden weggehen müssen.

Bendel war indessen aufgestanden, streckte sich im Sessel und nahm ein tüchtiges Frühstück zu sich. Er war der einzige, der seine Rolle noch nicht recht auswendig konnte, und, was das Schlimmste war, er hatte gleich vom Anfange einige Verse falsch gelesen und in andern aus Unverstand die Worte zu versetzen sich angewöhnt, wodurch ein alberner Sinn in verschiedene wichtige Stellen kam. Durch vieles Einreden war er aufmerksam darauf, allein ehe man sich es versah, entfuhr dem ungeschickten Gehirne der gewohnte Irrtum. Er fing an zu stottern, und anstatt den Fehler zu verbessern, verwirrte sich seine ungelenke Zunge in einem doppelten und dreifachen Quidproquo. Er hatte seine Rolle neben sich liegen, und indem er sie hersagte, schien er sie in diesem Augenblicke eben zur gelegenen Zeit vergessen zu haben. Wilhelm, der in die Stube

hereintrat, konnte es nicht ausstehen, er eilte unwillig fort, und die Prinzipalin war in der größten Verlegenheit.

Wie hundertmal ist es bemerkt worden, daß der schönste Wunsch des Menschen, wenn er sich ihm endlich in seinem ganzen Umfange erfüllt, doch meist durch eine irdische Zugabe verdorben und der angenehmste Genuß dadurch oft zur Marter wird. Unser Freund sah nunmehr den Tag erschienen, den er sich als Knabe so manchmal herbeigewünscht hatte.

Wir sehen, daß Kinder zuerst durch die äußere Form eines Metiers, das ihr Vater treibt oder das sie sonst zu ergreifen gelockt werden, sich rühren lassen. Sie nehmen Stecken und machen sich Schnurrbärte, um Soldaten, Bindfaden, um Kutscher, und papierne Umschläge, um Pfarrer zu scheinen; so war es unserm jungen Dichter auch gegangen; als Knabe hatte er schon Komödienzettel geschrieben, worauf er eigene Stücke, die nicht gefertiget noch zu fertigen waren, mit prächtigen Titeln ankündigte. Wenn er nachher die Personen eines Stückes und die ersten Szenen davon schrieb, dachte er sich, wie schön es sein müsse, dies dereinst in so zierlichem Formate wie die erste Ausgabe von Lessings Schriften gedruckt zu sehen. Wenn er im Parterre saß und die angefangene Symphonie die Gemüter der Zuschauer erhob, ach, dachte er, wenn du so glücklich sein solltest, vor dem Vorhange zu sitzen, die Ouvertüre zu hören und dein eigen Stück zu erwarten! Der gute Knabe hoffte damals, es würden ihm alsdann seine eigene Sachen so außerordentlich und er sich selbst so ehrwürdig vorkommen als ihm gegenwärtig die über ihn erhabene Schriftsteller und ihre Werke. Und wem geht es nicht so, der andere im Reichtum, Rang, Titel, Ämtern und Ehren über sich glänzen sieht? —

Der Tag war nunmehr da, und wieviel fehlte es an jenem Entzücken, mit dem er als Kind dem häuslichen Puppenspiele zum ersten Male beigewohnt! Durch die Proben ermüdet, schien ihm das Stück beinahe selbst trivial zu sein. Scheu vor der Verantwortung gegen die Seinigen wegen seines langen Aufenthaltes, angefesselt durch das Geld, welches er leichtsinnigerweise verborgt und selbst diese Tage her in ein leichtes Brettergerüste verwendet hatte, war er von innen heraus nicht ganz heil; doch hätte seine Leidenschaft alles überwogen, wenn ihn nicht der verwünschte Darius ganz und gar aus allem Behagen geworfen hätte. Es war ihm wie einem Tänzer, der sich sonst ganz frisch befindet, nur daß ihm die große Zehe, wie er das Brettergerüste besteiget, erbärmlich zu schmerzen anfängt.

Er eilte bald wieder auf das Theater, vergnügte sich an der Ruhe und Ordnung, die oben herrschte; der Tapezierer war eben daselbst und schlug einen großen Fußteppich von grünem Friese auf die Szene: eine Ausgabe, die auch Wilhelmen stark in den Beutel fiel, ob er gleich überzeugt war, seinem Trauerspiele dadurch die letzte Würde zu geben. Die Stunden liefen herum, und schon gegen viere suchten die müßigsten Zuschauer sich die besten Plätze, gegen fünfe war das Haus ziemlich voll, außer den genommenen Logen. Die Musik war angekommen und gab mit unerträglichem Stimmen und Klimpern den Zuschauern die nächste Hoffnung, daß sich der Schauplatz bald eröffnen werde. Im völligen Putze traten die Akteurs nacheinander an, die vorderen Lampen wurden angezündet, und es fehlten nur noch die beiden Fürstinnen mit dem medischen Helden, sonst war alles zum Anfange bereit. Ein jeder Schauspieler zeigte sich in seiner Kleidung unserem Freunde, der an ihnen noch einiges zurechtrückte, als einige Bedienten aus der Stadt eilig auf das Theater kamen und fragten, ob denn das Stück noch gespielt werde. Es wollte verlauten, als wenn ein Akteur krank geworden sei und man das Trauerspiel nicht geben könne. Wilhelm versicherte, es sei ein Irrtum, er wäre wieder besser, und man würde um die bestimmte Stunde, die heranrücke, anfangen. Es war auch ein Bedienter von seinem militärischen Freunde darunter, den er mit ebendiesen Worten abfertigte.

Kaum war dieses geschehen, als Madame de Retti ihm sagen ließ, er möchte doch eilig in das Wirtshaus kommen, und der Bote verbarg ihm nicht, daß Mosje Bendel einen neuen Anfall der Krankheit in diesem Augenblick litte. Voller Schröcken lief Wilhelm hin und fand beide Frauen im königlichen Habite um den halb angekleideten Menschen beschäftigt, der im Sessel lag, sinnlos, dem ein Arzt zur Seite stund und ein Chirurgus die Ader öffnete. Madame de Retti war außer sich, Madame Melina wollte rasend werden, der Arzt schalt auf den unmäßigen Menschen, der seine gewöhnliche Mahlzeit zu sich genommen und sich seine Flasche Wein nicht versagt hätte, wodurch die ohnedem in dem Körper steckende Krankheit neuen Trieb erhalten. Er versicherte, sie möchten nur keine Umstände machen, sich auskleiden und ein anderes Stück spielen. Als das Blut lief, erholte sich der Kranke ein wenig, und der Arzt befahl dem dabeistehenden Theaterschneider, daß er ihn schnell sollte auskleiden und ihn in das Bett bringen helfen.

Wilhelm stand unbeweglich, es lag eine Last auf ihm wie auf einem, den der Alp drückt, er konnte kein Glied rühren, es war, als wenn sein

Blut stockte und das Herz stille stünde. Er ging mit den beiden Frauen in ein anderes Zimmer. „Was fangen wir an?“ rief er aus. Die Kutschen, durch die letzte Nachricht, welche er den Bedienten gegeben, in Bewegung gebracht, fingen an zu rasseln. Es wurde ihm so bange wie einem, dem eine Last zum Berge hinunterzurollen anfängt, die er nicht aufhalten kann, wie einem, der im Begriffe ist zu gleiten und hinterdreinzurutschen. „Was fangen wir an?“ rief Madame de Retti und sah der bestürzten Madame Melina in die Augen. — „Ach“, rief jene mit einem bewegten Tone, „es ist nur ein Mittel! Mein Herr! Mein Freund!“ — „Ja, unser Freund,“ rief die Prinzipalin, indem sie ihn wie jene bei der Hand nahm, „Sie müssen uns retten!“ Er stand zwischen beiden Weibern, deren ganze Seele durch das Schröcken, durch die Furcht, die Verlegenheit, die Sorge, die sie in dem Augenblicke ergriff, erhöht war; er verstand sie nicht — und gleich darauf verstand er sie — und auf einmal kamen alle seine Lebensgeister in Bewegung. Mit dem Gedanken, daß man es von ihm verlangen könnte, daß es möglich sei, wendete sich auf einmal die Last, die seinen Busen beschwerte, weg, die drückende Stille war aufgehoben; aber er fühlte sich einem Sturme von Zweifeln, Wünschen, Mut und Bangigkeit ausgesetzt, dem er fast unterlag. „Was sagen Sie?“ rief er aus. „Nein, es kann nicht sein.“ — „Sehen Sie unsere Verlegenheit“, rief Madame de Retti, „fühlen Sie Ihre eigene. Wir sind verloren, wenn wir das Publikum nicht befriedigen, unser Schicksal hängt von Ihrem Willen ab, und diese ganze Verwirrung wird durch ein Wort von Ihnen gehoben, auf das schönste gehoben, denn es kann diese Rolle niemand wie Sie selbst spielen.“ — „Wie schön war unsere Probe gestern“, rief Madame Melina, „ach, wenn ich mir die heutige Aufführung so denke, ich komme außer mir vor Entzücken, und meine ganze Angst verwandelt sich in Wonne.“ Eine löste die andere ab, jede sagte etwas Dringenderes und Schöneres, ihre bewegten Seelen rührten die seinige mehr als ihre Worte; ihre schöne Kleidungen und edeles Betragen machten das, was sie sagten, noch eindringender. „Sie können es nicht versagen“, rief die Prinzessin aus, „an dem heutigen Tage hängt unser ganzes Glück. Sie sind auch mir es schuldig, denn hier ist das einzige Mittel, daß ich aufhöre, Ihre Schuldnerin zu sein. Ich bin oft unglücklich gewesen, aber wenn wir in dem Moment das Publikum aufbringen und seine Erwartung täuschen, so werde ich elender sein als jemals.“ Die Tränen liefen ihr von den Wangen, eine Träne glänzte in dem Auge der Madame Melina, seine Augen wurden naß, und er wußte nicht mehr, wie er sie abweisen sollte. „Wollen Sie mich

zu Ihren Füßen sehen?" rief die stolze Prinzessin, indem sie sich vor ihm auf die Knie warf. — „Können wir dringender bitten", rief die reizende Königin und fiel auf der anderen Seite vor ihm nieder. Er konnte es nicht aushalten, er zwang sie aufzustehn, er konnte nicht Ja sagen und hatte nicht die Kraft, ein entscheidendes Nein herauszubringen. Madame de Retti stund auf und ging an das Fenster, ihre Tränen zu trocknen. „Entschließen Sie sich", sagte Madame Melina heimlich, „es weiß niemand Ihren rechten Namen als mein Mann und ich, Sie sind hier völlig unbekannt, Ihren Verwandten ist Ihr hiesiger Aufenthalt ein Geheimnis; ich schwöre Ihnen, es soll auf keine Weise jemals über unsere Lippen kommen." — „Möchte doch", rief Madame de Retti, die sich wieder zu ihm kehrte, „nur der tausendste Teil von dem, was Sie jemals für die Schauspielkunst empfunden, in diesem Augenblicke Ihre harte Brust erweichen."

Es schlug sechse.

Ihr Wunsch war schon, eh sie ihn taten, wirksam gewesen. Was sich beide Frauen in dem Drang ihrer Seelen möglich dachten, konnte er sich endlich auch möglich denken, gerührt wie er war, wenn er es recht fühlte, in dem glücklichsten Momente! War nicht sein eigener Wunsch erfüllt? Ein guter Geist hatte den leidigen Sünder, der die ganze Übereinstimmung seiner schönen Dichtung zerstörte, gelähmt. Ihm selbst war es gegeben, die Krone des Beifalles zu brechen, ihm war es aufgedrungen, das Schicksal seines eigenen Stückes und seiner Freunde zu entscheiden. Die Zusammenstimmung aller Umstände bis auf den heutigen Tag schien dieses Opfer zu verlangen, das dem größten Triumphe, den ein Mensch erringen konnte, ähnlich sah. Er ward nachdenkend, er schwankte, die Frauen redeten nicht mehr, sie faßten ihn bei der Hand und sahen ihn beweglich an. Wenn nur ein Freund gegenwärtig gewesen wäre, den er um Rat hätte fragen können.

Es stürzte jemand mit Ungestüm die Treppe hinauf und rief, sie möchten nicht länger zaudern, sie möchten kommen, das ganze Haus sei angefüllt, das Publikum werde unruhig und poche schon eine Viertelstunde. Ein einziges Ja, sagten die Frauen, würde diesem unübersehlichen Unheile ein Ende machen. — „Es ist unmöglich", sagte Wilhelm, „wie soll ich mich der Rolle in dieser Verlegenheit gewiß ganz erinnern, wo soll ich ein Kleid hernehmen, das in dem Augenblicke anständig wäre und zu den übrigen paßte, die alle neu sind?"

Da er Einwendungen machte, war er verloren. Die erste hob Madame Melina gleich, und wegen der zweiten rief die Prinzipalin nach

dem Theaterschneider. „Könnt Ihr das Kleid des Herrn Bendel geschwind diesem Herrn auf den Leib passen?“ sagte sie. — „Es geht nicht an“, rief Wilhelm, „er ist viel größer und stärker als ich.“ — „Das hat gar nichts zu sagen“, versetzte der Schneider, „einnähen kann man geschwinder als auslassen, besser zu groß als zu klein. In einer Viertelstunde bin ich fertig, so was kommt tausendmal vor.“ Die Prinzipalin winkte ihm, er lief hinüber und holte die Kleider. „Was machen Sie?“ sagte Wilhelm; „ich kann mich nicht entschließen.“ — „Es bleibt uns nichts anders übrig“, versetzte sie. Ein zweiter Bote stürzte herein. „Wo bleiben Sie?“ rief er in voller Hast; „die Zuschauer werden unbändig, das Parterre verlangt das Stück und pocht und tobt, die gedrückte Galerie kracht vom Unfug, ein Teil fordert sein Geld, die Logen drohen, nach ihren Kutschen zu schicken, die Musik spielt indessen, was sie kann, um den Sturm nur einigermaßen zu besänftigen.“ Die zwei Boten stunden nebeneinander und harrten auf Antwort, der Schneider kam mit den Kleidern auf dem Arme. „Ich schicke hin,“ rief die Prinzipalin, „damit das Publikum nur zur Geduld komme.“ Sie ging mit den Boten zur Türe hinaus, Wilhelm sagte weder ja noch nein und ließ sich ankleiden. Draußen befahl sie, der Alte, dem die Rolle des Erons zugeteilt war, sollte vor den Vorhang treten und mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit das Publikum anreden, die Ursache anzeigen, nur um eine Viertelstunde Aufschub bitten und mit Demut und Bescheidenheit das Beste versprechen.

Die flinken Hände des Schneiders und einer Näherin, die man herbeigerufen hatte, bildeten schnell unseren Freund zum Helden um, noch ehe er sich besann. Madame Melina kämmte ihm selbst die Haare in fliegende Locken, die ein köstlich geputzter Helm mit großen Federn zu drücken bestimmt war. Der Harnisch und das Schürzchen, der Mantel und der Gürtel glänzten wie wahrhaft und paßten wie angegossen. Zum Glücke fanden sich ein Paar neue Schnürstiefel, die dem Helden genau anlagen. Er war fast in kürzerer Zeit gewaffnet als die Helden Homers, die sich zur eiligen Schlacht rüsten.

Er besah sich im Spiegel, und der alte Geist des Schauspieles kam über ihn. Er rückte selbst die Stücke, die ihn zierten, zurechte, die Frauen putzten rechts und links und ließen ihn nicht zu sich kommen. Er saß im Wagen und stand auf dem grünen Teppiche zum größten Erstaunen und zur großen Freude der übrigen Akteurs, ehe er sich besinnen konnte.

Mit Schaudern sah er durch die Lücke des Vorhanges in die gedrängte Versammlung. Die Symphonie des Stückes ging an, und sein

Geist, der aus einer Leidenschaft in die andere geworfen war, faßte sich zusammen und rufte die ersten Verse seiner Rolle aus dem Gedächtnisse hervor. Er maß etlichemal mit schnellen Heldenschritten den grünen Teppich, beredete noch eins und das andere, ermahnte den Souffleur und die Handlanger, die bei den Verwandlungen angestellt waren, und in weniger als einer Minute schien er sich mit seinem Zustande so bekannt, als wenn er jahrelang dabei hergekommen sei.

Wie einer, der mühsam über den gefrornen hockrichten Boden eilt und unsicher auf seinen ledernen Sohlen das glatte Eis betritt, gar bald, wenn er die Schrittschuhe nur untergebunden hat, von ihnen hinweggeführet wird und mit leichtem Fluge das Ufer verläßt, seines vorigen Schrittes und Zustandes auf dem glatten Elemente vergißt und vor den ungeschickten herbeigelaufenen Neugierigen auf den Dämmen in ehrenvoller Schönheit dahinschwebet, oder wie Merkur, sobald er die goldnen Flügel umgebunden, über Meer und Erde sich leicht nach dem Willen der Götter bewegt, so schritt auch unser Held in seinen Halbstiefeln berauscht und sorgenlos über das Theater hin, als das letzte Presto der Symphonie ihn nötigte, sich hinter die Kulissen zu verbergen. Der Vorhang rauschte hinauf, und man erlaube mir, ihn hier fallen zu lassen.

Viertes Buch

Erstes Kapitel

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im grünen Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und froh der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
  Dahin! Dahin
Möcht ich mit dir, o mein Gebieter, ziehn!

Kennst du das Haus, auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan?
Kennst du es wohl?
  Dahin! Dahin
Möcht ich mit dir, o mein Gebieter, ziehn!

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut:
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unser Weg; Gebieter, laß uns ziehn!

Unter denen Liedchen, die Mignon sang, hatte sich Wilhelm eins gemerkt, dessen Melodie und Ausdruck ihm besonders wohlgefiel, ob er gleich die Worte nicht alle verstehen konnte. Er verlangte es von ihm, ließ sich es erklären, merkte es sich und übersetzte es in die deutsche Sprache, oder vielmehr, er ahmte es nach, wie wir es unsern Lesern mitteilen. Zwar die kindische Unschuld des Ausdruckes ging mit der gebrochenen Sprache verloren, und der Reiz in der Melodie konnte mit nichts verglichen werden. Sie fing jeden Vers mit Feier, mit einer Pracht an, als wenn sie auf etwas Merkwürdiges aufmerksam machen, etwas Wichtiges erzählen wollte. Bei der dritten und vierten Zeile wurde der Gesang dumpfer und düsterer. Das Kennst du es wohl? druckte sie geheimnisvoll und bedenklich aus, in dem Dahin! dahin! lag eine unwiderstehliche Sehnsucht, und das Gebieter, laß uns ziehn! wußte sie, so oft sie es sang, zu modifizieren, daß es bald bittend, dringend, treibend, hastig und vielversprechend war.

Einsmal, als sie es wiederholt hatte, hielt sie nach geendigtem Liede einen Augenblick inne, sah ihren Herrn scharf an und fragte: „Kennst du das Land?" — „Es muß wohl Italien gemeint sein", versetzte Wilhelm; „woher hast du das Liedchen?" — „Italien!" versetzte Mignon; „gehst du nach Italien, so nimm mich mit, es friert mich hier." — „Bist du in Italien gewesen, liebe Kleine?" sagte Wilhelm. Das Kind war still und nichts weiter aus ihm zu bringen.

Doch ich weiß nicht, warum wir uns mit der kleinen Kreatur abgeben, zu einer Zeit, da wir unsern Helden selbst in einer kritischen Situation verlassen haben.

Es wird kaum einer unserer Leser sein, der nicht zu erfahren wünschte, wie es Wilhelmen auf dem Theater ergangen, und doch fast keiner, der sich es nicht besser vorstellte, als wir es erzählen könnten. Auch finden wir ihn erst auf seinem Zimmer wieder nachdenklich, ausgekleidet sitzen.

Er sah vor sich nieder, war in tiefen Betrachtungen, und wenn er die Halbstiefel nicht erblickt hätte, die man ihm auszuschnüren vergessen, so

hätte er sein ganzes Abenteuer für einen Traum gehalten. Noch klang ihm der laute Beifall, das betäubende Klatschen der Menge in die Ohren, noch fühlte er die Bewegung von Loge zu Loge sich bei einer schönen und starken Stelle verbreiten, und er empfand bei diesem ersten seltsamen Versuche, was er sich als das Glück des Meisters ehmals gedacht hatte. Er genoß ganz den köstlichen Eindruck, der Mittelpunkt zu sein, worauf eine Masse versammelter Menschen ihre Aufmerksamkeit richtet, und wenn wir gleichnisweise reden dürfen, sich als der Schlußstein eines großen Gewölbes zu fühlen, wohin tausend Steine, ohne ihn zu belästigen, drucken, und der sie ohne Arbeit und Gewalt bloß durch seine Lage zusammenhält, da sie sonst schnell in einen verworrenen Schutt zusammenstürzen würden. Seine Einbildungskraft ließ sie auch nach vollendetem Stück nicht auseinander, er hielt sie noch wenigstens dem Geiste nach zusammen und war überzeugt, daß jeder einzelne zu Hause mit den Seinigen und in den Seinigen die guten, edeln Taten und lebendigen Eindrücke des Stückes nachempfinden würde. Er hatte nicht verlangt, zu Abend zu essen, Mignonen zum ersten Male unbemerkt weggeschickt, und dachte nicht eher zu Bette zu gehen, als sein heruntergebranntes Licht ihn dazu nötigte. Den andern Morgen, nachdem er sich in einem langen Schlafe erholt hatte, stieg er auf, wie aus einem Rausche erwachend. Der Überrest der Schminke auf seinen Backen und die in wundersamen Locken noch durcheinanderfallenden Haare machten ihm seinen gestrigen Zustand wieder lebendig und bei nüchternem Mute einen seltsamen Eindruck auf ihn.

Es währte nicht lange, so trat Herr Melina herein, dessen Besuche er bisher, und besonders so früh, nicht gewohnt war. „Meine Frau läßt Sie grüßen“, sagte er, „und wenn ich eifersüchtig werden könnte, so müßte ich es diesmal sein, denn sie gebärdet sich wie eine Närrin über Sie und Ihr gestriges Spiel.“ — „Ich danke ihr,“ sagte Wilhelm, „wenn sie mit mir zufrieden sein will. Soviel kann ich versichern, ich weiß nicht, wie ich gespielt habe, und Sie werden mir das gerne glauben. Überhaupt dünkt mich, hätten alle ihre Sache recht gut gemacht, und ich bleibe ihnen dafür vielmals verbunden.“ — „Nun, nun! mehr oder weniger!“ sagte Herr Melina. Sie sprachen weiter über das Stück, die Aufführung und den Effekt verschiedener Szenen. Endlich sagte Melina: „Erlauben Sie, daß ich als Freund etwas erinnre, denn ich fürchte, Sie vergessen eine sehr notwendige Sache. Der Beifall des Publikums ist ganz hübsch und gut; nur wünschte ich, Sie nutzten ihn auch, wie Sie ihn verdienen. Die gestrige Einnahme war sehr ansehnlich, und die Prinzipalin muß einen

schönen Taler Geld in der Kasse haben. Versäumen Sie diesen Zeitpunkt nicht, wieder zu dem Ihrigen zu kommen; denn ich habe Ihnen nachgerechnet, wieviel Sie ihr teils geborgt, teils zur Aufführung des Stückes verwendet haben. In den zwei letzten Tagen ließen Sie noch vieles geschwind bestellen und machen, davon Ihnen die Zettel auch auf den Hals kommen. Soviel ich weiß, haben Sie den Wirt bisher auch nicht bezahlt, der Ihnen eine ziemliche Rechnung machen wird, und ich wünschte nicht, daß Sie in Verlegenheit gerieten."

Mitten auf dem angenehmen Pfade des geistigen Genusses war es unserm Freunde höchst verdrießlich, auf einmal diese Kluft häuslicher Kümmerlichkeit vor sich eröffnet zu sehen. „Ich will mein Geld durchzählen," sagte er, „wenn die Zettel kommen, sie bezahlen, und gelegentlich mit der Prinzipalin reden." — „Mein Freund", rief Herr Melina, „bedenken Sie, was Sie tun, und nehmen Sie dieses Augenblickes wahr! Jetzo gleich auf der Stelle muß es geschehen, da Madame de Retti das eingenommene Geld noch nicht ausgegeben hat oder keine Ausflüchte findet, es zu verleugnen; ich stehe Ihnen nicht bis gegen Mittag dafür." — „Sie wird so schlecht nicht denken", versetzte Wilhelm, „und mir das Meinige vorenthalten. Sie versprach noch gestern in dem kritischen Augenblicke, mich auf das gewisseste zu bezahlen, und wir tun ihr wohl unrecht, denn vielleicht ist sie eben beschäftigt, die Summe, die sie mir schuldig ist, zusammenzuzählen und sich von der Verbindlichkeit gegen mich zu befreien." — „Sie müssen sie schlecht kennen", sagte Herr Melina, „und schlecht auf ihr bisheriges Betragen achtgegeben haben. Wenn es ihr Ernst gewesen wäre, so hätte sie lange ihre Schuldigkeit tun und Sie nach und nach bezahlen können. Auf diesem Wege richten Sie nichts mit ihr aus, und ich muß drauf bestehen, daß Sie Ernst brauchen. Wissen Sie denn, was Sie schon angewendet haben, und haben Sie einen Überschlag gemacht, was Ihnen bevorsteht?" — „Ich denke", sagte Wilhelm, „alles mit sechshundert Talern zu endigen, und lassen Sies auch mit den siebzigen, die ich Ihnen geliehen, siebenhundert machen. Ich rechne fünfzig Taler auf die Rechnung des Wirtes, und es bleibt mir so viel übrig, daß ich auf keine Weise in Verlegenheit kommen kann." — „Sie scheinen mir Ihre Kasse nicht sehr ordentlich zu führen", versetzte der andre. „Ich wette, Sie haben schon achthundert Taler ausgegeben, seitdem Sie hier sind. Sehen Sie nach, ich bitte Sie, und verzeihen, daß ich so dringend bin."

Wilhelm ging mit einigem Widerwillen nach seinem Koffer und war höchst erstaunt, als er seines Freundes Rechnung eintreffen und seine

Pakete weit mehr, als er dachte, geschmolzen fand. „Sie haben recht", sagte er, „indessen ist mir doch nicht bange." — „Es schickt sich nicht für mich," versetzte jener, „zu fragen, wieviel Ihnen gegenwärtig übrigbleibt, nur so viel muß ich Ihnen sagen, bereiten Sie sich auf hundert Taler Handwerkszettel und auf eine Rechnung des Wirtes von wenigstens zweihundert Talern." — „Es ist unmöglich!" rief Wilhelm aus. — „Verzeihen Sie", versetzte der andre, „meiner Neugierde, sie hatte eine löbliche Absicht; ich habe mir gestern das Buch des Wirtes zeigen lassen und finde wirklich, daß sie so hoch angestiegen ist. Ihre Gastfreiheit und Freigebigkeit konnte Ihnen nicht wohlfeiler zu stehen kommen." Der Überschlag war bald gemacht, daß nach dieser Rechnung Wilhelmen von seiner Barschaft kaum hundert Taler übrigblieben. Er war bestürzt, und Melina drang schärfer auf ihn. „Sie sehen, daß da gar nicht zu scherzen ist", sagte er. „Wir haben die Prinzipalin in Händen, denn alles, was sie hat und besitzt, ist Ihnen als Pfand verschrieben, und wir können uns dessen sogleich bemächtigen. Ehe sie sich zugrunde richten und aus der Stadt hier vertreiben läßt, tut sie gewiß das möglichste, und Sie kommen zu dem Ihrigen. Bestehen Sie drauf, daß Ihnen Ihr erstes Kapital sogleich und das übrige nach und nach von der Einnahme bezahlt werde, daß sie die noch ausstehende Handwerksleute gleichfalls übernimmt, und so retten Sie noch, was möglich ist, denn ganz ungerupft kommen Sie doch nicht davon. Ich bitte Sie, ziehen Sie sich an und gehen zu ihr hinüber. Wenn ich es nicht mit ihr zu verderben fürchtete und es zudringlich ließ, so wollte ich Ihnen gern diesen fatalen Gang ersparen."

Ein junger Prinz, der eben auf die Jagd reiten will, kann einem remonstrierenden Finanzminister nicht mit größerm Widerwillen gestiefelt und gespornt Audienz geben, als Wilhelm in dem Augenblicke dem Verlangen seines Freundes folgte. Wie anders dachte er diesen Morgen zuzubringen! Er hoffte sich mit seinen Freunden und Freundinnen zu letzen, mit ihnen das gestrige Abenteuer, das Vergnügen, den Beifall nachzukosten und zu genießen.

Zweites Kapitel

In dem Augenblicke, als Wilhelm angekleidet war und zu der Prinzipalin hinübergehen wollte, erhielt er ein Billett von seinem Freunde, dem Herrn von C., der ihn mit großer Lebhaftigkeit des Enthusiasmus und der Überraschung wegen des gestrigen Stückes und seines unvermuteten

Spieles pries und ihn zugleich auf den Abend einlud, er wolle ihn zu ein paar vortrefflichen Frauenzimmern führen, die, um das Trauerspiel zu sehen, von ihren Gütern in die Stadt gekommen seien und sehr wünschten, seine nähere Bekanntschaft zu machen. Er antwortete mündlich, daß er aufwarten wolle, und ging nach dem Zimmer der Madame de Retti.

Vor der Türe hörte er, daß sie in einem heftigen Streite befangen war, und er erkannte gar bald die Stimme des Herrn Bendel, der sich gegen sie gar unartig bezeigte. Sie hörte nicht, als Wilhelm anpochte, und da er die Türe eröffnete, konnte er noch ganz deutlich die Worte des rohen Menschen verstehen, der ausrief: „Genug, Sie hätten sich nicht so zu eilen brauchen, Sie konnten ja ein anderes Stück geben, und morgen würde ich schon selbst gespielt haben." Die Ankunft des Dritten unterbrach seine Heftigkeit, Wilhelm grüßte ihn und erfreute sich, ihn wohl zu sehen, dagegen der Grobian nur einige unverständliche Worte brummend versetzte, ein Kästchen, das auf dem Tische stand, untern Arm nahm, hinausging und die Türe hinter sich zuschlug.

„Ich wünschte," sagte Madame de Retti, „daß Sie diese Rolle von Anfange gleich übernommen und Monsieur Bendel sie gar nicht memorieret hätte; jetzt ist er verdrießlich, daß Sie sie vor ihm gespielt haben." — „Er wird Zeit genug finden, sie nach mir zu spielen", versetzte Wilhelm. „Ich habe schon zu lange verweilt, meine Geschäfte nötigen mich, weiter zu gehen, ich bin gekommen, es Ihnen zu eröffnen und zu bitten, daß Sie mir das Meinige, womit ich Ihnen bisher gerne ausgeholfen, wieder ersetzen, besonders da die gestrige Einnahme beinahe dazu hinreichen wird." — „Ich weiß selbst noch nicht," sagte die Prinzipalin, „wieviel eingekommen ist, ich habe soeben Herrn Bendel die Kasse gegeben, um das Geld zu sortieren und zu zählen. Gegen Abend werde ich Ihnen davon Rechenschaft geben können." — „Madame", versetzte Wilhelm, „ich wünschte, daß Sie die Kasse wieder holen ließen; ich erbiete mich, das Geschäfte selbst zu übernehmen, in einer Stunde soll alles gemacht sein." — „Sie werden gegenwärtig nicht in mich dringen", versetzte die Prinzipalin, „ich bin unserm Wirte eine ansehnliche Rechnung schuldig, und wenn ich noch einigen Kredit von ihm hoffen will, so muß ich diese sogleich abzahlen." — „Bedenken Sie, Madame," versetzte Wilhelm, „daß meine Schuld nicht minder dringend ist, denn ich kann mich nicht einen Tag länger hier aufhalten." — „Ich mute Ihnen das auf keine Weise zu", sagte Madame, „lassen Sie mir Ihre Adresse, und ich verspreche, es mit

nächstem nachzuschicken." — „Ich kann hierin nicht nachgeben", fiel er ein, „überlegen Sie, daß mir die ganze Garderobe, Dekorationen und alles, was nur zum Theater gehört, als Pfand verschrieben ist, und es sollte mir leid sein, wenn Sie mich nötigten, mich meines Rechts zu bedienen." — „Wären Sie fähig," rief Madame de Retti mit großer Heftigkeit aus, indem sie eine Rolle Papier, die sie bisher in der Hand geführet, auf den Tisch warf und die Stube auf und ab ging, „wären Sie fähig, so hart und ungerecht gegen mich zu sein?" — „Ich sehe nichts Unbilliges," versetzte Wilhelm, „wenn ich zu dem Meinigen zu gelangen suche." — „Nein," rief sie aus, indem sie mit der Hand vor die Stirne schlug, „nein, so etwas dachte ich nicht zu erleben! Wie sehr habe ich Sie bisher verkannt! wie sehr in Ihnen geirrt! Ich vergebe es Ihnen nicht, solang ich lebe!" Sie fuhr noch mit lebhaftem Verdrusse fort, sich über sein Betragen zu beschweren und ihn fühlen zu lassen, wie sehr beleidigt sie durch seine Forderung sei. Wilhelm stand ganz erstaunt, denn seiner Empfindung nach war er eigentlich der beleidigte Teil; e r hatte sich zu beschweren, e r hatte zu verzeihen! Und er kam sich selbst ganz wunderbar vor, indem er Madame zu besänftigen suchte und ihr versicherte, daß es seine Absicht gar nicht gewesen sei, sie zu erzürnen und ihr Verdruß zu machen. „Damit Sie sehen," versetzte sie, „daß es mir Ernst ist, so will ich gleich mit einer abschläglichen Zahlung den Anfang machen und Ihnen fünfundzwanzig Taler von der gestrigen Einnahme geben und ebensoviel von einer jeden folgenden, bis Kapital und Interessen abgetragen sind. Denn glauben Sie nicht," versetzte sie mit einem stolzen Tone, „daß ich gern jemanden etwas schuldig bleibe." Unser guter Freund war betäubt und beschämt; auf seinen Vorteil genau zu sein, hatte er nie gelernt, er vergaß also den guten Rat des Herrn Melina, den leeren Raum seiner eigenen Kasse und ließ es bei ihrem Anerbieten bewenden, ohne es abzuschlagen oder anzunehmen. Und Madame de Retti war so klug, ihm, als er auf sein Zimmer ging, sogleich die versprochene Abschlagssumme nachzuschicken.

Herr Melina, dem Wilhelm von dem Ausgange dieser Sache, obgleich wider Willen, Nachricht gab, war höchst mißvergnügt über die Gefälligkeit, über die Nachlässigkeit und besonders darüber, daß, wenn er ja eine abschlägliche Zahlung hätte annehmen wollen, er sich nicht größere Summen ausgemacht und die noch bevorstehende Handwerkszettel an sie gewiesen habe. Über die Unzufriedenheit ihres Gemahls kam Madame Melina ganz aus der Fassung und konnte alles Angenehme, worauf sie sich vorbereitet hatte, ihrem theatralischen Freunde kaum zum

hundertsten Teile sagen, und ihre schönsten Gedanken mußten ökonomischen Gesinnungen Platz machen. Herr Melina sann hin und her, wie er der Sache eine andere Wendung geben könnte; alleine Wilhelm wollte sich nicht entschließen, noch einmal mit der aufgebrachten Prinzipalin anzubinden.

Nach Tische kamen, wie man vorausgesehen hatte, einige Handwerksleute, die bezahlt sein wollten. Man schickte sie nach Herrn Melinas Rat an die Prinzipalin, die sie aber mit Protest wieder zurückgehen ließ, versicherte, sie habe von dem allem nichts bestellt, sie möchten sich an den Herrn halten, der es angeordnet habe. So bedeutet kamen sie wieder herüber, und Wilhelm bat nur, daß sie sich bis den andern Morgen gedulden möchten, wo er alles in Ordnung bringen wollte.

Abends ging er zu seinem Freunde, der ihn in eine sehr angenehme Gesellschaft brachte. Jedermann und besonders ein paar Frauenzimmer von vortrefflichen Eigenschaften bemühten sich um ihn und konnten nicht genug loben, wie glücklich er sie gestern und auf eine große Zeit gemacht habe. Man sprach viel von dem Stücke, ging es einzeln durch und bezeugte sich auch mit der Übereinstimmung der Dekoration, der Kleider zufrieden; ja sogar des grünen Teppiches ward nicht vergessen, daß Wilhelm vollkommen vergnügt hätte sein können, wenn ihn nicht alle diese gepriesene Gegenstände an die Verlegenheit erinnert hätten, in der er sich ihrentwegen schon heute befunden und noch mehr sich morgen befinden werde. Und so wurde der ganze schöne Genuß, der ihm bereitet war, durch die bösen Geister der Sorgen ihm von den Lippen weggenommen.

Drittes Kapitel

Indessen hatte das Publikum mit großem Verlangen den folgenden Tag erwartet, wo die Gesellschaft versprach das Trauerspiel zu wiederholen. Und auch diesmal hätte die Bude um vieles größer sein müssen, wenn sie die Menge der Zudringenden hätte fassen wollen. Denn es war in der Stadt kein Zweifel, daß der neue Schauspieler in der Rolle des Darius sich wieder zeigen würde, ob es gleich in Wilhelms Herzen ausgemacht blieb, daß er nie das Theater wieder betreten wolle, und Monsieur Bendel sich das Heldenkleid schon erweitern und auf seinen Leib, wie es erst war, hatte richten lassen. Die Prinzipalin war so klug und ließ die Namen der spielenden Personen nicht, wie sonst gewöhnlich, auf

den Zettel setzen, wodurch die Neugierde noch mehr erregt und jedermann in seinen Gedanken bestärkt wurde.

Für Wilhelmen war es ein verdrießlicher Tag. Er mußte sich von Madame Melina vorklagen lassen, wie übel das Stück heute gehen werde, und von ihrem Manne besorgliche Vorwürfe hören, daß er den guten Rat nicht befolgt und die Prinzipalin wegen Wiederbezahlung des Geldes nicht schärfer gefaßt hätte. Er wurde darüber so ärgerlich, daß er wünschte, niemalen den Ort betreten zu haben. Er schalt sich selbst, daß er das Geld nicht heute früh von der Prinzipalin auf einmal zu erhalten gesucht, da er denn seinem Herzen folgen und noch diesen Abend hätte abreisen können. In das Schauspiel zu gehen, konnte er sich nicht entschließen, denn er fühlte sich schon im voraus die Eingeweide umwenden, wenn das leidige Ungeheuer seine Verse herstolpern und durch Mißtöne und Mißgebärden das Publikum aus der Harmonie der Empfindung herausnötigen würde. Er blieb deswegen auch des Abends, da sich alles rüstete und wegging, still auf seinem Zimmer, um mit dem Wirte abzurechnen und ihn zu bezahlen.

Kaum war in dem Hause alles stille geworden, so trat Mignon mit einem angezündeten Lichte herein, worüber sich Wilhelm verwunderte, weil es noch Tag war. Er hatte nicht Zeit, um die Ursache zu fragen, denn das Kind machte den Fensterladen zu, wodurch es in dem Zimmer ganz dunkel wurde, und ging schnell wieder hinaus. Nach einer kurzen Zeit tat sich die Türe wieder auf, und der Kleine trat herein. Er trug einen Teppich unter dem Arme, den er auf der Erde ausbreitete. Wilhelm ließ ihn gewähren. Er brachte darauf vier Lichter, stellte sie an jede Ecke. Ein Körbchen mit Eiern, das er holte, machte Wilhelmen die Absicht deutlicher. Künstlich abgemessen schritt sie nunmehr den Teppich hin und her und legte in gewissem Maße die Eier voneinander, dann rief sie einen Menschen herein, der bei der Truppe war und die Violine spielte. Er trat mit seinem Instrumente in die Ecke, sie verband sich die Augen, gab das Zeichen und fing zugleich mit der Musik wie ein aufgezognes Uhrwerk an, indem sie Takt und Melodie mit dem Schlage der Kastagnette begleitete. Behende, leicht, rasch, präzis führte sie den Tanz. Sie trat so scharf und so sicher zwischen die Eier hinein, bei den Eiern nieder, daß man in dem Augenblicke dachte, sie müsse eines zertreten oder bei schnellen Wendungen fortschleudern. Mitnichten! Sie berührte keines, ob sie gleich mit allen Arten von Schritten, engen und weiten, ja sogar mit Sprüngen und zuletzt halb knieend sich durch die Reihen durchwand.

Unaufhaltsam wie ein Uhrwerk lief sie ihren Weg, und die sonderbare Musik gab dem immer wieder von vorne anfangenden und losrauschenden Tanze bei jeder Wiederholung einen neuen Stoß. Wilhelm war von dem sonderbaren Schauspiele ganz hingerissen, vergaß seiner Sorgen, er folgte jeder Bewegung der geliebten Kreatur und war verwundert, wie in diesem Tanze sich ihr Charakter vorzüglich entwickelte: streng, scharf, trocken, heftig und in sanften Stellungen mehr feierlich als angenehm. Er empfand, was er alles für Mignon gefühlt, in diesem Augenblicke auf einmal. Er sehnte sich, dieses verlassene Wesen an Kindes Statt seinem Herzen einzuverleiben, es in seine Arme zu nehmen und mit der Liebe eines Vaters Freude des Lebens in ihm zu erwecken.

Der Tanz ging zu Ende, sie rollte die Eier sachte mit den Füßen zusammen auf ein Häufchen, ließ keines zurück, beschädigte keines und stellte sich dazu, indem sie die Binde von den Augen nahm und ihr Kunststück mit einem Bücklinge endigte.

Wilhelm dankte ihr, daß sie ihm den Tanz, den er so lange zu sehen gewünscht, so artig und unvermutet vorgetragen, streichelte sie und bedauerte, daß es ihr sauer und warm geworden sei, versprach ihr ein neues Kleidchen, worauf sie heftig antwortete: „Deine Farbe!“ und da er es ihr versprach, nahm sie die Eier zusammen, nachher ihren Teppich, fragte, ob er noch etwas zu befehlen hätte, und sagte ihm, sie wolle nach dem Schauspielhause gehen. Er erfuhr von dem Musiko, daß sie sich seit einiger Zeit viele Mühe gegeben, ihm den Tanz vorzusingen, bis er ihn habe spielen können, auch habe sie ihm für seine Bemühung etwas Geld angeboten, das er aber nicht nehmen mögen.

Viertes Kapitel

Der Wirt, den unser Freund um diese Zeit bestellt hatte, trat kurz darauf herein und überreichte das verlangte Konto. Wäre Wilhelm nicht durch Herrn Melina vorbereitet gewesen, so würde ihn die Summe sehr erschröckt haben; denn er fand wirklich, daß er über zweihundert Taler schuldig sei. Gegen die einzelnen Posten war freilich nichts zu erinnern, denn er befand sie beim Durchgehen alle richtig, und der Wirt versicherte, daß er ihn auf das billigste gehalten habe. Er bezahlte die Rechnung bis auf einen kleinen Abzug, wodurch seine Kasse sehr zusammenschrumpfte. Desto ausgebreiteter war die Dankbarkeit des Wirtes, der sich eben empfahl, als Mignon zur Türe hereinsprang und rief:

„Komm, Herr! komm! sie bringen sich um!“ Das Kind nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit sich fort. Er fragte, was es bedeute, allein sie war so außer Atem und schien so stark gelaufen zu sein, daß sie nichts hervorbringen konnte. Sie zog ihn auf den Vorsaal an das Fenster und deutete, indem sie: „Dort! dort!“ rief, auf die Straße, wo man nach dem Schauspielhause zu ging. Es schien ihm eine Bewegung in der Gasse zu sein, die er, weil es schon dämmerig geworden war, nicht deutlich erkennen konnte. Kurz darauf näherte sich ein ganzer Trupp in vollem Laufe und mit großem Geschreie dem Gasthofe. Wilhelm erkannte bald, daß eine Anzahl mutwilliger und ungezogener Knaben einer Mannsperson nachliefen, die in der lächerlichsten Gestalt vor ihnen zu fliehen schien und nach dem großen Torwege zueilte. In einem Blicke erkannte Wilhelm, daß dieser Gejagte Monsieur Bengel selbst sei. —

Wie erstaunte und erschrak unser Freund! Doch er hatte keine Zeit, sich zu erholen, der andere stürzte die Treppe herauf und rannte ihm atemlos entgegen. „Um Gottes willen, was gibt es?“ rief Wilhelm in größtem Ernst und Bestürzung und vergaß, über die seltsame Gestalt zu lachen, die vor ihm stand. Denn das große und breite Ungeheuer, das durch seine Heldenkleider, in die es sich nicht schicken konnte, noch breiter und unförmlicher geworden war, hatte einen kurzen schwarzen Mantel umgeworfen, den Crispin zu tragen pflegte und den er in der Angst ergriff, um seine glänzende Gestalt einigermaßen zu verdecken. Der Helm, dessen Bänder sich verknüpft hatten, war im Laufen zurückgefallen und schlug ihm um die Schultern. Unterwärts sah man die schönen Stiefel und das Schoßkleid hervorschimmern, und sein dummes großes Gesicht war von Zorn, Furcht und Unsinn in albernen Verzuckungen bewegt und vom Blute und Schmutz besudelt. „Um Gottes willen, was gibt es?“ rief Wilhelm aus. — „Sie sollen mir es teuer bezahlen!“ stotterte der andere. Sein Gesicht glühte, die Augen stunden ihm vor dem Kopfe, seine Brust war voll Atem, und es schien, als ob er bersten wollte. Die Knaben waren die Treppe mit heraufgelaufen, drängten sich, schrieen, riefen ihn als den heiligen Niklas, als Rübezahl an und wurden mit großer Not von dem Wirte wieder zum Tore hinausgebracht.

Der schröckliche Zustand, in den Wilhelm den wüsten Menschen versetzt sah, erregte sein ganzes Mitleiden. Er bat ihn, sich zu beruhigen, alleine jener lief wie rasend auf dem Saale herum, zog den Mantel fester um sich her und brüllte so, daß jeder Dritte in ein lautes Gelächter ausgebrochen wäre. Mit konvulsivischen Gebärden erholte er sich nach

und nach und ging zu einer ungestümen und rasenden Heftigkeit über, schimpfte auf Wilhelmen, drohte ihm, und da dieser alle mögliche Mäßigkeit und Vernunft bewies, schien es, als ob der Tobende gar über ihn herfallen wollte. Wilhelm war nicht faul, sprang nach einer Ecke und faßte einen tüchtigen Stock, den er daselbst von ungefähr ersah, und hielt sich, indem er ihn einigemal rasch durch die Luft schwang, den Barbaren vom Leibe. Dieser, der weiter nichts erfassen konnte, griff in vollem Grimm nach dem Schwerte, das an seinen Seiten herumschlug und dessen Klinge glücklicherweise nur von versilbertem Holz war; sie sprang gar bald an der Keule, die unser Held vorhielt, in Stücken, und die Streiche, die Wilhelm führte, waren so rasch und ernstlich, daß der Wüterich genötiget war, sich zurückezuziehen; da er an einem Spane des Bodens hängenblieb, stürzte er eben der Länge nach hin, in dem Augenblicke, als der Wirt heraussprang, sie auseinanderzubringen und seinem jungen, freundlichen und großmütigen Gaste vor allen Dingen beizustehen. In demselben Momente besetzte ein Unteroffizier mit einigen Mann Wache die Treppe, und Wilhelm, da er das Getümmel auf der Straße sich immer vermehren hörte, sprang an das Fenster und sah zu seinem großen Erstaunen das Kutschtor gleichfalls besetzt und die königliche Familie, deren Kleider durch die Dämmerung blitzten, unter Bedeckung einer Anzahl Soldaten, die das Volk auseinandertrennten, anlangen. Er lief ihnen entgegen, unten an der Treppe fiel ihm Madame Melina ohnmächtig in die Arme. Man brachte sie hinauf, und wer beschriebe das Gedränge, die Gestalten, den Zustand, die Gebärden, die Ausrufungen, und über alles, wer könnte mit Worten das Entsetzen und die Verwirrung unseres Freundes ausdrücken, dem dieser ganze Vorfall ein unbegreifliches Rätsel war, nach dessen Auflösung er vergebens fragte, denn jeder einzelne Ausruf, jedes abgebrochene Wort machte ihn nur immer neugieriger und ungewisser.

Fünftes Kapitel

„Wenn der Kommendant nicht wehrt, so reißen sie die Bude ein, und wir sind ganz und gar zugrunde gerichtet!“ rief die Prinzipalin. „Mein lieber Bendel, mein Bester! was habe ich für Sie ausgestanden!“ — —

Melina kam und forderte Wilhelmen den Schlüssel zu seiner Stube heimlich ab, der sich um die gute Königin bisher beschäftigt hatte, die nach und nach sich einigermaßen erholte. Ihr Mann kam bald wieder,

gab Wilhelmen den Schlüssel zurück und ward von diesem inständig um eine ordentliche Erzählung, um eine Erklärung dieser Verworrenheit gebeten. Melina zog ihn ans Fenster und versetzte: „Das Haus schien noch voller als das erstemal. Die Begierde und das Verlangen, das Stück zu sehen und wieder zu sehen, war allgemein, jedermann vermutete, daß Sie wieder spielen würden. Als der untergeschobene Darius auftrat, entstand ein allgemeines Gemurmel und Gelispel. Glücklicherweise hatte er im ersten Akte nicht so gar viel und wenig schwere Stellen zu sagen. Jeder tat sein möglichstes. Madame de Retti spielte vortrefflich und wurde mit allgemeinem Beifalle und Händeklatschen belohnt. In der letzten Szene des zweiten Aktes, die das vorige Mal so großen Eindruck gemacht hatte, ging es desto schlimmer. Auf ihm, auf der dringenden und doch bescheidenen Zärtlichkeit des Helden ruht das ganze Glück dieser Szene. Mir wurde selbst bange für ihn. Kein gefühltes Wort ging aus seinem Munde. Im Parterre fingen einige an zu pochen, das Gedächtnis verließ ihn, er stockte mitten in einer wichtigen Stelle, und wenn ihm der Souffleur wieder einhalf, so eilte er mit denen Versen, die ihm wieder ins Gedächtnis fielen, ohne Sinn und Verstand. Der Gegensatz von neulich war zu auffallend; noch war die Art, wie Sie die Szene behandelt, der Eindruck in allen Gemütern, das Pochen wurde lauter, und glücklicherweise, daß der Akt endigte und der Vorhang fiel. Bendel lief wie wütend von dem Theater und schwur, die verfluchten Bretter nie wieder zu betreten. Madame de Retti tat alles, um ihn zu besänftigen, und ließ indessen den dritten Akt anfangen. Meine Frau, von Furcht ergriffen, trat auf und sprach, ohne es selbst zu wissen, die erste Szene besser als jemals. Ihre Schüchternheit machte sie dem Publiko noch angenehmer, und sie erhielt bei mehreren Stellen einen lauten Beifall. Der dritte Akt, in welchem der unartige Mensch nicht erschien, hub sich, die Szene, wo jeder dem Könige Glück wünschet, ging wohl vonstatten, und das Publikum schien wieder besänftiget. Indessen war auch Monsieur Bendel wieder beruhigt worden. Die Verschwornen und die Prinzessin taten zu Anfange des vierten Aktes alles mögliche, aber leider war diese Zeit über mit dem Darius keine Verwandlung vorgegangen. Die Zuschauer erblickten ihn kaum, als ihr Mutwillen schon sich wieder zu regen anfing. Er sollte die wüste Schwelgerei der Tafel pathetisch beschreiben. Unglücklicherweise sind einige Verse in dieser Stelle vor das Unvermögen seiner Zunge, und die verwechselten Buchstaben des L und R, die uns schon in den Proben äußerst lächerlich auffielen.

Wie von seinem bösen Genius mit Fäusten geschlagen, hielt er immer bei solchen Stellen ein und sagte, indem er den Fehler zu vermeiden glaubte, ihn dem Publiko erst als mit Vorsatz ins Angesicht.

Es entstand ein lautes Gelächter, er erhub seine Stimme nur mehr, stotterte bald, verfing sich in einigen Quiproquos. Das Pochen, Pfeifen, Zischen, Klatschen und Bravorufen ward allgemein. Gift und Galle, die in ihm kochten, brachen aus, er vergaß, wo und wer er war, trat bis ganz hervor an die Lampen, rief und schimpfte auf ein solches Betragen und forderte einen jeden heraus, der sich gegen ihn so impertinent bewies. Kaum hatte er ausgeredet, als eine Pomeranze geflogen kam und ihn mit solcher Gewalt auf die Brust traf, daß er einige Schritte zurückwich; gleich darauf noch eine, und als er sich bückte, die aufzuheben, ein Apfel, der ihm die Nase quetschte, daß ihm ein Strom von Blut dem Gesichte herunterlief. Außer sich vor Wut, schleuderte er den einen Apfel, den er aufgerafft hatte, in das Parterre zurück. Er mochte jemand hart getroffen haben, denn es entstund gleich darauf ein allgemeiner Aufruhr. Ein Knabe, der Semmeln und Pastetchen zu verkaufen herbeitrug, wurde in dem Augenblicke rein ausgeplündert und der verhaßte Gegenstand damit bedeckt; sogar kam eine alte Dose geflogen, die an dem Helme sich voneinander teilte und ihm Augen und Mund mit stiebendem Tobacke erfüllte. Er stampfte, schäumte, nieste, sprudelte, alle andern Akteurs waren hinter die Kulissen geflohen, er allein reizte durch den Trotz seiner Gegenwart den Zorn und das Gelächter der Menge, und hätte die Gefahr, die ihm drohte, beinahe zu spät gesehen; denn es brach eine große Anzahl mit Stecken bewaffneter Zuschauer durch das Orchester durch, um das Theater zu ersteigen. Die Prinzipalin ließ den Vorhang herunterwerfen, wodurch einige gequetscht, andere für den Moment ausgeschlossen wurden. Indessen schob sie ihren Liebling, der einen schwarzen, alten Mantel umgeworfen hatte, zur Hintertüre hinaus. Ein großer Teil der Zuschauer nahm, von dem Tumulte erschröckt, selbst die Flucht, und weil die Ausgänge sich sperrten, drang der größte Teil des Parterres auf das Theater. Sie rissen Stücke aus dem Vorhange, schnitten die Stricke ab, daß die Dekorationen herunterfielen, zertraten und zerbrachen alles, was ihnen unter die Füße kam, unter einem Geschreie und Getümmel, daß alles Zureden der Prinzipalin übertäubt ward und unser Schröcken sich vermehrte; doch wurde keiner von uns beleidiget, Vernünftige bedauerten und schützten uns mitten unter dem Tumulte, die Ungestümen suchten das ganze Theater durch nach dem Gegenstande ihrer Rache,

und bald drohte uns und unserm Hause ein völliger Untergang. Denn von außen war der versammelte Pöbel mit Gewalt hereingedrungen; der Teil des Volkes, der am Schauspiele den wenigsten Anteil nimmt, weil es Geld kostet, es für eine Schule des Satans hält, Brand, teure Zeit und Landplagen von einer solchen Bande magnetisch herbeigezogen glaubt. Im heiligen Eifer, der durch Raubsucht noch geschärft wurde, schlugen sie gar bald einige Bretter der Wände durch, andere saßen, ehe man es sich versah, auf dem Dache und fingen an, von obenherein abzudecken. Wir sahen unseren Untergang vor Augen, denn wir wagten uns nicht auf die Straße, das Haus wurde jeden Augenblick unsicherer. Wir hatten schon lange nach der Wache gerufen, aber die wenigen Mann staken unter dem Gedränge und konnten sich selbst kaum erwehren. Endlich rettete uns ein Detachement, das der Kommendant, gleich als er den Lärm erfahren, hatte marschieren lassen. Der Offizier nahm uns in Schutz, und Sie haben uns anlangen sehen."

Sechstes Kapitel

Herr Melina schielte während dieser Erzählung mit einiger Unruhe mehrmals seitwärts nach dem Zimmer der Prinzipalin, worein sie sich mit ihrem Lieblinge, nachdem der erste Sturm vorbei war, begab. Kaum hatte er geendiget, als sie die Türe aufriß und mit einer gewaltsamen Gebärde ausrief: „Wir sind verloren! wir sind zugrunde gerichtet! Während des Tumultes hat man mich bestohlen, man hat die Kasse aus meinem Zimmer getragen! Wer ist von Fremden hier oben gewesen?" Sie fragte nach dem Einnehmer, wo der sei, um ihr das, was noch an der Türe eingekommen, auszuliefern. „Erschröcken Sie nicht, Madame", sagte Herr Melina ganz gelassen, „die Kasse ist nicht weit, ich habe sie in unsers Freundes Stube gleich von Anfange in Sicherheit gebracht und daselbst wohl verschlossen; auch steht die heutige Einnahme ganz geruhig dabei, ich habe sie dem Alten abgenommen, als er mir im Getümmel begegnete." – „Eine sehr unnötige Vorsicht!" rief die Prinzipalin spöttisch, „und ich ermahne Sie ernstlich, mir sogleich das Geld wieder herauszugeben." – „Mein Freund", sagte Melina, „hat den Schlüssel zurück", indem er auf Wilhelmen deutete, der dabei stund, „und ich denke, er wird es doch für rätlicher halten, wenigstens bis morgen diesen Schatz zu bewahren."

Der Streit ward heftiger, Melina blieb gelassen, die Prinzipalin drang in Wilhelmen ein, der auf einen Blick seines Freundes den Schlüssel notwendig verweigern mußte, wenn er ihn auch selbst herauszugeben geneigt gewesen wäre. Madame de Retti fing an, mit Schelmen und andern Schimpfwörtern um sich zu werfen, und es war eben Zeit, daß der kommandierte Offizier, der den Tumult gestillt hatte, die Treppe heraufkam. „Wie!" rief er aus, „kann das Lumpenvolk unter sich selbst nicht Ruhe halten? Was gibt es, soll ich auch hier Friede stiften?" Wilhelm war über diese Anrede höchlich betroffen und im Begriffe, ein so rauhes Kompliment zu erwidern, allein Herr Melina, der ganz andere Sorgen hegte, antwortete ihm gelinde und gefällig. „Mein Herr, haben Sie deswegen keine üblere Meinung von uns und kommen, uns gegen die Heftigkeit und Bosheit unserer Prinzipalin zu schützen." — „Ich will ihr den Kopf schon zurechtesetzen", rief jener, „was fällt Ihnen ein, Madame?" Melina ließ sie nicht zum Worte kommen und sagte: „Ich habe in der Verwirrung die Kasse in dieses Herrn Zimmer gestellt, damit wir alle nicht etwa unglücklich werden. Die Prinzipalin schreit und tut, als wenn es ihr eigen Geld, als ob sie bestohlen wäre, und doch im Grunde ist sie uns und diesem Herrn mehr schuldig, als das alles beträgt. Sie hat sich im mindesten nicht darüber zu beschweren, morgen früh wollen wir die Sache in Ordnung bringen." Da Madame de Retti mit Heftigkeit und Scheltworten versetzte, behielt sie sogleich in den Augen des Offiziers unrecht, der ihr zu schweigen gebot. Melina fuhr fort: „Damit Sie sehen, mein Herr, daß wir es ganz ehrlich meinen, so bitten wir Sie, eine Schildwache vor die Türe zu stellen und ebenfalls eine andere vor jene, worinnen unsere Garderobe befindlich ist. Wollen Sie auch den Schlüssel haben, so steht er zu Befehl; oder wollen Sie noch lieber versiegeln, es ist uns alles recht, was zur Sicherheit dient und Sie überzeugt, daß wir nichts Unbilliges suchen." Die Prinzipalin wollte vor Ärger bersten; allein es half ihr nichts, der Offizier nahm den Schlüssel, stellte seine Posten aus und ging, dem Kommendanten von der Expedition Rechenschaft zu geben. Auf der Treppe begegnete ihm ein andrer, den man sogleich für den Adjutanten des Generales erkannte. Er verlangte, mit der Prinzipalin allein zu sprechen, die ihn in ihr Zimmer führte. Neugierig wartete ein jeder, was das bedeutete, und bemerkte eine sichtbare Verlegenheit an der Prinzipalin, als er wieder von ihr wegging. Er war freundlich gegen die übrigen, sprach mit ihnen, doch konnten sie nichts erfahren, was er gebracht hatte. Jedes suchte sein Zimmer, und Wilhelm nahm diesmal bei Melina sein Nacht-

quartier und legte sich, nachdem sie vorher noch vielerlei abgehandelt, mit einem wüsten Kopfe und sehr bedrängten Herzen in ein Bette, das man ihm geschwind in die Ecke zurechtmachte.

Siebentes Kapitel

Er warf in größter Verwirrung und Verlegenheit sein Haupt auf dem Kissen hin und her, der Schlaf war nicht so gefällig, seinen Zustand zu lindern. Der Verlust seines Geldes, die Angst der Seinigen, seine alten Wünsche und seine gegenwärtigen Verbindungen wurden ihm in der Seele lebhaft. Die Schimpfworte des Offiziers summten ihm in den Ohren, und es war ihm unerträglich, in einer solchen Gesellschaft zu sein, ob er sich gleich dadurch nicht beleidigt finden konnte. Der Wahn seiner Jugend zerstreute sich wie eine schöne Nebelwolke, die sich um einen dürren Berg bewegt. Er bedauerte sich, das Theater und die Dichtkunst. „Ach!" rief er aus, „möchten doch so viele törichte Jünglinge durch mein Beispiel klug werden, die diesem Irrlichte nachlaufen, die sich von dieser Sirene aus der vorgeschriebenen Fahrt ihres Wandels locken lassen!" Er hatte einige Stunden in so abwechselnden verdrüßlichen Gedanken gelegen und war einem Krieger zu vergleichen, der mit seiner Mannschaft von einem Feinde unversehens umzingelt ist. Bald ersteigt er einen Berg, bald rekognosziert er das Tal, bald hofft er von dem Flusse Rettung und fängt, nachdem er den ganzen Kreis geschlossen gefunden, mit abwechselnden Gedanken sich durchzuschlagen oder sich zu ergeben, seine Untersuchung und Überlegung wieder von vornen an.

Er hörte einiges Geräusche in dem Hause, es schien ihm, als wenn Fremde ankämen oder abgingen, er hörte einen Wagen fahren, Koffer schleppen, konnte nicht genau untersuchen, ob es hinauf- oder hinabging. Des Morgens trat Melina, der schon früher auf gewesen und nach den Schildwachen gesehen hatte, vor sein Bette und rief: „Stehen Sie auf, mein Freund, und besehen mit mir das leere Nest! Die Vögel sind ausgeflogen und unser Glück ist, daß wir uns vorgesehen haben."

Wilhelm war verwundert und konnte nicht ganz begreifen, was er meinte. Genug, die Prinzipalin hatte sich diese Nacht mit Mosje Bendel in der Stille davongemacht. Man erfuhr nunmehr, daß ihr der Kommendant habe sagen lassen, sie solle ohne weitere Umstände den wüsten Menschen, der dem Publiko so unangenehm sei, hinwegschaffen, weil er

ihr sonst vor nichts stehe und sie sich gewärtigen müsse, daß ihn der Pöbel auf der Gasse angreifen und einen Tumult erregen würde. Sie hatte, wie alles zur Ruhe war, den Wirt hinaufkommen lassen und ihm diesen Befehl entdeckt, von ihm verlangt, daß er Postpferde und einen Wagen kommen lasse, sie wolle Herrn Bendel bis auf die nächste Station begleiten und alsdann wieder zurückekehren. Er habe es im Anfange nicht glauben wollen, doch sei er auf ihr Geheiß noch geschwind zu dem Adjutanten gegangen, der ihm versichert, daß es wahr sei. Sie habe ihm darauf, um ihm ihren Ernst zu zeigen, etwas Geld für Rechnung des Herrn Bendel auf Abschlag gegeben und ihn auf die bewachte Kasse und Garderobe gewiesen und dabei gesagt, es wäre ja natürlich, daß sie diese nicht im Stiche lassen würde, so wie sie auch nur etwas weniges von Kleidung mitnehmen wollen.

„Mein guter Freund", sagte Melina, „diesmal hat Euch Eure Klugheit verlassen, denn Ihr werdet sie nicht wieder zu sehen kriegen, und diesem Herrn — er deutete auf Wilhelmen — gehört die Garderobe und die Kasse, und was nur da sein mag, als Pfand und für bare Auslagen zu; doch seid nur ruhig, wir wollen sehen, wie wir auseinanderkommen und einer dem andern seinen Schaden übertragen hilft." Es befand sich noch ein großer Koffer in ihrer Stube. Melina behauptete, man müsse ihn aufbrechen, man werde ihn mit Stroh und Steinen ausgefüllt finden, andere waren anderer Meinung, und man ließ ihn stehen.

Die Nachricht verbreitete sich mit dem anbrechenden Morgen. Alle Akteurs, die teils im Hause, teils auswärts wohnten, kamen eilends zusammen. Man fragte, man ratschlagte, man verwarf, nahm sich vor und unterließ wieder, ein jeder rief und glaubte, das Beste gefunden zu haben, und ein jeder mußte vor der lauten Meinung seines Nachbars schweigen. Einige, die das Theater, da sie das Wirtshaus noch mit Soldaten besetzt sahen, besucht hatten, fanden dort alles in der schröcklichsten Unordnung. Den meisten war Madame de Retti noch ihre Gage schuldig. Ein jeder fragte nach der Kasse, nach dem Gelde, und Melina wußte sich recht viel, daß er wenigstens einen Teil gerettet hatte. Er bat die übrigen, ruhig zu sein und abzuwarten, wie sich die Sachen auseinanderlegen würden.

Er holte darauf einen Notarius, der jene Pfandverschreibung für Wilhelmen aufgesetzt. Man schloß sich ein, man überlegte, ging zum Oberamtmann, und Wilhelm war so verdrüßlich, so von der Beschwerde und Langeweile dieses Handels aus aller guten Laune gesetzt, wie es wahr=

scheinlich unsere Leser auch sein würden, wenn wir fortführen, das Detail dieses Konkurses genau zu erzählen.

Achtes Kapitel

Die Überlegungen und Plane, die man machte, wurden auf einmal durch die unvermutete Wiederkunft der Madame de Retti unterbrochen, die gegen alles, was geschehen, aufs feierlichste protestierte. Melina, der hier wieder ein neues Hindernis sah, war aufgebracht, und als sie ihre Verwunderung bezeigte, wie man so schnell, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen, habe verfahren können, versetzte er: „Madame, Sie können nicht von uns fordern, daß wir die kühnen Schritte, welche Ihnen Ihr außerordentlicher Geist eingibt, berechnen sollen. In gegenwärtigem Falle wäre wohl niemand außer Ihnen fähig gewesen, eine solche Spazierfahrt zu wagen, die notwendig Verdacht erregen mußte, daß Sie gar nicht wiederkommen würden." — „Ich verzeihe Ihnen," sagte sie, „daß Sie meinem Herzen nicht nachempfinden können, es ist nicht jedermanns Sache." — „Und ich", versetzte Melina, „kann freilich nicht beurteilen, was man für einen würdigen Gegenstand zu tun schuldig und imstande ist."

Wilhelm trat eben dazu, als dieser Streit heftig werden wollte, und da ihm die ganze Sache höchst verdrüßlich wurde, so bat er Herrn Melina, er möchte doch, ohne sich zu erhitzen und Persönlichkeiten drein zu mischen, suchen, was möglich wäre, von dem Gelde zu retten, und die allgemeine Verlegenheit, in der sie sich befänden, nicht noch vermehren. „Ich überlasse Ihnen", fuhr er fort, „die ganze Angelegenheit, denn ich bin nicht imstande mehr, ein Wort drüber zu denken oder zu sagen, noch meinen Vorteil im geringsten dabei zu wahren. Ich bitte Sie, Madame", sagte er, „bedenken Sie doch auch, wieviel ich verliere, seien Sie genügsam und billig und vermehren nicht die Hindernisse." — Madame de Retti fing an, ihn mit glatten Worten anzureden; allein Melina sorgte davor, daß er sich bald auf die Seite machte.

Wilhelm ging, um sich zu zerstreuen, auf die Promenade, seinen Herrn von C. aufzusuchen, den er aber nicht fand. Die übrigen Offiziere, die er mehr oder weniger kannte, sahen ihn mit großen Augen an, versammelten sich um ihn und ließen ihn wieder stehen, so daß er etwas Besonders in ihrem Betragen zwar fühlte, aber nicht bemerkte. Er fragte nach dem Herrn von C., man sagte ihm mit einer besonderen Art, daß er krank sei. Wilhelm entschloß sich, ihn zu besuchen, wurde aber, als

er vor die Türe kam, abgewiesen. Man sagte ihm, der Herr schlafe, seine Krankheit habe aber nicht sonderlich viel zu bedeuten. Er ging eine Zeitlang spazieren; doch war ihm dies nicht genug. Er wünschte, eine teilnehmende Seele zu finden, mit der er sich unterhalten könnte; es blieb ihm nichts übrig, als zu Frau von S. zu gehen, die selbst und besonders eine ihrer Schwestern wohltätig für ihn war; allein auch diese fand er nicht zu Hause und ging mit Widerwillen nach seiner Herberge. Dort sah er Herrn Melina sehr vergnügt, der ihm die Einleitung erzählte, die er gemacht, und wie er hoffte, durch Nachgiebigkeit einen Vergleich zustande zu bringen, damit die Sache wenigstens nicht zur Klage käme und sie den besten Teil davon erretteten. Wilhelm war ungeduldig und versicherte, daß er weiter nichts von diesem Handel hören wollte. Er wandte sich darauf zu Madame Melina und sagte: „Ich möchte wissen, was meinem Freunde C. fehlet, ich höre, daß er krank ist, und hoffe, es wird von keiner Bedeutung sein." — „Eben", versetzte sie, „wollte ich fragen, ob Sie ihn nicht besucht haben; wir hören, daß er sich duellieret hat, und zwar soll es um Ihrentwillen geschehen sein." — „Wie!" rief Wilhelm ganz bestürzt, „wie ist das möglich?" — „Es sollen einige", versetzte sie, „schon lange über den Vorzug eifersüchtig sein, den er in dem Hause der Frau von S. genießt. Sie suchen allerlei hervor, um ihm zu schaden und ihn verdrüßlich zu machen. Neuerlich haben sie sich über seinen genauen Umgang mit dem Komödianten aufgehalten und es für unschicklich geachtet, daß er Sie in die Gesellschaft der Dame gebracht. Er ist darüber heftig geworden, und in einem Zweikampfe, der auf diesen Handel folgte, hat er seinen Gegner zwar scharf verwundet, ist aber selbst nicht heil davongekommen."

Die kalten Worte der Madame Melina waren tausend Dolchstiche in sein Herz. Er verbarg seine Empfindungen, so gut er konnte, eilte auf sein Zimmer, wo er seinem Verdrusse, Schmerzen und Klagen freien Lauf ließ.

Neuntes Kapitel

So überraschend wie die Untreue Mariannens, so unleidlich wie jener Brief des unwürdigen Nebenbuhlers war ihm diese Nachricht und der Zustand, in den er durch sie versetzt wurde. Er hatte nun zum zweiten Male einer angebornen Leidenschaft folgen müssen, hatte sich unmerklich von ihr fortgezogen gesehen und war nun durch sie wieder in eine solche Verworrenheit, in einen solchen schmerzlichen und ängstlichen

Zustand versetzt, es drückte von allen Seiten so scharf auf ihn zu, daß er den Schmerzen zu widerstehen oder sie zu ertragen nicht vermochte. „Wie!" rief er aus, „mußte ich von Jugend auf sachte gereizt, gelockt, geführt werden, um am Ende in diese Falle zu geraten, die so verderblich über mich zusammenschlägt?"

Er ergriff die Feder und ließ in einem Billette an seinen Freund von C. dem heftigsten Verdrusse freien Lauf. Er bat den braven Mann um Vergebung, daß er ihn in solche Verlegenheit versetzt, schalt sich und konnte nicht Worte genug finden, sich anzuklagen und seinen Schmerz zu bezeigen. Der Brief ward gleich fortgeschickt, und das Nachdenken und Sinnen ging von neuem an.

Er hatte Leiden von dieser Art noch nicht gekannt, denn selbst die erste rasche Verzweiflung und die nachklingende stille Trauer über das Unglück der Liebe haben etwas Reizendes, etwas Hinziehendes; man übergibt sich ihr gerne, anstatt daß die Seele jeden andern Verdruß, der ihr von äußern Dingen widerfährt, je eher je lieber abschüttelt. Auch war diese Zeit her unbemerkt in seine Seele ein männlicher Zug gekommen, ob er gleich übrigens noch ganz Jüngling war. Er fühlte mehr Zorn als Schmerz, und wenn ihm seine eigene Fehler lebhaft wurden, so war dies eben das, was ihn am meisten drückte. Durch ein freiwilliges Bekenntnis sich Luft zu verschaffen, setzte er sich hin, Wernern in den lebhaftesten Ausdrücken die ganze Geschichte zu erzählen, seine Torheiten zu bekennen und um Vergebung zu bitten. Er schloß seinen Brief mit der Versicherung, daß er nunmehr seine Reise weiter fortsetzen und sein angefangenes Geschäfte besser besorgen wolle. Er verhielt ihm nicht, wieviel Geld aufgegangen, glaubte aber, daß es doch am Ende wohl angewendet sei, weil er dafür teure Erfahrungen gemacht, welche ihm auf sein ganzes Leben nützlich sein würden.

Es war ihm recht wohl, wie er diese Bürde von der Brust hatte, er fühlte sich wie neugeboren, und ob ihm gleich der Verdruß über das schändliche Betragen des Publikums, wie es ihm vorkam, oft wieder zu Herzen kehrte, so setzte er sich doch gar bald wieder ins Recht, entschuldigte sich und vergab sich alles; dann überfiel es ihn aufs neue, er stampfte, knirschte mit den Zähnen, die Tränen kamen ihm in die Augen, bald schämte und faßte er sich wieder.

Ist es möglich, sagte er zu sich selbst, daß man eine Klasse von Menschen verachtet, die man überall willkommen heißt, deren Talente man rühmt und aufmuntert, deren Kunst zu sehen, zu hören, zu bewundern

sich jeder mit Geld in Händen drängt! Welch ein Widerspruch! Welch ein Unsinn! So bewegt ging er auf und ab, und er würde sich wahrscheinlich aus dieser Lage herausgerissen haben, wenn ihm ein Freund oder das Schicksal eine hülfreiche Hand hätten bieten können. Unter dem Zusiegeln fand er mit großem Verdrusse, daß er einen Bogen genommen hatte, dessen letzte Seite schon halb beschrieben war. Dieses und die allzusehr vernachlässigte Handschrift des Briefes selbst veranlaßte ihn, das Papier liegenzulassen, um es des andern Tages mit Mühe abzuschreiben. Bald darauf trat sein Geschäftsträger Melina herein. Das heitere Gesicht dieses Freundes verkündigte etwas Gutes. „Ich habe mich", sagte er, „mit der übrigen Truppe besprochen, und wir sind über einen Plan einig geworden, der, wenn Sie ihn billigen, unserm Zustande eine neue Gestalt geben kann." — „Was sind Ihre Gedanken?" fragte Wilhelm. — „Man traut mir zu," versetzte jener, „daß ich die Verwaltung des Theaters mit Klugheit und Treue führen werde. Die Prinzipalin sieht wohl, daß sie abgehen und ihrem Liebhaber folgen muß. Ich will die Garderobe gegen eine billige Taxe übernehmen und dafür Ihr Schuldner werden. Die Bude ist, wie wir uns nun unterrichtet haben, balde wiederherzustellen, das Publikum läßt sich leicht versöhnen, wir hoffen eine glückliche Ausbeute und wünschen nichts sehnlicher, als unsern edeln Gläubiger balde und völlig zu befriedigen."

Als sich Wilhelm nach dem baren Gelde erkundigte, das sich vorgefunden hatte, mußte er leider vernehmen, daß es meist zur Befriedigung der Akteurs, Handwerker und des Wirtes hingegeben werden müsse; ganz entblößen könne sich der neue Prinzipal auch nicht, und Wilhelm sah bald ein, daß er von seinem vorgeschossenen Gelde wenigstens für diesmal nichts zurückerhalten würde. Er hatte auch darauf keine sonderliche Rechnung gemacht, sondern suchte und hoffte nur, mit dem wenigen, was ihm übrigblieb, seine Reise fortzusetzen und an Orte zu gelangen, wo es ihm an Geld und Kredit nicht fehlen konnte.

Da Wilhelm des andern Tages den gestrigen Brief mit mehrerer Ruhe und Fassung durchsah, schien er ihm zu übertrieben, zu leidenschaftlich. „Was wird Werner von dir denken," sagte er, „daß du dich so albern gebärdest, und was hast du nötig, selbst deinen eigenen Unfall und ein Verhältnis auszuschwätzen, das dir doch in der Folge schädlich werden könnte." Der Brief wurde nicht abgeschrieben, vielmehr zerrissen, und er nahm sich vor, Wernern auf eine klügere Weise nur von dem zu unterrichten, was er zu wissen brauchte. Eine gutherzige, gelinde und

verständige Antwort des Herrn von C. befestigte diese Gedanken noch mehr und beruhigte ihn für Augenblicke, denn bald fing seine Seele wieder an, die Schmerzen, den Verdruß von neuem vorzunehmen, durchzuarbeiten und womöglich Herr darüber zu werden.

Mignon war bisher ganz von ihm außer acht gelassen worden, sosehr sich das Kind vor wie nach ihm mit Aufmerksamkeit zu dienen mühte. Da sie merkte, daß sich Wilhelm zur Reise anschickte, war sie fröhlich und außerordentlich geschäftig. „Dein Koffer ist nicht groß", sagte sie, „ein Maultier kann ihn recht gut tragen." — „Wie, mein Kind?" sagte Wilhelm. — „Wenn wir über den Berg gehen", versetzte die Kleine. Sie war ihm aus der knechtischen Entfernung nach und nach ein wenig nähergekommen. Wenn sie ihn abends aufwickelte und morgens frisierte, machte sie es freilich nicht zum geschicktesten und hielt sich länger, als es ihm lieb war, auf, die Haare auszukämmen und zu streicheln, und kehrte sorgfältig an ihm, wenn sie ein Fleckchen oder Stäubchen erblickte. Sie stund, wenn er schrieb oder las, manchmal vor ihm oder setzte sich still an seinen Sessel auf die Erde nieder. Wenn er sie ansah, glaubte er, eine glühende, unter der Asche verglühende Kohle zu erblicken. Gegenwärtig war sie munter und rührig, ihre Seele war in Bewegung, sie schien einer angenehmen Veränderung entgegenzusehen. Wilhelm fühlte wohl, daß sie mit ihm zu reisen hoffte, es war ihm ein neuer Kummer und ein Stein auf dem Herzen.

Zehntes Kapitel

Die Prinzipalin war abgegangen, ohne daß von Mignon die Rede gewesen wäre, wer das Kind behalten oder sich seiner annehmen sollte. Bei der Truppe war man mit der neuen Einrichtung sehr beschäftigt und würde in kurzer Zeit zu Ende gekommen sein, wenn nicht die Bewegung der großen Welt diese kleine Stadt verschlungen hätte. Die Nachricht eines ausbrechenden Krieges kam ganz unerwartet. Das Regiment ward beordert, sich marschfertig zu halten, alles ging durcheinander, und die stilleren Musen hielten den Lärm nicht aus. Der schön durchdachte Plan unsers neuen Direktors war auf einmal zugrunde gerichtet; denn man konnte leicht übersehen, daß bei solchen Umständen in einer Landstadt wenig zu verdienen sein werde, man mußte also auf etwas anders sinnen und einen Entschluß bald ergreifen, wenn man nicht in Gefahr kommen wollte, Not zu leiden. Das Schlimmste war, daß man

leicht voraussehen konnte, es werde sich der Krieg durch den größten Teil von Deutschland verbreiten und die Schauspielkunst überall Mangel und Gefahren ausgesetzt sein. Man kannte wenig Gesellschaften, zu denen man sich hätte, auch unter günstigern Umständen, wenden können. Endlich glaubte man, daß nach H** zu gehen wohl das beste sein möchte. Die Lage des Ortes ließ Ruhe und die Umstände daselbst eine gute Aufnahme der Schauspielkunst vermuten. Die Truppe, die sich dort befand, hatte einen guten Namen, und was noch mehr war, so kannte Wilhelm den Direktor und war seiner Geschäfte wegen genötigt, dorthin zu gehen. Er konnte also seine Freunde begleiten und empfehlen und ein doppeltes Vergnügen davon einernten. Da dieser Gedanke zuerst Melina und seiner Frau eingefallen war, hielt man vor ratsam, ihn vor den übrigen Akteurs zu verbergen, um sich nicht mit zu vielen Menschen zu beladen und die Vorteile allein zu genießen. Wilhelm hielt sich auch dieses besonders aus, weil er mit einer großen Gesellschaft zu reisen keine Lust hatte.

Als man sich mit den Anstalten dazu beschäftigte, kam Mademoiselle Philine zu ihm aufs Zimmer, eine junge muntere Aktrice, deren wir bisher entweder gar nicht oder im Vorübergehen erwähnt haben. Unser Freund mußte sich von Madame Melina oft Vorwürfe machen lassen, als wenn er dieser kleinen leichtfertigen Figur artiger begegne und mehr Neigung zu ihr habe, als ihr Betragen verdiene; und gewiß war es, daß er sie mit Nachsicht und einer Art von Gefälligkeit betrachtete, ob er sie gleich weder schätzen noch lieben konnte. Sie hatte von früher Zeit an mit einem unglaublichen Leichtsinne dahingelebt und jeden Tag und jede Nacht, gleichsam als wenn es der erste und der letzte wäre, sorglos der Freude gewidmet. Sie gestand, daß sie nie eine Neigung zu irgendeinem Manne gefühlt, und pflegte im Scherze zu sagen, es sei so ein eintöniges Geschlecht, daß man einen von dem andern wenig unterscheiden könne. Sie warf nicht leicht ihre Augen auf einen, der sich nicht auch um ihre Gunst bemüht hätte, und es war nicht leicht einer, auf den sie nicht ihre Augen warf. Sie war das gutherzigste Geschöpf von der Welt, naschte gerne, putzte sich und konnte nicht leben, ohne spazierenzufahren oder sich sonst eine Veränderung zu machen; ganz allerliebst war sie aber, wenn sie ein Glas Wein im Kopfe hatte. Wer ihr diese Freuden verschaffen konnte, war ihr angenehm, und wenn sie einmal, welches doch selten geschah, einiges Geld übrig hatte, so vertat sie es auch wohl mit einem irrenden Ritter, der ihr leidlich gefiel und dessen starke Seite der Beutel nicht war. In reichlichen Tagen schien ihr nichts gut genug,

und bald darauf nahm sie wieder mit allem vorlieb. Sie pflegte sich einem freigebigen Geliebten zu Ehren mit Milch, Wein und wohlriechenden Wassern zu waschen, bald tat ihr der gemeine Brunnen gleiche Dienste. Gegen Arme war sie sehr freigebig und überhaupt von Herzen mitleidig, nur nicht gegen die Klagen eines Liebhabers, den sie einmal abgedankt hatte. Was sie von Kleidern, Bändern, Hauben, Hüten und dergleichen ablegte, warf sie gewöhnlich zum Fenster heraus. Ihr ganzes Wesen hatte etwas Kindisches und Unschuldiges, das ihr in den Augen eines jeden einen neuen Reiz gab. Alle Frauen waren ihr aufsässig, und zwar mit Recht. Auch ging sie mit keiner um und hatte selbst zu ihrer Bedienung bald einen alten Abenteurer, bald einen jungen Anfänger.

Der Leser wird sie genug aus diesen Zügen kennen, wir häufen deswegen nicht mehrere zusammen und kommen nur zu der Verwunderung, die unser Freund über diesen Besuch bezeigte, da sie selten und niemals alleine zu ihm zu kommen pflegte. Sie ließ ihn nicht lange in der Ungewißheit, vielmehr zeigte sich es, daß ihr die bevorstehende Reise verraten worden war. Sie bestund darauf, mitzugehen, und betrug sich so artig, so schmeichelnd, so eifrig, daß es ihr Wilhelm wenigstens in dem Augenblicke nicht abschlagen konnte.

Es setzte, da Wilhelm dieses, wiewohl mit einiger Schüchternheit, Madame Melina vortrug, einige Debatten; doch balde war das Projekt noch ruchtbarer geworden, und es drängten sich noch mehrere hinzu, jeder mit der Überzeugung, daß die Gesellschaft nur besser aufgenommen werden würde, wenn er sich dabei befände. Und da man es einigen zugestand und noch eine Kutsche zu nehmen sich entschloß, so war auch gar bald der dritte Wagen nötig; andere wollten den Weg zu Pferde machen, und zuletzt waren sogar die Böcke besetzt. Man behandelte Herrn Melina und seinen Freund als Anführer dieser Karawane, und die Gesellschaft machte sich auf den Weg.

Eilftes Kapitel

Viele unsrer Leser, die am Ende des vorigen Kapitels zufrieden waren, daß wir endlich wieder den Platz veränderten, werden vielleicht ungehalten sein, wenn wir noch einmal zurückkehren, um verschiedener Dinge zu erwähnen, die beim Abschiede vorgingen.

Die erste Unterredung mit Herrn von C. nach jenem Vorfalle, vor der sich Wilhelm so sehr gescheut hatte, ging leicht und ohne Anstoß

vorüber und war nunmehr leider zu Betrübnis beider Freunde die letzte. Von jener Begebenheit wurde gar nicht gesprochen. „Mein Bester", rief Herr von C. aus, als er ihn ansichtig wurde, „Sie sehen mich im Begriffe, auch auf einen Schauplatz zu eilen, wo man ernsthaftere Stücke aufführt, wo jeder seine Rolle nur einmal spielt und wo niemand, der seinen fünften Akt geendet, wiederkehren kann." — „Wie unrecht haben Sie, mein Herr," versetzte Wilhelm, „den weiten Raum jener freien männlichen Taten mit den engen Schranken unsrer kindischen Spiele zu vergleichen! Wie glücklich sind Sie, daß Ihr Schicksal Sie an Orte führt, wo der ganze Mensch seine besten Kräfte anwenden kann, wo alles, was er in seinem Leben geworden, wozu er sich gebildet, in einem Augenblicke wirksam werden und sich in seinem höchsten Glanze zeigen muß. Wie sehr hoffe ich mich in meinem geringen Zirkel zu ergötzen, wenn der Ruhm mir Ihren Namen nennt und mir zugleich versichert, daß das Glück auf seiten des Verdiensts gestritten hat!" — „Ich erwarte, mein Freund," versetzte Herr von C., „daß mein Schicksal ein viel stilleres und unbedeutenderes Ende nehmen werde, und ich bin auch damit ganz wohl zufrieden. Sie mögen wohl recht haben, wenn Sie nicht erlauben wollen, daß man das, was uns begegnet, was wir unternehmen, einem Schauspiele vergleiche, da es wirklich um ein großes Teil ernsthafter ist, und das wenigste, was geschieht, gesehen werden kann. Die guten müßigen Zuschauer erblicken von weitem das gefährliche Getümmel, worinnen, wie in der übrigen Welt, im verborgnen, von stiller Nacht oder von Rauch und Dampf bedeckt, die edelsten Taten für die Vergessenheit geschehen, indes nur wenige, durch ein unbilliges Glück begünstigt, den Ruhm, der vielen gebührt, auf sich häufen und hinwegnehmen. Es ist ein Glücksspiel; und Sie wissen wohl, mein Freund, wie wenig dieses unter edlen und unedlen Menschen, unter Verständigen oder Toren, unter Tapferen oder Feigen einen Unterschied macht." — „Wie", rief Wilhelm aus, „und Ihre ganze Seele glüht nicht, sich hervorzutun, Sie werden nicht mit ungestümer Begierde fortgerissen, Ihre Taten, Ihren Namen als Muster der Nachwelt zu hinterlassen?" — „Mitnichten, mein Freund", versetzte der andere. „Ich bin gewohnt, in meinem Handwerke und an dem Platze, wo ich bin, meine Schuldigkeit zu tun; ich werde meine Schuldigkeit tun und das übrige geruhig abwarten. Wenn ich dadurch den Offizieren, den Soldaten von meiner Kompagnie mit einem Beispiele vorgehe, daß sie in dem, was für sie gehört, fester, mutiger und gewisser handeln, und, wenn ich als ein braver

Mann umkomme, es nur diese wissen, nur allenfalls mein Regiment darauf aufmerksam wird, so habe ich mehr getan als mancher, dessen Name durch einen Zufall, der für die Seinigen von keinem Vorteile ist, in Zeitungen ausgestreut wird. Glauben Sie mir, der Ruf ist eine ohnmächtige Gottheit, er gleicht an Willkür dem Winde und hält sich hart an den Zufall. Man gibt ihm hundert Zungen, und wenn man sie zu Millionen vermehrte, so würde er nicht den millionsten Teil von dem, was täglich Gutes heimlich in allen Ständen geschieht, verkündigen können; und wenn er es verkündigte, wer wollte darauf achten? Nur die rohesten Gunstbezeugungen des Glückes, nur die strengsten Anfälle des Übels sind seinen zerstreuten Augen bemerkbar; und was hat der Held vor allen voraus, um der gerühmteste aller Gerühmten zu sein? Nichts, als daß der Niedrigste im Pöbel sehen und begreifen kann, er habe seinen Feind in die Flucht geschlagen, ihn unter die Füße getreten. Vielleicht hat ein anderer, vielleicht ebenderselbige Mann zu einer andern Zeit weit gefährlichere Feinde zu überwinden, mehr Größe des Geistes, mehr Stärke der Seele, mehr Heldenmut angewendet, und wer hat es bemerkt, oder wer war fähig, es zu bemerken?" — „Sie kennen die Welt länger und besser als ich", versetzte Wilhelm, „und ich selbst habe nicht Ursache, das Beste von ihr zu vermuten; doch ist das, was Sie mir sagen, so sehr allen Begriffen der Jugend, allen unsern Wünschen zuwider, daß ich mich nicht entschließen kann, Ihnen ganz Beifall zu schenken, daß ich geneigter bin, einem hypochondrischen Zuge Ihres Charakters mehr Anteil an diesen Gesinnungen zu geben, als er doch wohl nicht haben mag." Herr von C. lächelte und versetzte: „Ich möchte Sie nicht gerne anstecken, und unsere Zeit ist zu kurz, als daß wir diese Sache ausführlich durchsprechen könnten. Nur eins merken Sie sich als dramatischer Schriftsteller und lassen sich es immer gesagt sein, so sehr wir auch schon lange darüber einig sind: Lernen Sie daraus, daß man nur recht sichtbare, starke, grobe, ausgezeichnete Züge dem Volke aufstellen müsse und daß das Feinere, Innigere, Herzlichere weniger Wirkung tue, als man denkt, besonders wenn man Effekt auf die Menge machen will, die doch am Ende immer bezahlt."

Sie mußten sich in diesem Augenblicke trennen, sahen sich einige Tage nachher nur auf wenige Worte wieder und verschwanden sich einander zuletzt, ohne recht Abschied genommen zu haben.

Zwölftes Kapitel

Wilhelm saß in einem Wagen mit Mignon, Frau Melina und ihrem Manne. Dieser, der das Fahren nicht wohl vertragen konnte, mußte bald aussteigen und sich das Pferd eines andern erbitten. Die kluge Philine merkte gleich diese Veränderung und erbat sich den ledigen Platz, der ihr auch nicht wohl versagt werden konnte, und sie war kaum eingenommen, als sie es auf Wilhelmen, den einzigen Mann in der Gesellschaft, nach gewohnter Weise anlegte und bald seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen wußte. Sie sang einige Lieder recht artig, und man sprach von allerlei Sujets, die dramatisch behandelt werden könnten. Diese Lieblingsmaterie brachte den jungen Dichter in seine beste Laune, und er komponierte ihnen aus dem Reichtum seines lebendigen Bildervorrates ein ganzes Schauspiel mit seinen Akten, Szenen, allen Einteilungen, Charakteren und Verwicklungen, ja die Dekoration ward nicht vergessen. Man fand für gut, einige Arien und Gesänge einzuflechten, man dichtete sie, und Philine, die in alles einging, paßte ihnen gleich bekannte Melodien an und sang sie aus dem Stegreife. Wilhelm, in der fröhlichsten und freudigsten Laune, fuhr bald ernst, bald scherzend fort und vergaß beinahe, indem er sich mit der leichtfertigen Kreatur abgab, seiner ernsteren Freundin und seines geliebten Kindes. Philine hatte eben heute ihren schönen, sehr schönen Tag, sie wußte mit allerlei Neckereien ihm nahezukommen, es ward ihm wohl, wie es ihm lange nicht gewesen.

Nach einer Reise von etlichen Tagen mußten sie endlich an einem kleinen Orte stille liegen, weil die Gegenden nicht sicher waren und in der Nachbarschaft die Freichore herumschwärmten. Wider ihren Willen mußten sie in ein Wirtshaus zusammenkriechen, mehrere wohnten in einer Stube und behalfen sich, so gut sie konnten, nur Philine, die auf unsern Helden einen Anschlag gemacht hatte, nahm mit einem kleinen Kämmerchen auf dem obern Gange vorlieb, um allein und ungestört zu sein.

Wilhelm hatte sich auf Antrieb der Madame Melina in Besitz einer hübschen Stube gleich an der Treppe gesetzt. Seitdem ihn jene grausame Entdeckung aus den Armen Mariannens riß, hatte er ein Gelübde getan, sich vor dieser zusammenschlagenden Falle zu hüten, das treulose Geschlecht zu meiden, seine Schmerzen, seine Neigung, seine süßen Wünsche in sich zu verschließen. Die Gewissenhaftigkeit, womit er sein

Gelübde beobachtete, gab seinem ganzen Wesen eine innere geheime Nahrung, und wenn sein Herz nicht ohne Teilnehmung bleiben konnte, so ward eine liebevolle Mitteilung seinem ganzen Wesen ein schmerzliches Bedürfnis. Er ging wieder wie von dem ersten Jugendnebel begleitet umher, seine Augen faßten jeden reizenden Gegenstand mit Freuden auf, und nie war sein Urteil über eine liebenswürdige Gestalt schonender gewesen. Wie gefährlich ihm in einer solchen Lage das verwegene Mädchen ward, kann man leicht begreifen, und wir brauchen wohl nicht mehr zu sagen, um die Art von Neigung, die er für sie, ohne es selbst zu wissen, empfand, vor unsern Leserinnen einigermaßen zu entschuldigen, da ihn unsere Leser, wie wir überzeugt sind, schon lange absolviert haben.

Kaum waren sie angelangt und zu einiger Ruhe gekommen, als Madame Melina bei einem Spaziergange ihn sehr ernstlich über diese Empfindungen zur Rede setzte, die er bei sich selbst noch nicht bemerkt hatte. Er schwur hoch und teuer, und er konnte schwören, daß ihm nichts weniger eingefallen sei, als sich an dieses Mädchen, deren ganzen Wandel er wohl kenne, zu wenden, er entschuldigte sich, so gut er konnte, über sein freundliches und artiges Betragen gegen sie und befriedigte Madame Melina auf keine Weise.

Ihren Mann fanden sie auch bei der Rückkunft in der übelsten Laune. Er hatte sich an allen Orten und Enden erkundigt, ob es nicht möglich sein sollte, die Reise weiter fortzusetzen; jedermann hatte es ihm mit den besten Gründen widerraten. Die Armeen waren so gar weit nicht auseinander, man konnte in der Gegend, worauf sie zu wollten, eine Schlacht vermuten; es blieb ihnen nichts übrig, als zu bleiben, eine Notwendigkeit, die fast ebenso gefährlich war als die Gefahr selbst.

Die allgemeine Kasse, welche Herr Melina führte und welche eigentlich aus den Resten von Wilhelms zusammengestoppelter Barschaft bestand, woraus die Reisekosten und der Unterhalt eines Teiles der Gesellschaft bestritten werden sollte, ließ nach und nach den leeren Boden sehen. Andere, die noch etwas übrig und sich selbst zu verköstigen übernommen hatten, lebten leichtsinnig, empfanden bald Mangel und kamen dahin, wo sie noch etwas Geld vermuteten, borgten und wollten borgen. „Wir werden bald hausieren gehen müssen!" rief Melina aus. — „Sein Sie nicht mißmutig", versetzte Wilhelm, „es wird sich in kurzem zeigen." — „Wenn wir nur allein wären und hätten uns die Last der vielen Menschen nicht aufgeladen!" sagte jener. — „Mein letzter Groschen steht zu

Diensten", versetzte Wilhelm, „ich will, solang wir beisammen sind, nichts Eigenes haben." — „Wir werden nur um ein paar Tage später hungern", sagte Melina, „und wer wird uns aus diesem Neste erlösen?" Der andere wußte nichts darauf zu antworten.

Bei Tische ließ Melina seinen üblen Humor auch gegen die übrigen aus, denn man aß zusammen, und er ward nur durch die Anfrage des Wirtes unterbrochen, der einen Harfenspieler anmeldete. „Sie werden", sagte er, „gewiß Vergnügen an seiner Musik und an seinen Gesängen finden, es kann sich niemand, der ihn hört, enthalten, ihn zu bewundern und ihm etwas weniges mitzuteilen." — „Lassen Sie ihn weg", versetzte Melina, „ich bin nichts weniger als gestimmt, einen Leiermann zu hören, und wir haben allenfalls Sänger unter uns, die gerne etwas verdienten." Er begleitete diese Worte mit einem tückischen Seitenblicke, den er auf Philinen warf. Sie, die ihn wohl verstand, ergrimmte heimlich, und um ihren Verdruß nicht merken zu lassen, wendete sie sich an Wilhelmen: „Sollen wir den Mann nicht hören?" sagte sie. „Die Langeweile wird uns zugrunde richten! Ich für meinen Teil gebe gerne etwas dazu." Melina wollte darauf antworten, und der Streit wäre lebhafter geworden, wenn nicht Wilhelm den im Augenblicke hereintretenden Mann begrüßt und ihn sich zu nähern geheißen hätte. Die Gestalt dieses seltsamen Gastes machte die ganze Gesellschaft erstaunen, und er hatte schon von einem Stuhle Besitz genommen, ehe jemand ihn zu fragen oder sonst etwas vorzubringen das Herz hatte. Ein kahler Scheitel, von wenig grauen Haaren umkränzt, große blaue Augen, die unter langen weißen Augbrauen hervorsahen, eine wohlgebildete Nase, an die sich ein weißer mittelmäßiger Bart anschloß, mußte der Gesellschaft ein sonderbares Bild vorstellen. Ein langes dunkelfarbiges Gewand bedeckte einen schlanken Körper vom Halse bis zu den Füßen. Er nahm die Harfe und fing zu präludieren an. Die angenehme Töne, die er aus dem Instrumente hervorlockte, die muntern sanften Melodien, die von seinen Saiten tönten, setzten bald die Gesellschaft in beste Laune. „Ihr pflegt auch zu singen, guter Alter!" sagte Philine. — „Gebt uns etwas, das unseren Geist ergötze", sagte Wilhelm, „denn da ich nicht Kenner bin, so sind diese Melodien, Gänge und Läufe meinem Ohr nicht viel mehr, als bunte Papierschnitzel und scheckige Federn, die der Wind in der Luft herumtreibt, meinem Auge wären; da sich der Gesang hingegen wie ein Schmetterling oder wie ein schöner Vogel lebendig in die Luft hebt und Herz und Seele ihn zu begleiten anreizt."

Der Alte sah Wilhelmen an, alsdann gen Himmel, tat einige Griffe auf der Harfe und begann sein Lied. Es enthielt ein Lob auf den Gesang, pries das Glück der Sänger, warnte die Menschen, sie zu ehren. Er trug es mit vielem Leben und Wahrheit vor, daß es schien, als hätte er es in diesem Augenblicke und bei diesem Anlasse gedichtet, und Wilhelm enthielt sich kaum, ihm um den Hals zu fallen; nur Scheue vor der Gesellschaft zog ihn auf seinen Stuhl zurück. Er fürchtete ein lautes Gelächter, wenn er einen Fremden mit Entzücken umarmte, über den man noch streitig war, ob es ein Pfaffe oder ein Jude sei. Man fragte eifrig nach dem Verfasser des Liedes, worauf er keine bestimmte Antwort gab, nur versicherte, daß er deren sehr viele habe und wünsche, daß sie der Gesellschaft gefallen möchten. Man war fröhlich und freudig geworden, schwatzte untereinander, scherzte, und er fing an, das Lob des geselligen Lebens auf das geistreichste zu singen; er pries die Einigkeit und Gefälligkeit mit einschmeichelnden Tönen, trocken war sein Gesang, rauh und verworren, als er gehässige Verschlossenheit, kurzsinnige Feindschaft und gefährlichen Zwiespalt bedauerte, und gern warf jede Seele diese drückende Schalen ab, als er, auf den Fittichen einer vordringenden Melodie getragen, den Preis der Friedensstifter und das Glück der Seelen, die sich wiederfinden, sang.

Wilhelm fühlte sich wie neugeboren. Sein leidiges Verhältnis hatte ihm, ohne daß er es bemerkte, eine Feder nach der andern verleimt und ihn so bestrickt und zusammengezogen, daß er sich, ohne es recht zu wissen oder zu begreifen, gefangen fühlte; nun hatte der Geist jenes Alten seine ganze Seele wiederangefacht, es war, als wenn ein Windsturm alle Wolken zerrissen hätte, und wie der erste Sonnenblick nach einer langen trüben Zeit auf einmal eine ganze Gegend in die alten Rechte der schönen Tage wiedereinsetzt, so war es auch in seinem Herzen, das sich wieder von einer unbedingten Freiheit beglückt fühlte; er sah nicht mehr, wo noch wer er war, alle Gegenstände veredelten sich vor ihm, und von seiner alten glücklichen Torheit ergriffen, rief er aus: „Wer du auch seist, der du als ein hülfreicher Schutzgeist mit einer segnenden und belebenden Stimme zu uns kommst, nimm meine Verehrung und meinen Dank, fühle, daß wir alle dich bewundern, und vertraue uns, wenn du etwas bedarfst!"

Der Alte schwieg, ließ seine Finger über die Saiten schleichen, griff schärfer drein und sang:

Was hör ich draußen vor dem Tor?
Was schallet auf der Brücken?
Es dringet bis zu meinem Ohr
Die Stimme voll Entzücken.
Der König sprachs, der Page lief,
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt ihn herein, den Alten.

Gegrüßet seid ihr hohe Herrn,
Gegrüßt ihr schöne Damen!
Welch reicher Himmel, Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch, hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten mutig drein
Und in den Schoß die Schönen.
Der Fürst, dem es so wohl gefiel,
Ließ, ihn zu lohnen für das Spiel,
Ein' goldne Kette holen.

Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet,
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet;
Doch darf ich bitten, bitt ich eins,
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen!

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank von süßer Labe!
Er rief: O hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergehts euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke!

Dreizehntes Kapitel

Da der Sänger nach geendigtem Liede ein Glas Wein, das für ihn eingeschenkt dastand, ergriff und es mit freundlicher Miene, sich gegen seinen Wohltäter wendend, austrank, entstand eine allgemeine Freude in der Versammlung. Man klatschte und rief ihm, es möge dieses Glas zu seiner Gesundheit, zur Stärkung seiner alten Glieder gereichen! Er sang noch einige Romanzen und erregte immer mehr Munterkeit in der Gesellschaft.

„Kannst du das Lied, Alter", rief Philine: „Der Schäfer putzte sich zum Tanz?" — „Sonst", sagte er, „gelang es mir, jetzt weiß ich nicht. Wollen Sie die Schäferin vorstellen?" — „Von Herzen gerne", rief sie aus, „ich habe lange gewünscht, jemanden zu finden, mit dem ich es wieder einmal singen könnte. Nur verwirre dich nicht in den drolligen rollenden Silben des Refrains." Sie stund auf und setzte sich zu ihm scherzend an die Erde.

Da das Lied nichts weniger als ehrbar ist, können wir es unsern Lesern nicht mitteilen, und da es eigentlich von einem tanzenden, gestikulierenden Paare gesungen werden muß, so verlor es auch bei dieser Aufführung etwas von seiner Stärke; doch wurde es mit dem größten Beifalle aufgenommen, und die feinen launigen Pfiffe, die geschickten Wendungen und artige Gebärden, womit Philine die Zweideutigkeiten, indem sie sie verbergen zu wollen schien, geltend machte, fand vor aller und auch sogar vor Wilhelms Augen Gnade. Die Gesellschaft war ganz entzückt, da aber unserem Freunde die bösen Folgen ihrer Lust schon längst bekannt waren, suchte er abzubrechen, steckte dem Alten für seine Bemühung einen reichlichen Lohn in die Hand, die andern taten auch etwas, man hieß ihn ruhen und versprach sich des nächsten Abends eine wiederholte Freude von seiner Geschicklichkeit.

Als er hinweg war, sagte Wilhelm zu Philinen: „Ich kann die Moralität Ihres Leibgesanges zwar eben nicht loben, doch wenn Sie mit eben der Naivetät etwas Angenehmes und Schickliches auf dem Theater ausgeführt hätten, so würde Sie eine verdiente Bewunderung zum Range der ersten Aktricen erhoben haben."

„Wahrhaftig, dieser Mensch beschämt uns alle! Haben Sie bemerkt, wie richtig der dramatische Ausdruck seiner Romanzen war? Gewiß, es lebte mehr Darstellung in seinem Gesange als in unsern Personen auf der Bühne. Man sollte die Aufführung mancher Stücke eher für eine

Erzählung halten und diesen dichterischen Erzählungen eine sinnliche Gegenwart zuschreiben."

„Er beschämte uns noch in einem Punkte," rief Melina, als alles stilleschwieg, „und zwar in einem Hauptpunkte; die Stärke seiner Talente zeigt sich in dem Nutzen, den er davon zieht. Uns, die wir vielleicht in acht Tagen in Verlegenheit sein werden, wo wir eine Mahlzeit hernehmen, bewegt er, unsere Mahlzeit mit ihm zu teilen. Er weiß uns das Geld, das wir so nötig brauchen, um den Ort unserer Bestimmung zu erreichen, durch ein Liedchen aus der Tasche zu locken. Ich habe ihm selbst, zwischen Neigung und Widerwillen, einige Groschen beigesteuert. Aber wahrhaftig! ich bin auch fest entschlossen, und Sie werden mir nicht zuwider sein, dieses Lehrgeld mit Wucher auf andere zu gewinnen." — „Von Herzen gerne!" riefen einige. „Wir sind dabei, wenn sich Gelegenheit findet." — „Die zeigt sich überall", sagte Melina, „man muß nur nicht zu delikat sein. Auf dem Rathause ist ein großer Vorsaal, auf den ich heute frühe schon meine Spekulation machte. Wenn man die Feuereimer weghinge, ein paar alte Rüstungen und Verschläge beiseiteschaffte, so fände sich für Theater und Parterre Platz genug. Ich habe die Haken und Balken nachgesehen, wo vorm Jahre eine Seiltänzertruppe ihre Seile und Vorhänge aufhing." — „Sie werden doch nicht", rief Wilhelm, „mit solchem Gesindel sich um die paar Pfenninge des hiesigen Publikums beeifern wollen?" — „Ich werde es wohl mit Ihrer Erlaubnis!" versetzte Melina heftig, „denn wir sollen doch nicht immer die großmütigen Toren spielen und wie junge Laffen unser Kapital mitsamt den Interessen verzehren!"

Unserem Freunde stockte das Wort im Munde, denn er fühlte sich und seine Gutmütigkeit, durch die er dieses ganze Geschlecht seit einem halben Jahre war zu nähren gezogen worden, in diesem undankbaren Vorwurfe getroffen. Er sah den niedriggesinnten Direktor mit verächtlichen Augen an und rief ihm zu, indem er die Türe ergriff: „Tun Sie, was Sie wollen, ich werde so bald als möglich meinen Weg weiter suchen und Sie Ihrer Klugheit überlassen."

Er sprachs und eilte hinunter, sich auf eine steinerne Bank zu setzen, die vor der Haustüre stand.

Kaum hatte er, gedrückt von verdrüßlichen Gedanken, daselbst Platz genommen, als Philine singend zur Haustüre herausschlenderte und sich zu ihm, ja man dürfte beinahe sagen auf ihn setzte, so nahe rückte sie an ihn an, lehnte sich auf seine Schulter, spielte mit seinen Locken, streichelte

ihn und gab ihm die besten Worte von der Welt: er möchte ja bleiben und sie nicht frühzeitig verlassen.

Endlich, da er sie abzuweisen suchte, schlang sie ihren Arm um seinen Hals und küßte ihn mit dem lebhaftesten Ausdrucke des Verlangens. „Sind Sie toll, Philine,“ sagte Wilhelm, indem er sich loszumachen suchte, „die öffentliche Straße zum Zeugen solcher Liebkosungen zu machen, die ich auf keine Weise verdiene? Lassen Sie mich los, ich kann nicht und werde nicht bleiben!“ — „Und ich werde dich festhalten“, sagte sie, „und ich werde dich hier auf öffentlicher Straße so lange küssen, bis du mir es versprichst. Ich lache mich zu Tode“, fuhr sie fort, „nach dieser Vertraulichkeit halten mich die Leute gewiß für deine Frau, und die Ehemänner, die so eine anmutige Szene entweder sehen oder davon hören, werden mich als ein Muster einer recht kindlich unbefangenen Zärtlichkeit ihren Weibern anpreisen.“ Sie liebkosete ihn, eben da einige Leute vorbeigingen, auf das andringlichste, und er, um kein Skandal zu geben, war gezwungen, die Rolle des geduldigen Ehemannes zu spielen.

Wenn die Leute eine Strecke vorbei waren, brach sie in ein unerträgliches Gelächter aus, dann trieb sie wieder voll Übermut allerlei ausgelassene Ungezogenheiten; zuletzt mußte er versprechen, daß er noch heute und morgen und übermorgen bleiben wollte. „Sie sind ein rechter Stock!“ sagte sie darauf, indem sie ihm einen Stoß gab und von ihm abließ. „Ich habe wahrhaftig niemals so viel Freundlichkeit an den Ältesten und Härtesten umsonst verschwendet.“ Sie stand mit einigem Widerwillen auf und kehrte lachend zurück. „Ich glaube eben darum, daß ich in dich vernarrt bin“, rief sie; „ich will nur gehen und meinen Strickstrumpf holen, daß ich etwas zu tun habe.“ Diesmal tat sie ihm unrecht. Denn so sehr er von ihr sich zu enthalten strebte, so würde er doch in diesem Augenblicke, wenn eine Laube sie mit Einsamkeit umgeben hätte, ihre Liebkosungen wahrscheinlich nicht unerwidert gelassen haben.

„Erinnerst du dich nicht,“ sagte sie, „habe ich mein Strickzeug mit zu Tische gebracht?“ — „Ich habe nichts gesehen“, versetzte er. — „So wird es auf meiner Kammer liegen.“ Und sie ging, nachdem sie ihm einen Blick zugeworfen, in das Haus. Er hatte keinen Beruf, ihr zu folgen, vielmehr empfand er einen Widerwillen und Verdruß über ihr Betragen, doch hob er sich, ohne es selbst recht zu wissen, von der Bank, um ihr nachzugehen.

Er war eben im Begriffe, die Türe hinein zu treten, als ihn ein Knabe aufhielt, der die Gasse heraufgekommen war und ein Päckchen

an einem Stocke auf dem Rücken trug. Nach seiner mit Puder bestäubten Kleidung mußte man ihn für einen reisenden Perückenmacher halten. Mit einer offenen, dreisten, lebhaften Zudringlichkeit fragte er Wilhelmen: „Können Sie mir nicht sagen, ist hier eine Gesellschaft Komödianten abgetreten?“ — „Es wohnen einige Schauspieler hier“, versetzte der Gefragte. Der Wirt des Hauses trat eben herzu, und der junge Bursche fuhr fort: „Es muß eine Mademoiselle dabei sein, die sich Philine nennt; ist sie zu Hause?“ — „O ja“, sagte der Wirt, „oben im zweiten Stocke am Ende des Ganges ist ihre Kammer, ich habe sie eben hinaufgehen sehen.“ — Der Fremdling hörte es mit großen blauen, von Freude leuchtenden Augen an, und ohne sich zu verweilen, war er mit wenigen Sprüngen hinauf.

Insgeheim regte sich ein Verdruß in Wilhelms Busen, er war unschlüssig, ob er folgen oder bleiben sollte. Ein Reuter, der vor dem Wirtshause stillehielt, dessen gutes Ansehen und fast trutzige Miene ihn aufmerksam machte, hielt ihn auf der Schwelle zurück, besonders da ihm der Wirt mit einer sehr bekannten Freude die Hand reichte, ihn willkommen hieß und fragte: „Ei, Herr Stallmeister, wie kriegt man Sie einmal wieder zu sehen?“ — „Ich will nur hier füttern“, versetzte der Fremde, „ich muß gleich hinüber auf das Gut, um in der Geschwindigkeit allerlei einrichten zu lassen; der Graf kommt morgen mit seiner Gemahlin nach, sie werden sich eine Zeitlang drüben aufhalten, um den Prinzen von *** auf das beste zu bewirten, weil er in dieser Gegend wahrscheinlich sein Hauptquartier aufschlägt.“ — „Es ist schade, daß Sie nicht bei uns bleiben können“, versetzte der Wirt, „wir haben gute Gesellschaft.“ Ein Reitknecht, der nachgesprengt kam, nahm dem Stallmeister das Pferd ab. Er besprach sich mit dem Wirte leise, sah Wilhelmen von der Seite an, und dieser, da er merkte, daß von ihm die Rede sei, begab sich weg und stieg mit einer höchst verdrüßlichen Empfindung die Treppe hinauf.

Oben nahm ihn Madame Melina in Empfang, redete ihm zu und suchte ihm zu zeigen, daß ihr Mann doch so unrecht nicht habe. Er war ärgerlich, wollte keine Gründe hören, und es war ihm angenehm, daß er eine Ursache fand, verdrüßlich zu tun. Madame Melina, die keine üble Laune an ihm gewöhnt war, fand dies höchst befremdend. „Ich sehe, daß ich Ihre Freundschaft verloren habe“, rief sie aus und begab sich auf ihr Zimmer. Er folgte ihr nicht nach, wie es sonst geschah, wenn eine kleine Verdrießlichkeit unter ihnen entstand und er seinen Fehler wieder gutzumachen geneigt war.

Auf seiner Stube fand er Mignonen mit Schreiben beschäftigt. Das Kind hatte sich eine Zeit her mit großem Fleiße bemüht, alles, was es auswendig wußte, zu schreiben, und hatte seinen väterlichen Freund das Geschriebene zu korrigieren und ihr Anleitung zu einer schönen Hand zu geben gebeten. Sie war unermüdet und wirklich in wenig Wochen schon weit. Sie machte Wilhelmen, wenn er ruhigen Sinnes war, große Freude; diesmal achtete er wenig drauf, was ihm das Kind zeigte, das sich drüber betrübte, indem es eben seine Sache recht gut gemacht zu haben glaubte und einen Lobspruch erwartete.

Die Unruhe, in der sich Wilhelm befand, trieb ihn, nachdem er eine Zeit sich auf dem Gange verweilt, ob er nichts von Philinen und ihrem jungen Abenteurer entdeckte, den Alten aufzusuchen, durch dessen Harfe er die bösen Geister zu verscheuchen hoffte. Man wies ihn, als er nach dem Manne fragte, auf ein schlechtes Wirtshaus in einem entfernten Winkel des Städtchens und in demselben die Treppe hinauf bis auf den Boden, wo ihm der süße Harfenklang aus einer Kammer entgegenschallte. Es waren herzrührende klagende Töne, von einem traurigen, ängstlichen Gesange begleitet. Er schlich sich an die Türe, und da es eine Art von Phantasie war, womit der gute Alte fast immer die nämlichen Worte begleitend wiederholte, so konnte der Horcher nach einer kurzen Aufmerksamkeit ohngefähr Folgendes verstehen:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Die wehmütige Klage drang tief in die Seele des Hörers, es schien ihm, als wenn der Alte manchmal von Tränen gehindert würde fortzufahren, dann klangen die Saiten allein, bis wieder leise in gebrochnen Lauten sich die Stimme dazwischenmischte. Wilhelm stand an dem Pfosten, seine Seele war tief gerührt, die Trauer des Unbekannten schloß sein Herz auf, er widerstand nicht dem Mitgefühle und enthielt sich nicht der Tränen, die des Alten herzliche Klage auch aus seinen Augen hervorlockte. Alle Schmerzen, die seine Seele druckten, lösten sich zugleich auf;

er überließ sich ihnen ganz, stieß die Kammertüre auf und stand vor dem Alten, der ein schlechtes Bette, den einzigen Hausrat dieser armseligen Wohnung, zu seinem Sitze zu nehmen genötiget gewesen. „Was hast du in mir für Empfindungen rege gemacht, guter Alter!" rief er aus, „alles, was in meinem Herzen stockte, hast du losgelöst. Laß dich nicht stören, sondern fahre fort, indem du deine Leiden linderst, einen Freund glücklich zu machen." Der Alte wollte aufstehen und etwas reden, Wilhelm litt beides nicht, denn er hatte zu Mittage bemerkt, daß der Mann ungerne sprach; er setzte sich vielmehr zu ihm auf den Strohsack nieder. Der Alte trocknete seine Tränen und fing ganz freundlich zu lächeln an. „Wie kommen Sie hierher? Ich wollte Ihnen diesen Abend wieder aufwarten." — „Wir sind hier ruhiger", versetzte Wilhelm. „Singe mir etwas, was du willst, das zu der Lage deiner Seele paßt, und tue nur, als ob ich gar nicht hier wäre, es scheint mir, als ob du heute nicht irren könntest. Ich finde dich sehr glücklich, daß du dich in der Einsamkeit so angenehm beschäftigen und unterhalten kannst und, da du überall ein Fremdling bist, in deinem Herzen die angenehmste Bekanntschaft findest." Der Alte sah auf seine Saiten, und nachdem er sanft präludiert, stimmte er an und sang:

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach! der ist bald allein.
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn seiner Pein.
Ja, laßt mich meiner Qual!
O kann ich nur einmal
Recht einsam sein,
Dann bin ich nicht allein.

Es schleicht ein Liebender lauschend sacht,
Ob seine Freundin allein:
So überschleicht bei Tag und Nacht
Mich Einsamen die Pein,
Mich Einsamen die Qual.
Ach, werd ich dann einmal
Einsam im Grabe sein,
Da läßt sie mich allein!

Wir würden zu weitläufig werden und doch die Anmut der seltsamen Unterredung nicht ausdrücken können, die unser Freund mit dem abenteuerlichen Fremden hielt. Auf alles, was der Jüngling zu ihm sagte, antwortete der Alte in der reinsten Übereinstimmung durch Anklänge,

die alle verwandte Empfindungen rege machten und ein weites Feld des Denkens eröffneten. Wer einer Versammlung Herrnhuter oder andrer Frommen, die sich auf ihre Weise erbauen, beigewohnt hat, wird sich auch einen Begriff von dieser Szene machen können. Er wird sich erinnern, wie der Liturg seiner Rede einen Teil eines Gesanges einzuflechten weiß, der die Seele dahin erhebt, wohin er wünscht, daß sie ihren Flug nehmen möchte; wie er bald darauf aus einem andern Liede in einer andern Melodie einen Vers hinzufügt und an diesen wieder einen dritten knüpft, der auch die verwandten Ideen der Stelle, der er entwandt ist, mitbringt und durch die neue Verbindung wieder neu und gleichsam individuell wird, als wenn er in dem Augenblicke erfunden worden wäre; wodurch denn aus einem ganz bekannten Kreise von Ideen, aus Liedern und Sprüchen, die vielen zusammen gemein sind, dieser besondern Gesellschaft ihr Nötiges zugeeignet und sie dadurch belebt, gestärkt und erquickt wird —: so erbaute der Alte seinen Gast, indem er die nahen Empfindungen und die entfernten, die wachenden und schlummernden, die angenehmen und schmerzlichen in eine Zirkulation brachte, wodurch unser Freund in einen Zustand versetzt wurde, der sich von seinem bisherigen gedruckten und armseligen Leben wirklich unterschied. Die Gefühle von dem Adel seines Wesens, von der Höhe seiner Bestimmung, das Mitgefühl des Guten und Großen unter den Menschen hervorzubringen, ward aufs neue in ihm lebendig, er pries den Alten und beneidete ihn zugleich, daß er diese Stimmung in seiner Seele hervorgebracht hatte, und wünschte nichts mehr, als mit ihm zu Verbesserung und Bekehrung der Welt gemeine Sache zu machen. Seine alten Ideen von Hoffnung und Zuversicht, die er dem Theater geschenkt hatte, wurden wieder rege, er knüpfte mit unglaublicher Schnelligkeit wieder das Höchste daran, daß ein vernünftiger Mensch, der damals in sein Gehirn hineingeschaut hätte, ihn notwendig müßte für wahnsinnig gehalten haben. Er verließ die elende Kammer mit dem größten Widerstreben, als ihn die Nacht zu weichen zwang, und er war niemals unschlüssiger gewesen, was er tun wollte, könne, solle, als auf dem Wege, den er nach dem Quartiere nahm.

Kaum war er zu Hause angelangt, als ihm der Wirt im Vertrauen eröffnete, daß Mamsell Philine an dem Stallmeister des Grafen eine Eroberung gemacht habe; er sei, nachdem er seinen Auftrag auf dem Gute ausgerichtet, in größter Eile zurückgekommen, habe ein Abendessen bestellt, sei eben oben bei ihr, und es scheine, als ob er Anstalten mache,

die Nacht dazubleiben. Wilhelm ging, um seinen Verdruß zu verbergen, auf sein Zimmer, als auf einmal ein entsetzliches Geschrei in dem Hause entstand; er hörte eine jugendliche Stimme, die mit Zorn und Drohen durch ein unmäßiges Weinen und Heulen durchbrach, er hörte die Person, von der es kam, oben herunter an seiner Stube vorbei nach dem Hausplatze eilen. Als ihn die Neugierde herunterlockte, fand er den jungen Gesellen, der heute so eifrig nach Mamsell Philinen gefragt hatte. Der Knabe weinte, knirschte, stampfte, drohte mit geballten Fäusten und stellte sich ganz ungebärdig vor Zorn und Verdruß. Mignon stand gegen ihm über und sah ihm mit Verwunderung zu, und der Wirt erklärte einigermaßen diese Erscheinung. Der Knabe sei von seiner Aufnahme bei Philinen lustig und munter gewesen, habe gesungen und gesprungen bis zu der Zeit, da der Stallmeister zurückgekommen, wo er angefangen, seinen Verdruß zu zeigen, die Türe zuzuschlagen und auf und nieder zu rennen. Philine habe ihm befohlen, heute abend bei Tische aufzuwarten, worüber er gleich sein Mißvergnügen bezeigt, auch habe er eine Schüssel mit Ragout, anstatt es auf den Tisch zu setzen, zwischen Mademoiselle und ihren Gast, die ziemlich nahe zusammen gesessen, hineingeworfen, worauf ihm der Stallmeister ein paar tüchtige Ohrfeigen gegeben und ihn zur Türe hinausgeschmissen. Er, der Wirt, habe darauf die beiden Personen säubern helfen. Er konnte nicht Worte genug finden, wie übel sie zugerichtet seien. Der Knabe, als er das hörte, fing laut an zu lachen, indem ihm noch immer die Tränen die Backen herunterliefen, er schien sich herzlich darüber zu freuen, bis ihm der Schimpf, den ihm der Stärkere getan, wieder einfiel, wo er wieder von neuem zu heulen und zu drohen anfing. Wilhelm, dem alles doppelt und dreifach verdrüßlich wurde, eilte auf seine Stube und ging vor Langerweile und Unmut zeitig zu Bette.

Sein unruhiger Schlaf wurde durch ein Geräusch unterbrochen, das ihn, da er ohnedies ein wenig erhitzt war, beinahe erschröckt hätte. Er hörte auf dem großen Gange ein Geschlurfe, das mit einem ganz unnatürlichen Ächzen begleitet war und mit einem geheimnisvollen Gerassel und einem leisen Gepolter abwechselte. Er konnte die Töne mit nichts Bekanntem vergleichen, die Neugierde trieb ihn, aufzustehen, und ein Schauer hielt ihn im Bette. Seine eifersüchtige Einbildungskraft, die um Philinens Tür schwebte, verfolgte das Gespenst bis dorthin, und er glaubte zu hören, daß es sich besonders in dem Winkel nicht weit von der Schönen Zimmer aufhielt, als auf einmal ihn ein lauter, durch-

dringender Schrei aufschröckte und ihn mechanisch aus dem Bette hob. Er hörte gleich darauf ein gewaltiges Gepolter als eines Menschen, der eine steile Treppe herunterfällt, kurz darauf ein stärkeres, als wenn ein anderer hintendreinfiele und beide vor seiner Türe zu liegen kämen. Er riß sie auf und sah beim Schein einer Glaslampe, die gegenüberhing, die seltsamste Gruppe, die eher ein Klump zu nennen gewesen wäre. In ein großes weißes Leintuch gewickelt, lagen zwei Menschen über- und durcheinander auf der Erde, balgten und rauften sich auf das ernstlichste, und eben brachte einer den andern durch einen Vorteil unter sich und schlug wacker mit Fäusten auf ihn zu. Wilhelm hatte kaum seine zweifelhaften Augen auf die Gestalten geworfen, als Philine oben an der Treppe in äußerster Unordnung einer Nachtgestalt mit einem Lichte erschien, das von einem großen Putzen sehr dunkel brannte. Als sie die beiden Kämpfer und Wilhelmen bei ihnen erblickte, schrie sie laut, setzte das Licht auf den Boden und lief nach ihrer Kammer. Das siegreiche Gespenst schlug indessen immer mit einer wütenden Begierde zu, bis Wilhelm endlich einfiel und beide auseinanderbrachte. Wie verwundert war er, als er in dem Siegenden, den er wegriß, den blonden Ankömmling dieses Nachmittages, und in dem Besiegten, der schnell aufsprang, den Stallmeister des Grafen erkannte. Beide erschienen nicht in der anständigsten Figur, als das Leintuch zur Erde fiel. Der Streit schien sich mit Wut erneuern zu wollen, und Wilhelm stieß deswegen den Knaben geschwind in sein Zimmer hinein und ersuchte den andern, der mit entsetzlichem Drohen und Fluchen vor ihm stand, sich nur bis morgen früh zu beruhigen und alsdann Genugtuung zu fordern oder zu geben, wie es die Umstände verlangten oder erlaubten. Diese sanften Zureden würden wenig geholfen haben, wenn der Ergrimmte nicht die Schmerzen, die ihm der Fall verursachet, zu empfinden angefangen hätte; er hinkte mit dem Wirte, der auf diesen Lärm auch herbeigelaufen kam, beiseite, und Wilhelm bemächtigte sich des Lichtes, das oben auf der Treppe stand, um seinen neuen Gast zu beleuchten und sich diesen wunderbaren Vorfall aufzuklären.

Vierzehntes Kapitel

Der Knabe sprang wie ein unsinniger Bachante in der Stube herum, als Wilhelm hineintrat, schlug mit den Beinen aus, warf den Kopf zurücke, vagierte mit den Armen und jauchzte mit einer ausgelaßnen

Fröhlichkeit. Er triumphierte über den Sieg, den er davongetragen, über die Rache, die er genommen, über die Freude, die er gestört, und Wilhelm mußte, bis dieser Paroxysmus vorüber war, die Fragen, die er an ihn zu tun hatte, aussetzen.

Zwar ließ sich das Verhältnis dieses jungen Menschen leicht erraten, und er erzählte nichts Unerwartetes, als er Wilhelmen seine Geschichte vertraute, die kürzlich folgende war. Er habe als Lehrbursche in Abwesenheit des Gesellen Philinen frisieren müssen, sie habe ihn an sich gezogen, und er habe eine Art von Bedienten bei ihr gemacht, bis er sich zuletzt mit ihr aus Eifersucht überworfen und von ihr gelaufen. Seine Leidenschaft aber habe ihm keine Ruhe gelassen, daß er sie immer wieder aufsuchen müssen; dreimal habe er schon den Ort des Aufenthaltes nach ihr verändert, und wenn er sich schon verredet und verschworen, von ihr zu lassen, so habe er doch immer, wenn sie weg gewesen, keine Rast noch Ruhe gehabt, sie müsse es ihm angetan haben. Er wolle nun aber auch nichts mehr von ihr wissen. Bei dieser Erzählung wurde er so weich, fing unbändig zu weinen an, warf sich auf die Erde und zeigte einen ausgelassenen Schmerz. Wilhelm glaubte die ganze Geschichte, so wie er sie ihm erzählt hatte, ob es sich gleich in der Folge zeigte, daß er nicht streng bei der Wahrheit geblieben war; allein er erzählte so gut, so treuherzig und wußte dem, was er wirklich empfunden, was ihm wirklich geschehen war, so einen Glanz zu geben, daß dadurch die Lücken versteckt wurden und das Wahrscheinliche Gewißheit erhielt. Dabei ging es unserm Freunde wie harmlosen Lesern solcher Schriften, wo entweder Kunst oder Zufall Wahrheit und Lügen durcheinandergeknetet haben, so daß der Klügere in einen schweren Streit gerät, ob er eins mit dem andern annehmen oder beides zusammen verwerfen soll. Gegen Morgen ward bei dem jungen Abenteurer der Gedanke lebendig, daß der Stallmeister es wohl schwerlich dabei werde bewenden lassen und er auf alle Fälle den kürzern ziehen müsse. Er suchte deswegen in der Stille sein Bündelchen zusammen, empfahl sich Wilhelmen und eilte seines Wegs.

Der Morgen ging in Erwartung der hohen Herrschaft hin, die zwar nur einen Augenblick in dem Gasthofe absteigen sollte, aber doch die Aufmerksamkeit und Neugierde aller Gäste, wie es zu geschehen pflegt, beschäftigte. Man wußte von dem Grafen, daß er ein Herr von großen Kenntnissen und vieler Welt war. Er hatte viel gereist, und man sagte von ihm, er habe in allen Sachen einen entschiedenen Geschmack. Die wenigen Sonderbarkeiten, mit deren Geschichte man sich von ihm trug,

kamen nicht in Betrachtung, vielmehr konnte man von der Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin zu sprechen kein Ende finden. Indes hatte sich jeder so sauber als möglich angezogen und seinen Posten ausgedacht, wo er sie wollte vorbeiziehen sehen. Als sie in einem hochbepackten englischen Wagen, von dem zwei Bedienten heruntersprangen, vorfuhren, war Philine nach ihrer Art am ersten bei der Hand und stellte sich unter die Türe. „Wer ist Sie?" sagte die Gräfin im Hereintreten. — „Eine Schauspielerin, Ihro Exzellenz zu dienen", war die Antwort, indem der Schalk mit einem gar frommen und demütigen Gesichte sich neigte und der Dame den Rock küßte. Ihr Gemahl, als er von den Leuten, die er umherstehen sah, ein gleiches hörte, erkundigte sich nach dem letzten Orte ihres Aufenthaltes, ihrer Anzahl und ihrem Direktor. „Wenn es Franzosen wären," sagte er zu der Gräfin, „so könnten wir dem Prinzen eine unerwartete Freude machen, daß er bei uns seine Lieblingsunterhaltung anträfe." — „Es käme darauf an", sagte die Dame; „wenn diese Leute nicht ungeschickt sind, so wäre es doch immer etwas und unser Sekretär würde sie schon zustutzen."

Sie gingen auf ihr Zimmer, und der wachsame Melina präsentierte sich als Direktor oben an der Treppe. „Ruf Er Seine Leute zusammen", sagte der Graf, „und stell Er mir sie vor, daß ich sehe, was an ihnen ist, und bring Er mir Seine Liste von den Stücken, die Er spielen könnte." Melina eilte mit einem tiefen Bücklinge, und in kurzer Zeit stand das Völklein vor dem Grafen im Zimmer. Sie druckten sich vor- und hintereinander, die einen präsentierten sich schlecht aus großer Begierde, zu gefallen, und die andern nicht besser, weil sie sich leichtsinnig in ihrer Art darstellten. Die Frauen bezeugten der Gräfin, die außerordentlich gnädig und gut war, ihre Ehrfurcht; der Graf musterte indes die Truppe. Er ließ einen jeden sagen, was er gewöhnlich für Rollen spiele, ließ ihn etwas rezitieren und äußerte gegen Melina sein Urteil, welches dieser jederzeit mit der größten Devotion aufnahm. Er sagte jedem, worauf er sich besonders zu legen, was er in seiner Figur und Stellung zu bessern habe, zeigte ihnen einleuchtend, woran es den Deutschen immer fehle, und ließ so außerordentliche Kenntnisse sehen, daß alle in der größten Demut vor so einem erlauchten und erleuchteten Kenner und Beschützer standen und sich keiner Atem zu holen getraute. „Wer ist der Mensch dort in der Ecke?" fragte der Graf, indem er nach der Türe zu sah und noch einen, der ihm nicht vorgestellt worden war, erblickte. Es mußte sich eine hagere Figur in einem zerrissenen Rocke und schlechten Perücke, die sich bisher

verborgen gehalten, gleichfalls nähern. Es pflegte dieser Mensch, der sonst gar nicht in Betrachtung kam, gewöhnlich den Pedanten, Magister und Poeten zu spielen und mußte meistens die Rolle übernehmen, wenn jemand Schläge kriegen oder begossen werden sollte. Er hatte sich gewisse kriechende, lächerliche, furchtsame Bücklinge angewöhnt, und seine stockende Sprache, die zu seinen Rollen paßte, machte gewöhnlich das Volk lachen, so daß er doch nicht ganz verstoßen war. Er nahte sich auf ebendie Weise dem Grafen, neigte sich vor demselbigen und beantwortete seine Fragen auf die Art, wie er sich in seinen Rollen auf dem Theater zu gebärden pflegte. Der Graf sah ihn mit einer gefälligen Aufmerksamkeit eine Zeitlang als wie mit Überlegung an und rief, indem er sich zu der Gräfin wendete: „Mein Kind, betrachte mir diesen Mann genau, ich hafte dafür, dies ist ein großer Schauspieler oder kann einer werden.“ Der Mensch machte von ganzem Herzen einen albernen verschämten Bückling, so daß der Graf überlaut lachen mußte. „Geh Er nur! geh Er nur!“ rief der Herr aus; „Er machet Seine Sachen exzellent. Ich wette, dieser Mensch kann spielen, was er will, und es ist schade, daß man ihn bisher zu nichts Besserm gebraucht hat.“

Dieser außerordentliche Vorzug war für alle andere ein Donnerschlag, nur für Melina nicht, der mit einer ehrfurchtsvollen Miene drauf versetzte: „Ach ja, es hat wohl ihm und mehreren von uns nur ein solcher Kenner und eine solche Aufmunterung gefehlt, wie wir sie an Euer Exzellenz zu finden das Glück haben.“ Der Graf trat zu seiner Gemahlin ans Fenster und schien sie über etwas zu fragen. Man sah, daß sie auf das lebhafteste mit ihm übereinstimmte und ihn eifrig zu bitten schien. Drauf kehrte er sich gegen die Gesellschaft und sagte: „Ich kann mich gegenwärtig nicht aufhalten, ich will meinen Sekretär zu euch schicken, und wenn ihr billige Bedingungen macht und euch recht viel Mühe geben wollt, so bin ich nicht abgeneigt, euch auf einige Zeit zu mir zu nehmen.“ Jedes bezeugte seine große Freude darüber, und besonders küßte Philine mit der größten Lebhaftigkeit der Gräfin die Hände. „Sieht Sie, Kleine!“ sagte die Dame, indem sie dem leichtfertigen Mädchen die Backen klopfte, „sieht Sie, mein Kind, da kommt Sie wieder zu mir. Ich will schon mein Versprechen halten, Sie muß sich nur besser anziehen.“ Philine entschuldigte sich, daß sie wenig auf ihre Garderobe zu wenden habe, und zugleich befahl die Gräfin, daß ihre Kammerfrauen einen englischen Hut und ein seidnes Halstuch, das leicht auszupacken war, heraufgeben sollten. Es kam, und sie putzte selbst Philinen an, die fortfuhr, sich mit

einer scheinheiligen, unschuldigen Miene gar anmutig dabei zu gebärden und zu betragen.

Als der Graf weg war, brachte man mit großem Freudengeschrei und Jubel diese Nachricht Wilhelmen. Er wünschte ihnen Glück und ließ sich erzählen, was vorgefallen war, welches er mit einiger Verwunderung anhörte. Philine produzierte ihr Geschenke, und da er ihr einen verdrüßlichen Seitenblick zuwarf, ging sie singend aus der Stube. Melina bat ihn, er möchte sich doch geschwind mit ihm zusammensetzen, was sie für Stücke dem Grafen, als ob sie solche schon gespielt hätten, angeben könnten. „Sie haben doch nichts von mir gesagt?" fiel Wilhelm ein. — „Ich glaubte mich nicht dazu berechtigt", sagte Melina. — „Sie werden doch auf alle Fälle mit hinübergehen", sagte Madame mit aller Lebhaftigkeit. — „Ich bin es nicht willens", versetzte Wilhelm. Der Taumel, daß sich nun wieder auf einige Wochen glückliche Aussichten eröffneten, ergriff die ganze Gesellschaft, und jeder ward lebendig, tat Vorschläge, sprach von Rollen, die er spielen würde, und die Klügsten gingen in die Küche und bestellten ein besseres Mittagessen, als man bisher einzunehmen gewohnt war.

Funfzehntes Kapitel

Der Sekretär kam. Es war ein kleiner, hagerer, lebhafter Mensch, einer von denen, welche man damals Freunde der schönen Wissenschaften nennte und die man eigentlich Liebhaber des Unnützen und Mittelmäßigen hätte nennen sollen; denn indem sie den Kreis notwendiger und brauchbarer Kenntnisse verließen, glaubten sie sich dem Schönen und Angenehmen ausschließlich zu übergeben. Allein sie betrogen sich hierinne gar sehr; denn ein jeder, der in sich die Lust fühlte, auch etwas hervorzubringen, liebte nur das Schöne, insofern es in seinem Gesichtskreise lag, und sein Geschmack ergriff gar gerne das Gemeine und Mittelmäßige für etwas Gutes und Vortreffliches, weil er alsdann mit ebendem Rechte seine Geburten zu demselbigen Range erheben konnte, und so beglückten eine große Anzahl Junger und Alter sich mit wechselseitiger Verehrung. Der Sekretär, vor dem sie sich alle fürchteten, vor dem Melina besonders in Ängsten war, er möge als ein Kenner gar bald die schwache Seite des kleinen Haufens entdecken, gar leicht übersehen, daß sie eigentlich keine formierte Truppe seien, indem es fast in jedem vorgegebnen Stücke an den Hauptrollen fehlte, setzte sie gar bald außer aller Verlegenheit, indem er sie mit dem größten Enthusiasmus begrüßte, sich glücklich pries, eine deutsche

Gesellschaft so unvermutet zu finden, mit ihr in Verbindung zu kommen und die vaterländischen Musen in das Schloß seines Herrn einzuführen. Er brachte bald nach diesem Willkommen ein Manuskript aus der Tasche und bat sie, eine Komödie, die er selbst verfertiget, anzuhören. Willig schlossen sie einen Kreis und freuten sich, mit so geringen Kosten die Gunst dieses notwendigen Mannes sich befestigen zu können, obgleich ein jeder nach der Dicke des Heftes übermäßig lange Zeit befürchtete. Auch fand es sich wirklich so. Es war ein Stück in fünf Aufzügen von der Art, die gar kein Ende nehmen, dergleichen die Deutschen, wenn es nicht anders ungerechte Vorwürfe flüchtiger, ausländisch gesinnter Geister sind, mehrere haben sollen. Unter dem Lesen hatte jeder Zuhörer Raum genug, an sich selber zu denken und ganz sachte aus der Demut, in der sie sich noch vor einer Stunde fühlten, zu einer glücklichen Selbstgefälligkeit emporzusteigen und von da aus die anmutigen Aussichten zu überschauen, die sich ihnen so unerwartet aufgetan hatten. Der entzückte Schriftsteller verlor auch nichts bei diesen heimlichen Abwesenheiten, denn sie bezeigten ihren Beifall nur desto öfter, und wenn einer eine Stelle als fürtrefflich bezeichnete, fielen die andern im Chorus mit ein.

Der Handel war also bald geschlossen. Er versprach, sie im Wirtshause auszulösen, freie Wohnung und Tafel auf dem Schlosse und zuletzt einen Zuschuß zum Reisegelde, wenn sie wieder abgingen. Die Frauen versicherte er, es werde ohne Geschenke von Kleidern und kleinen Nippes nicht abgehen, so daß alle miteinander gleichsam durch ein Zauberwort zu andern Menschen umgeschaffen wurden. Statt daß sie heute früh sich noch in kriechender Demut herumdrückten, ganz bescheiden ein Glas Bier von dem Wirte forderten, gegen jedermann höflich und behutsam, auch untereinander still und einig waren, so entstand nunmehr ein Rufen, Schreien, Befehlen, Schelten in dem Hause, jeder verlangte etwas Besseres als der andere, verlangte es geschwinder, daß dem Wirte der Kopf herumging und er glauben mußte, seine Hausgesellschaft habe sich um das Doppelte und Dreifache vermehrt.

Frau Melina suchte über Wilhelmen zu gewinnen, daß er mit ihnen gehen sollte, wozu er sich nicht entschließen konnte. „Ich werde wohl meinen Weg endlich für mich nehmen müssen", sagte er zu ihr halblaut, daß es Mignon hören konnte, der ohnweit davon stand und auf das Gespräch heimlich lauerte.

Sechzehntes Kapitel

Als Wilhelm für sich allein das, was er heute gesehen und gehört, wiederholte und überlegte, rief er aus: „Wie schwankend ist doch das Urteil des Menschen, selbst der verständigsten! Dieser vornehme Herr, dieser erfahrne Weltmann, ein großer Kenner, wendet, wahrscheinlich durch einen launigen Irrtum des Augenblickes, seinen Beifall dem Elendesten und Abgeschmacktesten der ganzen Gesellschaft zu, und eine witzige, kluge, fürtreffliche Dame schenkt ihre Gunst einer liederlichen Kreatur, die sich die Verachtung jeder wohldenkenden Seele recht mit Fleiß zuzuziehen bemüht scheint, und sie halten ihren Sekretär für einen Kenner, ja wohl für einen guten Schriftsteller. Es wird nicht lange währen, so müssen ihnen die Augen aufgehen, der Betrug ist zu greifen. Indes geschieht doch so vielen andern unrecht, und der Einfluß des Höhern und Angesehnern, der nützen und helfen sollte, schadet."

Diese Gedanken wurden durch eine Rückkehr auf sich selbst unterbrochen; denn er schwankte zwischen Zweifel und Notwendigkeit. Er konnte voraussehen, daß er mit auf das Schloß des Grafen werde gehen müssen, und hatte tausend Ursachen, es nicht zu tun. Wenn sich der Mensch in Umständen befindet, die zu dem Raume, den sein Geist einnehmen sollte, in keinem Verhältnisse stehen, wenn er eingeengt, umwunden und verstrickt ist und er lange dagegengearbeitet hat, gewöhnt er sich endlich zu einer dunklen, gutmütigen Geduld und folgt gelassen den trüben Pfaden seines Schicksales. Wenn dann manchmal ein Blitz aus einer höheren Sphäre ihn umleuchtet, schaut er freudig auf, die Seele erhebt sich, er fühlt sich wieder, doch bald, von der Schwere seines Zustandes niedergezogen, gibt er das wiedergeahndete Glück mit gelindem Murren wieder auf und überläßt sich nach geringem Widerstreben der Gewalt, die den Stärkern wie den Schwachen dahinreißt. Und doch kann man einen solchen Menschen glücklich nennen in Vergleich mit andern, die sich in Umständen befinden, in denen sich unser Freund befand.

Seit jener Überraschung, die ihn auf das Theater brachte, hatte er noch nicht Zeit gehabt, zu sich selbst zu kommen. Die heimlichen Wirkungen jenes Schrittes gingen immer in seinem Herzen fort, ohne daß er sich dessen bewußt war, nur gleichsam im Traume erinnerte er sich jenes glücklichen Abends, wo er sich seiner liebsten, innigsten Leidenschaft im Taumel ergeben hatte; die süße Befriedigung des Beifalles labte ihn noch in stiller Erinnerung, er nährte ein heftiges Bedürfnis, sich jenen

Genuß wiederzuverschaffen. Die Anhänglichkeit des Kindes, dieser geheimnisvollen Kreatur, gab seinem Wesen eine gewisse Konsistenz, mehr Stärke und Gewicht, welches immer geschieht, wenn zwei gute Seelen sich miteinander vereinigen oder auch nur sich einander nähern. Die flüchtige Neigung zu Philinen regte seine Lebensgeister zu einer anmutigen Begierde, mit Harfenspiel und Gesang erhub ihn der Alte zu den höchsten Gefühlen, und er genoß in Augenblicken mehr würkliche und würdigere Glückseligkeit, als er sich von seinem ganzen Leben erinnerte. Dagegen legten sich alle leidige irdischen Lasten auf die andere Schale: die Gesellschaft, in der er sich befand und die man beinahe schlecht nennen durfte, ihre Unfähigkeit als Schauspieler und die Einbildung auf ihre Fähigkeiten, die unerträgliche Ansprüche Philinens, die enge Politik Melinas, die Forderungen seiner Frau, die Notwendigkeit, das teure Kind früher oder später seinem Schicksale zu überlassen, der Mangel an Gelde und an irgendeinem schicklichen Mittel, ihm abzuhelfen. So schwankte die Schale herüber und hinüber, oder vielmehr, aus so widersprechend gefärbten Faden war das Gewebe gewebt, daß es wie ein übel schielender Taft zugleich angenehme und widrige Farben aus einer Falte dem Auge entgegenwarf, und wenn mir Gleichnisse zu häufen erlaubt ist, wie aus Seide und grobem Hanfe war diese Flechte gezwirnt, geflochten und verknotet darzu, daß es unmöglich war, eins von dem andern zu sondern, und unserm Helden nichts übrigblieb, als sich in diese Bande zu ergeben oder alles miteinander durchzuschneiden. Solche Umstände sind es, in denen sich ein guter, auch entschloßner Mensch jahrelang hinschleppt und weder Hand noch Fuß zu rühren wagt, in einem immer leidenden Zustande bleibt, wenn ihn die größte Not nicht zu wählen und zu handeln treibt. Aber auch alsdann ist ihm nicht geholfen. Selten, daß der Mensch fähig ist und daß es ihm das Schicksal zuläßt, nach einer Reihe von Leiden, nach einer Folge von Verbindungen mit sich selbst und andern ganz reine Wirtschaft zu machen; man entschließt sich so ungern zum Bankerotte wie zum Tode und sucht sich mit Borgen und Zahlen und Vertrösten, mit Palieren und Flicken so lange hinzuhalten als möglich. Der Geist beschäftigt sich, arbeitet immer, wie er zu einem freien, ganzen, reinen Zustande gelangen könne, und der Augenblick nötigt ihn immer in der Enge halb, vielleicht gar schief zu handeln, ein Übel für das andre zu ergreifen und, wenn das Glück groß ist, aus dem Regen in die Trause zu schwanken; dies ist es, was, oft wiederholt, Herr über den besten Kopf wird, was heftige, leidenschaftliche Menschen in eine Art

von Wahnsinn versetzt, der in der Folge ganz und gar unheilbar werden muß.

Wie sehr fühlte Wilhelm die Beschwerden dieses Zustandes, und wie vergebens arbeitete er, um sich daraus zu versetzen! Sein altes bürgerliches Verhältnis war schon wie durch eine Kluft von ihm getrennt und er in einen neuen Stand aufgenommen und eingeweiht, da er noch als Fremdling in dessen Vorhöfen zu verweilen glaubte. Sein Geist ward vom Hin- und Widersinnen müde. Er ging endlich gedankenlos im Zimmer auf und nieder, sein gepreßtes Herz strebte nach Erleichterung, und eine bängliche Wehmut bemächtigte sich seiner. Er warf sich in einen Sessel und war sehr bewegt. Mignon trat herein und fragte, ob sie ihn aufwickeln dürfe. Das Kind war eine Zeit her stiller und immer stiller geworden, Wilhelm hatte sie, ohne es zu merken, vernachlässigt, sie fühlte es desto tiefer.

Nichts ist rührender, als wenn eine Liebe, die sich im stillen genährt, eine Treue, die sich im verborgenen befestiget hat, endlich dem, der ihrer bisher nicht wert gewesen, zur rechten Stunde nahekömmt und offenbar wird. Die lang und streng verschlossene Knospe war reif, und Wilhelms Herz konnte nicht empfänglicher sein. Sie stand vor ihm und sah seine Unruhe. „Herr!“ rief sie aus, „wenn du unglücklich bist, was soll aus Mignon werden?“ — „Liebes Geschöpf“, sagte er, indem er ihre Hände nahm, „du bist auch mit unter meinen Schmerzen.“ Sie sah ihm in die Augen, die von verhaltenen Tränen blinkten, und kniete mit Heftigkeit vor ihm nieder; er behielt ihre Hände, sie legte ihr Haupt auf seine Knie und war ganz stille. Er spielte mit ihren Haaren und war freundlich. Sie blieb lange ruhig. Endlich fühlte er eine Art Zucken durch alle ihre Glieder, das ganz sachte anfing und sich stärker verbreitete. „Was ist dir, Mignon?“ rief er aus, „was ist dir?“ Sie richtete ihr Köpfchen auf und sah ihn an, fuhr auf einmal nach dem Herzen, wie mit einer Gebärde, die Schmerzen verbeißt. Er hub sie auf, und sie fiel auf seinen Schoß, er druckte sie an sich und küßte sie. Sie antwortete durch keinen Händedruck, durch keine Bewegung. Sie hielt ihr Herz fest, und auf einmal tat sie einen Schrei, der mit krampfigen Bewegungen des Körpers begleitet war. Sie fuhr auf und fiel auch sogleich wie an allen Gelenken gebrochen vor ihm nieder. Es war ein gräßlicher Anblick. „Mein Kind!“ rief er aus, indem er sie aufhob und fest umarmte, „mein Kind, was ist dir?“ Die Zuckung dauerte fort, die vom Herzen sich den schlotternden Gliedern mitteilte, sie hing nur in seinen Armen. Er schloß sie an

sein Herz und benetzte sie mit seinen Tränen. Auf einmal schien sie wieder angespannt und angespannter, wie eins, das den höchsten körperlichen Schmerz erträgt; und bald, mit einer neuen Heftigkeit, wurden alle ihre Glieder wieder lebendig, und sie warf sich ihm, wie ein Ressort, das zuschlägt, um den Hals, indem in ihrem Innersten wie ein gewaltiger Riß geschah, und in dem Augenblicke floß ein Strom von Tränen aus ihren geschlossenen Augen in seinen Busen. Er hielt sie fest. Sie weinte und weinte, und keine Zunge spricht die Gewalt dieser Tränen aus. Ihre langen Haare waren aufgegangen und hingen von der Weinenden nieder, und ihr ganzes Wesen schien in einen Bach von Tränen unaufhaltsam dahinzuschmelzen. Ihre starren Glieder wurden gelinder, es ergoß sich ihr Innerstes, und in der Verirrung des Augenblickes fürchtete Wilhelm, sie werde in seinen Armen zerschmelzen und er nichts von ihr übrig behalten. Er hielt sie nur fester und fester. „Mein Kind!" rief er aus, „mein Kind! du bist ja mein! wenn dich das Wort trösten kann! du bist mein! ich werde dich behalten! dich nicht verlassen!" Ihre Tränen flossen noch immer. Endlich richtete sie sich auf. Eine weiche Heiterkeit glänzte von ihrem Gesichte. „Mein Vater!" rief sie, „du willst mich nicht verlassen! Willst mein Vater sein! Ich bin dein Kind!"

Sanft fing vor der Türe die Harfe an zu klingen, der Alte brachte seine herzlichsten Lieder dem Freunde zum Abendopfer, der, sein Kind immer fester in den Armen haltend, des reinsten, unbeschreiblichsten Glückes genoß.

Fünftes Buch

Erstes Kapitel

Mit wieviel froherm Mute, mit wieviel leichterm Herzen beginn ich dieses Buch als das vorige, wo ich nur Hindernisse, Sorgen und Unlust meinem Freunde entgegenkommen sah! Wie wünsche ich mir und meinen Lesern Glück, daß er sich einer Laufbahn nähert, die er mit Freude und Ehre betreten wird!

Schon gegen Ende des vorigen Buches konnte man mutmaßen, er werde sich bereden lassen, mit der übrigen Gesellschaft auf das gräfliche Schloß zu gehen, er werde der großen Welt, ihren reichen und vornehmen Bewohnern näher rücken. Welcher Vorteil für ihn, daß er alle Anlage hat, sich in diesem neuen Klima völlig auszubilden! Denn

der Druck, die Beängstigung, Kurzsinnigkeit und Not, die bisher fast über ihn den Meister spielten, sollten von seinem Haupte, von seiner Brust sich hinwegheben, wenn ihn ein guter Genius aus der Enge seines Zustandes herausführet, wenn seine Begriffe sich erweitern, wenn er die Gegenstände kennenlernt, nach denen eine edle Seele sich sehnen, an denen sie haften, die sie sich zueignen muß, um ihrer Bestimmung genugzutun und sich glücklich zu fühlen. Es wird in den höhern Klassen nicht an Männern fehlen, die ihn zurechteweisen, die es ihm klarmachen, daß die Natur eines Menschen nicht schlimmer verschoben werden kann, als wenn er sich einer zufälligen Leidenschaft für niedrige Gegenstände überläßt, wenn er einer dunkeln Anhänglichkeit an eine Gesellschaft, deren Glieder nicht von der Art seines Wesens sind, nachgibt und dadurch der Sklave eines Zustandes wird, in welchem die Treue, die schönste und menschlichste Eigenschaft, ihn nur zur Qual und zum Verderben festehält.

Dreimal glücklich sind diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die untere Stufe der Menschheit hinaushebt, die durch Verhältnisse, in welchen sich manche gute Menschen die ganze Zeit ihres Lebens abängstigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal als Gäste darin zu verweilen brauchen! Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höheren Standpunkte werden, wie leicht ein jeder Schritt ihres Lebens! Sie sind von Geburt an gleichsam in ein Schiff gesetzt, um bei der Überfahrt, die wir alle machen müssen, sich des günstigen Windes zu bedienen und den widrigen abzuwarten, anstatt daß andere nur vor ihre Person schwimmend sich abarbeiten, vom günstigen Winde wenig Vorteil genießen und im Sturme mit bald erschöpften Kräften untergehen. Welche Bequemlichkeit, welche Leichtigkeit gibt ein angebornes Vermögen! und wie sicher blühet ein Handel, der auf ein gutes Kapital gegründet ist, so daß nicht jeder mißlungene Versuch immer in Untätigkeit versetzt! Wer kann den Wert und Unwert irdischer Dinge besser kennen, als wer sie zu genießen von Jugend auf im Falle war, und wer kann seinen Geist früher auf das Nützliche, das Notwendige, das Wahre leiten, als der sich von so vielen Irrtümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm noch an Kräften nicht gebricht, ein neues Leben anzufangen. Heil also den Großen dieser Erde! Heil allen, die sich ihnen nähern, die aus dieser Quelle schöpfen, die an diesen Vorteilen teilnehmen können! und nochmals Heil dem Genius unsers Freundes, der ihn diesen glücklichen Stufen näher zu führen Anstalt macht!

Zweites Kapitel

Der Sekretär des Grafen kam oft herüber, um mit der Truppe alles in Richtigkeit zu bringen. Melina legte ihm ein ansehnliches Verzeichnis vor, was man ehemals gespielt haben wollte. Nur ward leider bei dem einen Stücke bemerkt, daß ein unentbehrlicher Akteur inzwischen weggegangen, bei dem andern, daß die Garderobe nicht völlig imstande sei, ein drittes fiel durch irgendeine Ursache aus der Liste. Dabei klagte man sehr, daß die Schauspieler, die man schon lange verschrieben, denen man Reisegeld geschickt, nicht ankommen wollten und wahrscheinlich durch die Kriegsunruhen auf ihrem Wege gehindert worden. Der Sekretär, der einen sehr starken Glauben hatte, ließ sich durch alles dieses nicht abschröcken, sondern hoffte vielmehr, mit seinem kleinen Heere Wunder zu tun. Man suchte einige Stücke aus, er gab selbst von seinen Nachspielen her, und so kam man von beiden Seiten in Ordnung, und die Zufriedenheit wuchs täglich. Mit welcher entzückten Vertraulichkeit saßen sie oft beisammen, wenn ihnen der Sekretär von der Gastfreiheit seines Herrn, von der Ordnung, die in dem Hause herrsche, von der Sorgfalt für den geringsten seiner Gäste umständlich erzählte und sie den Vorschmack glücklicher Tage kosten ließ. Außerdem war ein jeder von der Truppe sehr mit sich und den Direktoren zufrieden, indem er zu seinem Teile Rollen erhielt, auf die er sonst nicht leicht hätte Anspruch machen können. Philine erhielt die zärtlichen und empfindungsvollen Liebhaberinnen, die jugendlichen Hauptrollen, ob sie gleich sehr schlecht memorierte und nur an das schnatternde Kammermädchen gewohnt war. Madame Melina, die sich in höchst gesegneten Umständen befand, mußte die ernsthaften Mütterrollen übernehmen, und ihr Mann, der zu jedem Handwerke eher als zum Akteur geboren war, ließ sich die Väter, Onkel und dergleichen gefallen. Ein junger, wohlgebildeter Mensch, welchen man, da die Truppe sich noch beisammen befand, als Knaben behandelt hatte, der schnell in die Höhe schoß und sich nach und nach in dem Umgang und an dem Beispiele Wilhelms bildete, übernahm die ersten Liebhaberrollen. Einige Mädchen und junge Frauen mit leidlichen Gesichtern und ungeschickten Figuren in Gesellschaft ihrer völlig unbedeutenden Männer und Freunde teilten sich in die untergeordneten Gestalten. Nur Mignon, dem man die Rolle der Kammermädchen auftragen wollte, schlug es rund ab und beteuerte, sie werde nicht spielen.

Man schrieb nunmehr aus, lernte fleißig, man lebte voller Hoffnung, aß und trank auf Rechnung des Grafen und genoß von dem Guten, das man erst verdienen sollte, manches voraus.

Indessen hatte Wilhelm mit dem Sekretär auch schon Bekanntschaft gemacht. Dieser war entzückt über die vielen Kenntnisse unseres Freundes. Er bat ihn auf das dringendste, ja mit der Gesellschaft auf das Schloß zu kommen. „Unsere Herrschaften haben große Liebe für die Literatur, besonders für die deutsche, lassen ihr alle Gerechtigkeit widerfahren, und gewiß, man wird Sie sehr wohl empfangen.“ Er lud ihn, als er einsmalen wiederkehrte, im Namen der Herrschaften selbst auf das dringendste ein und konnte ihm die Ehre und das Glück, das er genießen würde, nicht lebhaft genug vorbilden. Dieser Reiz war für unsern Freund unwiderstehlich, ob ihm gleich der vertrauliche und nachlässige Ton nicht gefiel, womit der junge Mann von den Herrschaften sprach und sie in der Erzählung behandelte, nicht als ob er ihresgleichen sei, sondern als ob sie seinesgleichen wären. Nur da unser Wilhelm sich vorgenommen hatte, mit der Truppe nicht weiter in Verbindung zu bleiben, bat er um die Erlaubnis, auf seine eigene Hand dorthin zu folgen und in dem Gasthofe des benachbarten Ortes abzutreten, welches ihm denn auch gern zugestanden ward.

Desto mehr ärgerte er sich täglich über den Leichtsinn und Unverstand, womit die Schauspieler einem so erhabnen Publiko entgegengingen. Kaum daß sie ihre Rollen recht lesen mochten, geschweige daß sie ordentliche Proben gehalten und sich nach Schuldigkeit bemüht hätten. Sie glaubten nunmehr, es würde sich das alles schon finden. Er unterließ nicht, ihnen das Gewissen zu schärfen, ihnen bange zu machen, daß sie gar bald wieder entlassen werden könnten. Endlich bequemten sie sich einigermaßen, doch war es immer mehr anmutige Hoffnung des Beifalles als Bemühung, ihn zu verdienen, die sie beschäftigte.

Wilhelm ging ihnen von seiner Seite mit gutem Beispiele vor. Er nahm ihre Stücke durch, verbesserte bei Übersetzungen die Sprache, zog Szenen zusammen, richtete Rollen nach dem Geschicke der Akteurs mehr ein, verfertigte neue Übersetzungen einiger französischen kleinen Nachspiele und war damit meistens vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht beschäftigt. Sein Eifer blieb dem Sekretär des Grafen nicht verborgen, und diesem war das Geschick, womit Wilhelm alles, was er angriff, zurechte brachte, etwas ganz Neues. Er war voller Verwunderung über die Lebhaftigkeit und Richtigkeit des Gefühles, womit unser junger

Dichter das Handelnde und Würkende vom Erzählenden und Lehrenden zu scheiden wußte, durch eine geringe Veränderung ganzen Szenen und Stücken eine andere Gestalt zu geben verstund und mit einem glücklichen Humor das Wohlanständige und Schickliche nicht zu beleidigen sorgfältig war. Dadurch ward der Sekretär, der eine außerordentlich gute Vorstellung von sich selbst hatte, bewogen, jenen doch auf alle Weise seiner Freundschaft wert zu achten. Er drang sich ihm von Tag zu Tage mehr auf, vertraute ihm seine Gedankenanschläge und Urteile, wobei unser Freund meistens mit einem unangenehmen Gefühl bemerkte, daß der gute Mann nur große Worte gebrauchte, die Ideen und Sachen aber sehr geringfügig waren.

Endlich kam die Zeit herbei, da man sich zur Überfahrt schicken, die Kutschen und Wagen erwarten sollte, die unsere ganze Truppe nach dem Schlosse des Grafen hinüberzuführen bestellt waren. Es fielen schon zum voraus große Streitigkeiten vor, wer mit dem andern fahren, wie man sitzen sollte, und es ward endlich mit Mühe ausgemacht und festgesetzt, doch leider ohne Würkung. Zur bestimmten Stunde kamen weniger Wagen, als man erwartet hatte, und man mußte sich anders einrichten. Der Sekretär, der nicht lange hinterdrein folgte, gab zur Ursache an, daß im Schlosse alles in großer Bewegung sei, weil nicht allein der Fürst einige Tage früher eintreffen werde, als man geglaubt, sondern weil auch unerwarteter Besuch schon gegenwärtig angelangt; der Platz gehe sehr zusammen, sie würden auch deswegen nicht so gut logieren, als man es ihnen vorher bestimmt, welches ihm außerordentlich leid tue.

Man teilte sich in die Wagen, so gut es gehen wollte, und da es leidlich Wetter und der Weg nur einige Stunden war, machten sich die Lustigsten lieber zu Fuße auf den Weg, als daß sie die Rückkehr der Kutschen hätten abwarten wollen. Die Karawane zog mit Freudengeschrei aus, zum erstenmal ohne Sorgen, wie der Wirt zu bezahlen sei. Das Schloß des Grafen stand ihnen wie ein Feengebäude vor der Seele, sie waren die glücklichsten und fröhlichsten Menschen von der Welt, und jeder knüpfte unterweges an diesen Tag nach seiner Art, zu denken, eine Reihe von Glück, Ehre und Wohlstand.

Ein starker Regen, der unterweges einfiel, konnte sie nicht aus diesen angenehmen Empfindungen reißen; da er aber immer anhaltender und stärker wurde, spürten viele von ihnen eine ziemliche Unbequemlichkeit. Die Nacht kam herbei, und erwünschter konnte ihnen nichts erscheinen als der durch alle Stockwerke erleuchtete Palast des Grafen, der ihnen

von einem Hügel entgegenglänzte. Sie konnten die Fenster zählen. Als sie näher kamen, fanden sie auch alle Fenster der Seitengebäude erhellet. Ein jeder urteilte heimlich für sich, welches wohl sein Zimmer werden möchte, und die meisten begnügten sich bescheiden mit einer Stube in der Mansarde oder in den Flügeln.

Als sie durch das Dorf und am Wirtshause vorbeifuhren, ließ Wilhelm halten, um dort abzusteigen; allein der Wirt versicherte, daß er ihm nicht den geringsten Raum anweisen könne. Der Herr Graf habe, weil unvermutete Gäste gekommen, sogleich das ganze Wirtshaus besprochen, die Zimmer seien vom Kammerdiener gestern alle numeriert, ein Verzeichnis darüber gefertiget und angeschrieben worden, wer darinne wohnen solle. Mit größtem Widerwillen mußte also unser Freund mit der übrigen Gesellschaft zum Schloßhofe hineinfahren.

Die Küchenfeuer in einem Seitengebäude und die Geschäftigkeit der Köche war der erste Gegenstand, der sie erquickte und entzückte. Es kamen Bediente mit Lichtern auf die Treppe gesprungen, und die Seele der guten Wanderer quoll über diesen Aussichten auf. Wie sehr verwunderten sie sich also, da sich dieser Empfang in ein entsetzliches Fluchen auflöste. Die Bedienten schimpften auf die Kutscher, daß sie hier hereingefahren; sie sollten umwenden und wieder hinaus, hinten nach dem alten Schlosse zu, hier sei kein Raum für diese Gäste. Einem so unfreundlichen und unerwarteten Bescheide fügten sie noch allerlei Spöttereien hinzu und lachten sich untereinander aus, daß sie durch diesen Irrtum in den Regen gesprengt worden. Es goß noch immer, keine Sterne standen am Himmel, und nun wurde die Gesellschaft durch einen holprichten Weg zwischen zwei Mauern in das alte innere Schloß gezogen, welches unbewohnt dastand, seit der Vater des Grafen das vordere gebaut hatte. Teils im Hofe, teils unter einem langen gewölbten Torwege hielten die Wagen still, und die Fuhrleute, welche Anspänner aus dem Dorfe waren, spannten aus und ritten ihrer Wege. Da niemand zum Empfange der Gesellschaft sich zeigte, stiegen sie aus, riefen, suchten, vergebens! Es blieb alles finster und stille. Der Wind blies durch das hohle Tor, und grauerlich waren die alten Türme und Höfe, wovon sie kaum die Gestalten in der Finsternis unterschieden. Sie froren und schauerten, die Frauen fürchteten sich, die Kinder fingen an zu weinen, ihre Ungeduld vermehrte sich mit jedem Augenblicke, und ein so schneller Glückswechsel, auf den keines von der Gesellschaft vorbereitet war, brachte sie alle ganz und gar aus der Fassung.

Drittes Kapitel

Da sie jeden Augenblick erwarteten, daß jemand kommen und ihnen aufschließen würde, da bald Regen, bald Sturm sie täuschte und sie mehr als einmal den Tritt des erwünschten Schloßvogts zu hören glaubten, blieben sie eine lange Zeit unmutig und untätig; es fiel keinem ein, in das neue Schloß zu gehen und dort mitleidige Seelen um Hülfe anzurufen. Sie konnten nicht begreifen, wo ihr Freund, der Sekretär, geblieben sei. Sie waren in einer höchst beschwerlichen Lage. Endlich kamen wirklich Menschen, und man erkennte an ihren Stimmen, daß es jene Fußgänger seien, die auf dem Wege hinter den Fahrenden zurückgeblieben waren. Sie erzählten, daß der Sekretär mit dem Pferde gestürzt sei, sich am Fuße stark beschädigt habe, und daß man sie auch, da sie im Schlosse nachgefragt, mit Ungestüm hierher gewiesen.

Die ganze Gesellschaft war in der größten Verlegenheit, man ratschlagte, was man tun sollte, und konnte keinen Entschluß fassen. Endlich sah man von weitem eine Laterne kommen und holte frischen Atem; allein die Hoffnung einer baldigen Erlösung verschwand auch wieder, indem sich die Erscheinung näher entdeckte und aufklärte. Es war der Stallmeister des Grafen, dem ein Reitknecht vorleuchtete, und der sich, als er näher kam, sehr eifrig nach der Mademoiselle Philine erkundigte. Sie war kaum aus dem übrigen Haufen hervorgetreten, als er ihr sehr dringend anbot, sie in das neue Schloß zu führen, wo ein Plätzchen für sie bei der Kammerjungfer der Gräfin bestimmt sei. Sie besann sich nicht lange, das Anerbieten dankbar zu ergreifen, faßte ihn bei dem Arme und wollte, da sie den andern ihren Koffer empfohlen, mit ihm forteilen; allein man trat ihnen in den Weg, fragte, bat, beschwor den Stallmeister, daß er endlich, um nur mit seiner Schönen loszukommen, alles versprach und versicherte, daß in kurzem das Schloß eröffnet und sie auf das beste einquartiert werden sollten. Bald darauf sahen sie den Schein seiner Laterne verschwinden und hofften lange vergebens auf das neue Licht, das ihnen endlich nach vielem Warten, Schelten und Schmähen erschien und sie mit einigem Troste und Hoffnung belebte. Ein alter Hausknecht eröffnete die Türe, in die sie mit Gewalt hineindrangen. Ein jeder sorgte nun für seine Sachen, sie abzupacken, sie hereinzuschaffen. Das meiste war wie die Personen selbst tüchtig durchgeweicht. Bei dem einen Lichte ging alles sehr langsam. Im Gebäude stieß man sich, stolperte, fiel. Man bat um mehr Lichter, man bat um Feuerung. Der

einsilbigte Hausknecht ließ mit genauer Not seine Laterne da, ging und kam nicht wieder.

Nun fing man an, das Haus zu durchsuchen; die Türen aller Zimmer waren offen, große Öfen, gewürkte Tapeten, verzierte Fußböden waren von seiner vorigen Pracht noch übrig, von anderm Hausgeräte nichts zu finden, kein Tisch, kein Stuhl, kein Spiegel, kaum einige ungeheure leere Bettgestelle, alles Schmuckes und alles Notwendigen zur Ruhe beraubt. Die nassen Koffer und Mantelsäcke waren zu Sitzen gewählt, ein Teil der müden Wanderer bequemte sich auf den Fußboden, Wilhelm hatte sich auf ein paar Stufen gesetzt, Mignon lag auf seinen Knien, das Kind war unruhig, und auf seine Frage, was ihm fehlte, antwortete es: „Mich hungert!" Er hatte nichts bei sich, um das Verlangen des Kindes zu stillen, die übrige Gesellschaft war auch aufgezehrt, und er mußte die arme Kreatur ohne Erquickung lassen. Er blieb bei dem ganzen Vorfalle untätig, still in sich gekehrt; denn er war sehr verdrüßlich und grimmig, daß er nicht auf seinem Sinne bestanden und bei dem Wirtshause abgestiegen, wenn er auch auf dem obersten Boden hätte sein Lager nehmen sollen. Die übrigen gebärdeten sich jeder nach seiner Art. Einige hatten einen großen Haufen altes Gehölz in ein ungeheures Kamin des Saales geschafft und zündeten es an mit großem Jauchzen, daß sie sich wenigstens würden trocknen können. Unglücklicherweise war dieses Kamin nur zur Zierde und von oben herein vermauert; der Dampf trat schnell zurücke und erfüllete auf einmal die Zimmer, das dürre Holz schlug rasselnd in Flammen auf, allein auch die Flamme ward herausgetrieben, der Zug, der durch die zerbrochne Fensterscheiben kam, gab ihr eine unstäte Richtung, man fürchtete, das Schloß anzuzünden, mußte das Feuer auseinanderziehen, austreten, dämpfen, der Rauch vermehrte sich, der Zustand wurde unerträglicher, man kam der Verzweiflung nahe.

Wilhelm war vor dem Rauch in ein entferntes Zimmer gewichen, wohin ihm bald Mignon nachfolgte und einen wohlbekleideten Bedienten, der eine hohe, hellbrennende, doppelt erleuchtete Laterne trug, hereinführte; dieser wendete sich an Wilhelmen, und indem er ihm auf einem schönen porzellanenen Teller Konfekt und Früchte überreichte, sagte er: „Dies schickt Ihnen das junge Frauenzimmer von drüben, mit der Bitte, hinüber zur Gesellschaft zu kommen; sie läßt sagen," setzte der Bediente hinzu, „es gehe ihr sehr wohl, und sie wünsche ihre Zufriedenheit mit ihrem Freunde zu teilen." Wilhelm erwartete nichts weniger als diesen

Antrag, denn seit geraumer Zeit hatte er Philinen mit entschiedener Verachtung begegnet und sich ihrer kaum in ihren Rollen angenommen; er war auch so fest entschlossen, keine Gemeinschaft mit ihr zu haben, daß er im Begriffe stund, die süße Gabe wieder zurückzuschicken, nur ein bittender Blick Mignons konnte ihn vermögen, sie anzunehmen und im Namen des Kindes dafür danken zu lassen; die Einladung schlug er ganz aus. Er bat den Bedienten, einige Sorge für die angekommene Gesellschaft zu tragen, und erkundigte sich nach dem Sekretär. Dieser lag zu Bette, hatte aber schon, soviel der Bediente zu sagen wußte, einem andern Auftrag gegeben, für die elend Beherbergten zu sorgen.

Der Bediente ging und hinterließ Wilhelmen eins von seinen Lichtern, das er in Ermanglung eines Leuchters auf das Fenstergesims kleben mußte und nun wenigstens bei seinen Betrachtungen die vier Wände des Zimmers erhellet sah. Denn es währte noch lange, ehe die Anstalten rege wurden, die unsre Gäste zur Ruhe bringen sollten. Nach und nach kamen Lichter, jedoch ohne Lichtputzen, dann einige Stühle, eine Stunde weiter Deckbetten, dann Kissen, alles wohl durchnetzt, und es war schon weit über Mitternacht, als endlich Strohsäcke und Matratzen herbeigeschafft wurden, die, wenn man sie zuerst gehabt hätte, höchst willkommen gewesen sein würden.

In der Zwischenzeit war auch etwas von Essen und Trinken eingegangen, das ohne viele Kritik genossen wurde, ob es gleich einem sehr unordentlichen Abhub ähnlich sah und von der Achtung, die man für die Gäste hatte, kein sonderliches Zeugnis ablegte.

Viertes Kapitel

Durch die Unart und den Übermut einiger leichtfertiger Gesellen vermehrte sich die Unruhe und das Übel der Nacht, indem sie sich einander neckten, aufweckten und sich wechselsweise allerlei Streiche spielten. Der andere Morgen brach an unter lauten Klagen über ihren Freund, den Sekretär, daß er sie so getäuscht und ihnen ein ganz andres Bild von der Ordnung und Bequemlichkeit, in die sie kommen würden, gemacht habe. Doch zu ihrer großen Verwunderung und Troste hatten sie sich kaum zusammengerafft, als der Graf selbst mit einigen Bedienten erschien und sich nach ihren Umständen erkundigte. Er war sehr entrüstet, als er hörte, wie übel es ihnen ergangen, und der Sekretär, der geführt herbeihinkte, verklagte den Haushofmeister, wie befehlswidrig er

sich bei dieser Gelegenheit gezeigt, und glaubte ihm ein rechtes Bad angerichtet zu haben. Der Graf befahl sogleich, daß alles in seiner Gegenwart zur möglichsten Bequemlichkeit der Gäste geordnet werden sollte. Es kamen einige fremde Offiziere, die von den Aktricen sogleich Kundschaft nahmen, und in ihrem Beisein ließ sich der Graf die ganze Gesellschaft vorstellen, redete einen jeden bei seinem Namen an und mischte einige Scherze in die Unterredung, daß alle über einen so gnädigen Herrn ganz entzückt waren. Endlich mußte Wilhelm auch an die Reihe, an den sich Mignon anhing. Wilhelm entschuldigte sich, so gut er konnte, über seine Freiheit, der Graf hingegen schien es als ganz bekannt anzunehmen. Ein Herr, der neben dem Grafen stund, den man für einen Offizier hielt, ob er gleich keine Uniform anhatte, sprach besonders mit unserm Freunde und zeichnete sich vor allen andern aus. Große, helle, blaue Augen leuchteten unter einer hohen Stirne hervor, nachlässig waren seine bräunlichen Haare aufgeschlagen, und seine mittlere Statur zeigte ein sehr wackres, festes und bestimmtes Wesen. Seine Fragen waren sehr lebhaft, und er schien sich auf alles zu verstehen, wornach er fragte.

Hinterdrein erkundigte sich Wilhelm nach diesem Manne bei dem Sekretär; dieser wußte nicht viel Gutes von ihm zu sagen. Er habe den Charakter als Major, sei eigentlich der Günstling des Prinzen, versehe dessen geheimste Geschäfte und werde für dessen rechten Arm gehalten, ja man habe Ursache, zu glauben, er sei sein natürlicher Sohn. In Frankreich, England, Italien sei er mit Gesandtschaften gewesen, er werde überall sehr distinguiert, und das mache ihn einbildisch und unleidlich; er wähne die deutsche Literatur aus dem Grunde zu kennen und erlaube sich allerlei schale Spöttereien gegen dieselbe. Er, der Sekretär, vermeide alle Unterredung mit ihm, und Wilhelm werde wohl tun, darinne zu folgen. Man nenne den Fremden Jarno, wüßte aber nicht recht, was man aus dem Namen machen sollte.

Wilhelm wußte darauf nichts zu sagen, denn er empfand gegen den Fremden, ob er gleich etwas Kaltes und Abstoßendes hatte, eine gewisse Neigung.

Die Gesellschaft wurde in dem Schlosse eingeteilt, und Melina befahl sehr strenge, sie sollten sich nunmehro ordentlich halten, ein jeder seine Rollen auf das beste lernen, die Frauen besonders wohnen. Er schlug Vorschriften und Lehren an alle Türen an, die aus vielen Punkten bestanden und auch die Summe der Strafgelder enthielten, die ein jeder

Übertreter in eine gemeine Büchse zu entrichten hatte. Diese Verordnungen wurden wenig geachtet. Es kam ein Schwarm junger Offiziere nach dem andern, die nicht eben auf das feinste mit den Aktricen spaßten, die Akteure zum besten hatten und die ganze kleine Polizeiordnung, noch ehe sie Wurzel gefaßt, zugrunde richteten. Man jagte sich durch die Zimmer, verkleidete sich, versteckte sich, und es wurden gar bald Versuche gemacht, paarweise in die Winkel zu kriechen. Melina, der anfangs einigen Ernst zeigen wollte, ward mit allerlei Mutwillen auf das Äußerste gebracht, und als ihn bald darauf der Graf holen ließ, um den Platz zu sehen, wo das Theater aufgerichtet werden sollte, ward das Übel nur immer ärger. Die jungen Herrn ersannen sich allerlei platte Späße, durch Hülfe einiger Akteure wurden sie noch plumper, und es schien, als wenn das ganze alte Schloß vom wütenden Heere besessen sei; auch endigte es nicht eher, als bis es zur Tafel gerufen ward.

Der Graf hatte Melina in einen großen Saal geführt, der noch zum alten Schlosse gehörte und an das neue anstieß und zu einem kleinen Theater vortrefflich zu gebrauchen war. Er hatte ihm daselbst gezeigt, wie er es wollte eingerichtet haben. Melina gab dem Grafen in allem recht, teils aus Respekt, teils, weil er absolut nichts von der Sache verstund. Indessen kam er doch, Wilhelmen um Rat zu fragen und ihn zu bitten, daß er ihm in dieser Angelegenheit beistehen möge. Es ward nun alles in großer Eile vorgenommen, das Theatergerüste aufgeschlagen, ausgezieret, was man von Dekorationen in dem Gepäcke hatte und brauchen konnte, angewendet und das übrige mit Hülfe einiger geschickten Leute des Grafen verfertigt. Wilhelm griff selbst mit an, half die Perspektive bestimmen, die Umrisse abschnüren, und war höchst beschäftigt, daß es nicht unschicklich werden sollte, als wenn es ganz seine eigne Sache wäre.

Der Graf, der öfters dazukam, war sehr zufrieden damit, zeigte, wie sie das, was sie wirklich taten, eigentlich machen sollten, und ließ dabei ungemeine Kenntnisse jeder Kunst sehen. Nun fing das Probieren recht ernstlich an, wozu sie auch Raum und Muße genug gehabt hätten, wenn sie nicht von den vielen anwesenden Fremden immer gestört worden wären. Denn es kamen täglich neue Gäste an, und ein jeder wollte die Gesellschaft in Augenschein nehmen. Der Sekretär hatte Wilhelmen einige Tage mit der Hoffnung hingehalten, daß er der Gräfin, welcher er durch ein Versehen mit der übrigen Gesellschaft präsentiert worden war, noch besonders vorgestellt werden sollte. „Ich habe", sagte er, „dieser

vortrefflichen Dame so viel von Ihnen und Ihren geistreichen und empfindungsvollen Stücken erzählt, daß sie nicht erwarten kann, Sie zu sprechen und Sie ein und das andere vorlesen zu hören. Halten Sie sich ja gefaßt, auf den ersten Wink hinüberzukommen, denn bei dem nächsten ruhigen Morgen werden Sie gewiß gerufen werden." Er nannte ihm darauf einige von seinen Nachspielen, welche er zuerst vorlesen sollte, wodurch er sich ganz besonders empfehlen würde. Die Dame bedaure es gar sehr, daß er zu einer solchen unruhigen Zeit eingetroffen und sich mit der übrigen Gesellschaft in dem alten Schlosse schlecht behelfen müsse.

Mit großer Sorgfalt nahm darauf Wilhelm das Stück vor, womit er seinen Eintritt in die große Welt machen sollte. Du hast, sagte er, bisher im stillen für dich gearbeitet und vielen Beifall von einem zahlreichen Publiko für eins deiner Stücke erhalten, du mußt immer noch zweifelhaft sein, ob du auf dem rechten Wege bist und ob du so viel Talent als Neigung zum Theater hast; vor den Ohren solcher geübter Kenner, im Kabinette, wo weiter keine Illusion dazukommt, ist ein weit gefährlicherer Stand als anderwärts, und ich möchte doch auch nicht gerne zurückbleiben, diesen Genuß an meine vorigen Freuden knüpfen und die Hoffnung auf die Zukunft erweitern. Er nahm daher einige Stücke durch, las sie mit der größten Aufmerksamkeit, korrigierte hier und da, rezitierte sie sich laut vor, um auch in Sprache und durch Ausdruck recht gewandt zu sein, und steckte das, welches er am meisten geübt, womit er die größte Ehre einzulegen glaubte, in die Tasche, als er an einem Morgen hinüber vor die Gräfin gefordert wurde.

Der Sekretär hatte ihn versichert, sie würde allein mit einer guten Freundin sein. Als er in das Zimmer trat, kam die Baronesse von C*** ihm mit vieler Freundlichkeit entgegen, freute sich, seine Bekanntschaft zu machen, und präsentierte ihn der Gräfin, die sich eben frisieren ließ und neben deren Stuhl er mit großer Verwunderung Philinen knien und allerlei Torheiten machen sah. „Das schöne Kind", sagte die Baroneß, „hat uns allerlei vorgesungen. Endige Sie doch das angefangne Liedchen, damit wir nichts davon verlieren."

Wilhelm hörte das Stückchen mit großer Geduld an, indem er doch die Entfernung des Friseurs wünschte, eh er seine Vorlesung anfangen wollte. Man bot ihm eine Tasse Schokolade an, wozu ihm die Baroneß selbst den Zwieback reichte. Es schmeckte ihm kaum, weil seine Gedanken ganz von dem Stücke, das er vorlesen wollte, erfüllt waren und er die Gefühle seines Herzens denen beiden Damen mitzuteilen sich sehnte.

Philine war ihm auch im Wege, die ihm als Zuhörerin oft schon unbequem gewesen war. Er sah mit Schmerzen dem Friseur auf die Hände und hoffte in jedem Augenblicke mehr auf die Vollendung des Baues.

Indessen war der Graf hereingetreten, und er erzählte von den heut zu erwartenden Gästen, von der Einteilung des Tages, und was sonst etwa Häusliches vorkommen mochte. Da er hinausging, ließen einige Offiziere bei der Gräfin um die Erlaubnis bitten, ihr, weil sie noch vor Tafel wegreiten müßten, aufwarten zu dürfen. Der Kammerdiener war indessen fertig geworden, und sie ließ die Herrn hereinkommen. Die Baronesse gab sich inzwischen Mühe, unsern Freund zu unterhalten und ihm viele Achtung zu bezeigen, die er mit Ehrfurcht, obgleich etwas zerstreut, aufnahm. Er fühlte manchmal nach dem Manuskripte in der Tasche, hoffte auf jeden Augenblick, und fast wollte seine Geduld reißen, als ein Galanteriehändler hereingelassen wurde, der seine Pappen, Kasten, Schachteln unbarmherzig eine nach der andern eröffnete und jede Sorte seiner Waren mit einer diesem Geschlechte eignen Zudringlichkeit vorwies. Die Gesellschaft vermehrte sich. Die Baroneß sah Wilhelmen an und sprach der Gräfin in die Ohren; er bemerkte es, ohne zu verstehen, was es bedeuten sollte, bis es ihm endlich zu Hause klar wurde, als er sich nach einer ängstlich durchharrten Stunde wegbegab. Er fand ein schönes englisches Portefeuille in seiner Rocktasche. Die Baronesse hatte es ihm heimlich beizustecken gewußt, und gleich darauf folgte der Gräfin kleiner Mohr, der ihm eine artig gestickte Weste überbrachte, ohne recht deutlich zu sagen, woher sie komme.

Fünftes Kapitel

Das Gemisch von Verdruß und Dankbarkeit verdarb ihm den ganzen Rest des Tages, bis ihm gegen Abend Melina eröffnete, der Graf habe von einem Vorspiele gesprochen, das, wenn der Prinz käme, zum erstenmal gleich mit aufgeführt werden könnte. Es sollten darinne die Eigenschaften dieses großen Helden und Menschenfreundes personifizieret werden. Diese Tugenden sollten miteinander auftreten, sein Lob verkündigen und zuletzt seine Büste mit Blumen und Lorbeerkränzen umwinden, wobei sein verzogner Name mit dem Fürstenhute durchscheinend glänzen sollte. Der Graf habe ihm aufgegeben, für die Versifikation und übrige Einrichtung dieses Stückes zu sorgen, und er hoffe, daß ihm Wilhelm, dem es etwas Leichtes sei, hierin gerne beistehen werde. „Wie!“ rief dieser

mit einiger Ärgerlichkeit, „sind wir hier in der Wachsleinwandfabrik, wo wir Porträte, verzogene Namen und allegorische Figuren brauchen, um einen Fürsten zu ehren, der nach meiner Meinung ein ganz anderes Lob verdient? Wie kann es einem vernünftigen Manne schmeicheln, sich in Effigie aufgestellt und seinen Namen auf ölgetränktem Papiere schimmern zu sehen! Ich fürchte sehr, die Allegorien würden besonders bei unsrer Garderobe zu manchen Zweideutigkeiten und Späßen Anlaß geben. Wollen Sie es machen lassen, so kann ich nichts dawider haben, nur bitte ich, daß ich damit verschont bleibe."

Melina entschuldigte sich, es sei nur die ohngefähre Angabe des Herrn Grafen, der ihnen übrigens ganz überlasse, wie sie das Stück arrangieren wollten. „Herzlich gerne", versetzte Wilhelm, „trage ich etwas zum Vergnügen dieser vortrefflichen Herrschaft bei, und meine Muse hat noch kein so angenehmes Geschäfte gehabt, als zum Lob eines Fürsten, der so viel Verehrung verdient, auch nur stammelnd sich hören zu lassen. Ich will der Sache nachdenken, vielleicht gelingt es mir, unsere kleine Truppe so zu stellen, daß wir doch wenigstens einigen Effekt machen." Von diesem Augenblicke an sann Wilhelm eifrig dem Auftrage nach. Ehe er einschlief, hatte er alles schon ziemlich geordnet, und den andern Morgen, bei früher Zeit, war der Plan fertig, die Szenen entworfen, ja schon einige der vornehmsten Stellen und Gesänge in Verse und zu Papiere gebracht.

Wilhelm eilte, den Sekretär wegen gewisser Umstände zu sprechen, und legte ihm seinen Plan vor. Diesem gefiel er sehr wohl, doch bezeigte er seine Verwunderung, indem der Graf gestern abend von einem ganz andern Stücke gesprochen, welches er bestellt und welches, wie er glaubte, in Verse gebracht werden würde. „Es ist mir nicht wahrscheinlich," versetzte Wilhelm, „daß es die Absicht des Herrn Grafen gewesen sei, gerade das Stück, so wie er es Melinaen angegeben, fertigen zu lassen; wenn ich mich nicht irre, so wollte er bloß einen Fingerzeig geben, auf welchem Wege wir zu gehen hätten. Der Liebhaber und Kenner zeigt dem Künstler an, was er wünscht, und überläßt ihm alsdann die Sorge, das Werk hervorzubringen."

„Mitnichten", versetzte der Sekretär, „der Herr Graf verläßt sich drauf, daß das Stück so und nicht anders, wie er es angegeben, aufgeführt werde. Das Ihrige hat freilich eine entfernte Ähnlichkeit damit, und wenn wir es durchsetzen und ihn von seiner ersten Idee abbringen wollen, so müssen wir es durch die Damen machen, besonders versteht die Baroneß

sich meisterlich darauf, und es wird die Frage sein, ob ihr der Plan gefällt, daß sie sich der Sache annimmt, so wird es gewiß gehen." — „Wir brauchen ohnedies die Hülfe der Damen", sagte Wilhelm, „denn es möchte unser Personale und unsere Garderobe zu der Ausführung nicht hinreichen. Ich habe auf einige hübsche Kinder gerechnet, die im Hause hin und wider laufen und dem Kammerdiener und Haushofmeister zugehören." Darauf ersuchte er den Sekretär, die Damen mit seinem Plane bekannt zu machen. Dieser kam bald zurücke und brachte die Nachricht, sie wollten ihn selbst sprechen. Heute abend, wenn die Herren sich zum Spiele setzten, das ohnedies wegen der Ankunft eines gewissen Generales ernsthafter werden würde als gewöhnlich, wollten sie sich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in ihr Zimmer zurückziehen, er sollte durch die geheime Treppe eingeführt werden, und er könne alsdann seine Sache auf das beste vortragen. Diese Art von Geheimnis gebe der Angelegenheit nunmehr einen doppelten Reiz, und die Baronesse besonders freue sich recht wie ein Kind auf diesen Rendezvous und darauf, daß etwas heimlich und geschickt gegen den Willen des Grafen unternommen werden sollte.

Gegen Abend um die bestimmte Zeit ward Wilhelm abgeholt und mit Vorsicht hinaufgeführt. Die Art, mit der ihm die Baronesse in einem kleinen Kabinette entgegenkam, erinnerte ihn einen Augenblick voriger glücklicher Zeiten. Sie brachte ihn in das Zimmer der Gräfin, und nun ging es an ein Fragen, an ein Untersuchen. Er legte seinen Plan mit der möglichsten Wärme und Lebhaftigkeit vor, so daß die Damen dafür ganz eingenommen wurden, und unsere Leser werden erlauben, daß wir sie auch in der Kürze damit bekannt machen.

Sechstes Kapitel

In einer ländlichen Szene sollten Kinder das Stück mit einem Tanze eröffnen, der das Spiel vorstellte, wo eins herumgehen und dem andern einen Platz abgewinnen muß. Darauf sollten sie mit andern Scherzen abwechseln und zuletzt zu einem immer wiederkehrenden Reihentanze ein Lied singen, welches auf das Lob der Treue gerichtet war. Darauf sollte der alte Harfenist mit Mignon herbeikommen und ihnen seinen Gesang zur Ergötzung anbieten. Es sollten sich mehrere Landleute versammeln, der Alte verschiedne Lieder zum Lobe des Friedens, der Ruhe, der Freude singen und Mignon darauf den Eiertanz tanzen. In dieser unschuldigen

Freude werden sie durch eine kriegerische Musik gestört und die Gesellschaft von einem Trupp Soldaten überfallen. Die Mannspersonen setzen sich zur Wehre und werden überwunden, die Mädchen fliehen und werden eingeholt. Es scheint alles im Getümmel zugrunde zu gehen, bis zuletzt eine Person, über deren Bestimmung er noch ungewiß war, herbeikommt und die Nachricht, daß der Heerführer nicht weit sei, alles zur Ruhe bringt. Hier wird der Charakter des Helden mit den schönsten Zügen geschildert, mitten unter den Waffen Sicherheit versprochen und der Übermut und die Gewalttätigkeit in Schranken gebracht. Es wird ein allgemeines Fest zu Ehren des großmütigen Heerführers begangen.

Die Damen waren mit dem Plane sehr zufrieden; nur behaupteten sie, es müsse notwendig etwas Allegorisches in dem Stücke sein, um es dem Herrn Grafen angenehm zu machen. Wilhelm tat den Vorschlag, den Anführer der Soldaten als den Genius der Zwietracht und der Gewalttätigkeit zu bezeichnen und zuletzt die Minerva herbeikommen zu lassen, ihm Fesseln anzulegen, Nachricht von der Ankunft des Helden zu geben und dessen Lob zu preisen. Dieser Vorschlag wurde mit beiden Händen angenommen und Wilhelm beredet, das Stück ungesäumt zu schreiben und in Verse zu bringen. Die Baronesse übernahm nachher, den Grafen zu überzeugen, daß es der von ihm angegebne Plan mit einiger Veränderung sei; nur bestand sie darauf, daß bei dem Feste, womit das Stück schließen sollte, notwendig die Büste und die verzogene Namen erscheinen müßten, weil sie sonst alle Unterhandlung vergeblich hielte.

Wilhelm, der sich schon im Geiste vorgestellt hatte, wie fein er seinen Helden aus dem Munde der Minerva preisen wollte, gab nur mit dem größten Widerwillen in diesem Punkte nach, überlegte sodann, wie etwa die Rollen könnten ausgeteilt und die nötigen Figuren herbeigeschafft werden, und empfahl sich ehrfurchtsvoll den Damen, die ihn mit vieler Freundlichkeit entließen. Die Baroneß, die ihn versicherte, daß er ein unvergleichlicher Mensch sei, begleitete ihn bis an die kleine Treppe, wo sie ihm mit einem Händedruck gute Nacht gab.

Befeuert durch ihre schönen Blicke und den aufrichtigen Anteil, den sie an der Sache nahm, ward ihm der Plan, der durch die Erzählung schon wieder gegenwärtig geworden war, ganz lebendig. Er brachte den größten Teil der Nacht und den andern Morgen damit zu, um den Dialog sowohl als die Lieder recht schön zu versifizieren. Er war so ziemlich fertig, als er in das neue Schloß gerufen wurde, wo er hörte, daß die Herrschaft, die eben frühstückte, ihn sprechen wollte. Er trat in den Saal, die

Baroneß kam ihm wieder zuerst entgegen, und unter dem Vorwande, als wenn sie ihm einen guten Morgen sagen wollte, lispelte sie heimlich zu ihm: „Sagen Sie nichts von Ihrem Stücke, als was Sie gefragt werden.“ — „Ich höre,“ rief ihm der Graf zu, „Sie sind recht fleißig und arbeiten an dem Vorspiele, das wir zu Ehren des Prinzen geben wollen. Man sagt mir, Sie werden eine Minerva darinnen anbringen, und es wird nötig, daß wir uns beizeiten vorbereiten, wie die Göttin gekleidet werden soll, damit wir nicht gegen das Kostüm verstoßen. Ich lasse deswegen aus meiner Bibliothek alle Bücher herbeibringen, worin sich das Bild derselben befindet.“

In eben dem Augenblick traten einige Bedienten mit großen Körben voll Büchern allerlei Formates in den Saal. Montfaucon, die Sammlung antiker Statuen und Gemmen, mythologische Schriften wurden aufgeschlagen und die Figuren verglichen. Dies war nicht genug, des Grafen vortreffliches Gedächtnis erinnerte sich aller Minerven, die etwa noch auf Titelkupfern, Vignetten, Medaillen oder sonst vorkommen. Der Sekretär mußte ein Buch nach dem andern aus der Bibliothek herbeischaffen, so daß der Graf zuletzt in einem Haufen von Büchern saß. Endlich, da ihm keine mehr einfiel, rief er mit Lachen aus: „Ich wollte wetten, daß nun keine Minerve mehr in der ganzen Bibliothek sei, und es möchte wohl das erstemal begegnen, daß eine Büchersammlung so ganz und gar des Bildes ihrer Schutzgöttin entbehren muß.“ Die ganze Gesellschaft freute sich über den Einfall, und besonders Jarno, der den Grafen immer mehr Bücher herbeizuschaffen gereizt hatte, lachte ganz unmäßig. „Nunmehr“, sagte der Graf, indem er sich zu Wilhelmen wendete, „ist es eine Hauptsache, welche Göttin meinen Sie, Minerva oder Pallas, die Göttin des Krieges oder der Künste?“ — „Sollte es nicht am schicklichsten sein, Ihro Exzellenz,“ versetzte Wilhelm, „wenn man es unbestimmt ließe und sie eben, weil sie in der Mythologie eine doppelte Person spielt, auch hier auf eine doppelte Weise schicklich erschiene? Sie meldet einen Krieger an, aber nur um das Volk zu beruhigen, sie preist einen Helden, indem sie seine Menschlichkeit erhebt, sie überwindet die Gewalttätigkeit und stellt die Freude und Ruhe unter dem Volke wieder her.“

Die Baronesse, der es bange wurde, Wilhelm möchte sich verraten, schob geschwinde den Leibschneider der Gräfin dazwischen, der seine Meinung geben mußte, wie ein solcher antiker Rock auf das beste gefertigt werden könnte. Dieser Mann, in Maskenarbeiten erfahren, wußte

die Sache sehr leicht zu machen, und da Madame Melina, ohnerachtet ihrer hohen Schwangerschaft, die Rolle der himmlischen Jungfrau übernommen hatte, so wurde er angewiesen, ihr das Maß zu nehmen, und die Gräfin bezeichnete, wiewohl mit einigem Unwillen ihrer Kammerjungfern, die Kleider aus der Garderobe, welche dazu verschnitten werden sollten. Auf eine geschickte Weise wußte die Baroneß Wilhelmen wieder beiseitezuschaffen und ließ ihn bald darauf wissen, sie habe die übrigen Sachen auch besorgt. Sie schickte ihm sogleich den Musikum, der des Grafen Hauskapelle dirigierte, daß dieser teils die notwendigen Stücke komponieren oder schickliche Melodien aus dem Musikvorrate aufsuchen sollte.

Nunmehr ging alles nach Wunsche, der Graf fragte dem Stücke nicht weiter nach, sondern war hauptsächlich mit der transparenten Dekoration beschäftigt, welche am Ende des Stückes die Zuschauer überraschen sollte. Seine Erfindung und die Geschicklichkeit seines Konditors brachten zusammen wirklich eine recht angenehme Erleuchtung zuwege. Denn auf seinen Reisen hatte er die größten Feierlichkeiten dieser Art gesehen, viele Kupfer und Zeichnungen mitgebracht und wußte, was dazu gehörte, mit vielem Geschmacke anzugeben. Unterdessen endigte Wilhelm sein Stück, gab einem jeden seine Rolle, und der Musikus, der sich zugleich auf den Tanz verstund, richtete das Ballett ein, und so ging alles zum besten.

Nur ein unerwartetes Hindernis legte sich in den Weg, das ihm eine böse Lücke zu machen drohte. Er hatte sich den größten Effekt von Mignons Eiertanze versprochen, und wie erstaunt war er daher, als das Kind ihm, mit seiner gewöhnlichen Trockenheit, zu tanzen abschlug, versicherte, es sei nunmehr sein und werde nicht mehr auf das Theater gehen. Er suchte es durch allerlei Zureden zu bewegen und ließ nicht eher ab, als bis es bitterlich zu weinen anfing, da er denn diesen Wunsch aufgab, den Alten allein erscheinen ließ und die Szene ein wenig wendete.

Philine, die eins von den Landmädchen machte und in dem Reihentanz die einzelne Stimme singen und die Verse dem Chore zubringen sollte, freute sich recht ausgelassen darauf. Es ging ihr auch vollkommen nach Wunsche, sie hatte ihr besonderes Zimmer, war immer um die Gräfin, die sie mit ihren Affenpossen unterhielt und dafür täglich etwas geschenkt bekam. Ein Kleid zu diesem Stücke wurde auch für sie zurechtegemacht, und weil sie von einer leichten, nachahmenden Natur war, so hatte sie sich bald aus dem Umgange der Damen so viel gemerkt, als sich für

sie schickte, und war in kurzer Zeit voller Lebensart und guten Betragens geworden. Die Sorgfalt des Stallmeisters nahm mehr zu als ab, und da die Offiziere auch stark auf sie eindrangen und sie sich in einem so reichlichen Elemente befand, fiel es ihr ein, auch einmal die Spröde zu spielen und auf eine geschickte Weise sich in einem gewissen vornehmen Ansehen zu üben. Kalt und fein, wie sie war, fehlte es ihr nicht acht Tage, so kannte sie die Schwächen des ganzen Hauses, daß, wenn sie eine Kreatur gewesen wäre, Absichten zu haben, sie gar leicht ihr Glück hätte machen können. Allein auch hier bediente sie sich ihres Vorteils auch nur, um sich zu belustigen, um sich einen guten Tag zu machen und impertinent zu sein, wo sie merkte, daß es ohne Gefahr geschehen konnte.

Die Rollen waren gelernt, eine Hauptprobe des Stückes ward befohlen, der Graf wollte dabeisein, und es fing seiner Gemahlin an bange zu werden, wie er es aufnehmen würde. Die Baronesse berief Wilhelmen heimlich, und man zeigte, je näher die Stunde herbeirückte, immer mehr Verlegenheit. Denn es war doch eben ganz und gar nichts von der Idee des Grafen übriggeblieben. Jarno, der eben hereintrat, wurde in das Geheimnis gezogen. Es freute ihn herzlich, und er war geneigt, seine gute Dienste den Damen anzubieten. „Es wäre zwar schlimm," sagte er, „gnädige Frau, wenn Sie sich aus dieser Sache nicht allein heraushelfen sollten, doch auf alle Fälle will ich im Hinterhalte liegen bleiben." Die Baronesse erzählte, wie sie bisher dem Grafen das ganze Stück, aber nur immer stellenweise und ohne Ordnung, erzählt habe, daß er also auf jedes Einzelne vorbereitet sei, nur stehe er freilich in Gedanken, das Ganze werde mit seiner Idee zusammentreffen. „Ich will mich", sagte sie, „heut abend in der Probe zu ihm setzen und ihn zu zerstreuen suchen. Den Konditor habe ich auch schon vorgehabt, daß ja die Dekoration am Ende recht schön ausfällt, dabei aber doch an einigen Flecken was Geringes fehlt." — „Ich wüßte einen Hof," versetzte Jarno, „wo wir so tätige und kluge Freunde brauchten, als Sie sind, gnädige Frau. Ich will meinem Bedienten", setzte er hinzu, „befehlen, daß er sich nicht weit von Ihnen in der Probe im Saal postieren soll; geht es mit Ihren Künsten nicht mehr fort, so winken Sie ihm und tragen ihm eine Kleinigkeit zu holen oder auszurichten auf. Auf dieses Zeichen will ich den Grafen aus der Probe holen und ihn nicht eher wieder hineinlassen, bis Minerva auftritt und von der Illumination bald Sukkurs zu hoffen ist. Ich hab ihm schon seit einigen Tagen etwas zu eröffnen, das seinen Vetter betrifft und das ich immer aus Ursachen noch aufgeschoben habe, heute abend aber völlig

nötig wird. Es wird ihm auch das eine Distraktion geben, und zwar nicht die angenehmste."

Wilhelm eilte mit einiger Verwunderung über die Art, wie man mit dem Hausherrn umging, zu der Gesellschaft, die memorierte, sang und sich auf das beste bereitete. Einige Geschäfte hinderten den Grafen, zu Anfang der Probe zu sein, dann unterhielt ihn die Baroneß. Jarnos Hülfe war gar nicht nötig, denn indem der Graf genug zurechtzuweisen, zu verbessern und anzuordnen hatte, vergaß er sich ganz und gar darüber, und da Frau Melina zuletzt nach seinem Sinne sprach und die Illumination gut ausfiel, bezeugte er sich vollkommen zufrieden. Doch wie alles vorbei war und sie zum Spiele gingen, schien es ihm erst aufzufallen und er den allzu großen Unterschied zu bemerken. Auf einen Wink fiel nun Jarno aus seinem Hinterhalte hervor, der Abend verging, die Nachricht, daß der Prinz wirklich komme, bestätigte sich, man ritt einigemal aus, die Avantgarde in der Nachbarschaft kampieren zu sehen. Das Haus war voller Lärmen und Unruhe, und unsere Schauspieler, die nicht immer zum besten von denen unwilligen Bedienten versorgt wurden, mußten, ohne daß jemand sonderlich sich ihrer erinnerte, in dem alten Schlosse ihre Zeit in Erwartungen und Übungen zubringen.

Siebentes Kapitel

Außer den jungen Offizieren, die manchmal das alte Schloß und dessen Bewohner heimsuchten, genoß die Gesellschaft auch oft die interessante Gegenwart des Herrn Baron von C***, eines Vetters der Baroneß, welche unserm Helden schon so hülfreich gewesen war. Seine Liebe für das vaterländische Theater war ganz entschieden. Er ehrte den Stand des Schauspielers nach Verdienst und begegnete auch dem geringsten mit einer Achtung, die einen jeden entzückte. Es war auch kein Wunder, da er selbst als Kenner, Liebhaber und Schriftsteller diejenigen ehrte, die ihm die angenehmste Unterhaltung gaben und von denen seine eigne Werke erst das rechte Leben erhalten, durch die er selbst unter den vorzüglichsten Geistern seines Vaterlandes einen Rang gewinnen sollte. Er konnte nicht müde werden, sich mit ihnen zu unterhalten, von theatralischen Regeln, von den besten Stücken und der Kunst des Autors zu sprechen, und meistenteils hatte er die Güte, ein Manuskript zuletzt aus der Tasche zu ziehen und alles, was bisher gesprochen worden, durch ein lebhaftes Beispiel recht fühlbar zu machen.

Die Helden seiner Stücke waren außerordentliche, edle Personen, der Gunst der Fürsten, des größten Reichtums und des größten Glücks wert, die aber auch auf alle diese weltliche Güter mit dem reinsten Herzen und hellsten Sinne Verzicht zu tun bereit waren, mit einer ungemeinen Großmut jede Beleidigung wie Kinder verziehen und jedem Wunsche wie weise Männer entsagten. Wir wissen aus dem Vorigen schon, daß unsere Truppe sich nicht gern vorlesen ließ, und man kann es von jedem Schauspieler zum voraus annehmen, daß er sich lieber selbst als jeden andern hört. Es war also ein Zeichen ihrer größten Achtung, daß sie lange Stücke von fünf Handlungen anhören und ihr Gähnen verbergen konnten, welches meistenteils bei den feierlichsten Stellen auszubrechen drohte. Desto angenehmer war ihm sein Aufenthalt bei ihnen, und da er sich freigebig erwies, bei jedem Galanteriehändler, deren sich manche einstellten, den Aktricen ein Putzwerk einzukaufen und für die Akteure manche Bouteille Champagner extra zu verschaffen wußte, so war er immer ganz angenehm. Er kam zu halben Tagen nicht von ihnen weg, ließ sich ihre Rollen vordeklamieren und veranlaßte, daß sie aus seinen Stücken auch manches auswendig lernten. Diese Freude hatte nicht lange gewährt, als sie bemerkten, daß man sich im Schlosse über seine allzu genaue Verbindung mit ihnen aufhalte, welches Wilhelm schon früher aus einigen bittern Spöttereien Jarnos geschlossen hatte. Der Baron ließ sich nicht irremachen, verteidigte sich, so gut er konnte, und wenn die andern auf die Jagd ritten oder sich zum Spiele setzten, eilte er immer dahin, wo ihn eine unüberwindliche Leidenschaft hinzog.

Endlich war der Prinz angekommen; die Generalität, die Stabsoffiziere und das übrige Gefolge, was zu gleicher Zeit eintraf, machte das Schloß einem Bienenstocke ähnlich, der eben schwärmen will. Jedermann drängte sich, den vortrefflichen Fürsten zu sehen, und jedermann bewunderte seine Leutseligkeit und Herablassung, jedermann erstaunte, in dem Helden und Heerführer zugleich den gefälligsten und geselligsten Hofmann zu erblicken.

Ein jedes mußte nach Order des Grafen auf seinem Posten sein, von den Schauspielern durfte sich niemand blicken lassen, weil der Prinz mit diesen unerwarteten Feierlichkeiten überrascht werden sollte. So ward es auch wirklich des Abends, und als man ihn in den großen wohlerleuchteten und mit gewürkten Tapeten des vorigen Jahrhunderts ausgezierten Saal führte, schien er ganz und gar nicht auf ein Schauspiel, viel weniger auf ein Vorspiel zu seinem Lobe, vorbereitet zu sein. Alles lief auf das beste ab, und die Truppe mußte nach vollendetem Schauspiele herbei und ward

Mann für Mann dem Prinzen vorgestellt, der jeden auf die geschickteste Weise etwas zu fragen, jedem auf die gefälligste Art etwas zu sagen wußte. Wilhelm als Autor mußte auch herbei, und ihm ward gleichfalls sein Teil Beifall zugespendet.

Nach dem Vorspiele fragte niemand sonderlich, in einigen Tagen war es, als wenn dergleichen gar nichts wäre aufgeführet worden, außer daß Jarno es gegen Wilhelm bei einer Gelegenheit sehr verständig lobte, nur zu seiner großen Verwunderung und Befremdung hinzusetzte: „Es ist schade, daß Sie mit hohlen Nüssen um hohle Nüsse spielen." Mehrere Tage lag Wilhelmen dieser Ausdruck im Sinne, er wußte nicht, wie er ihn auslegen, noch was er daraus nehmen sollte.

Unterdessen spielte die Gesellschaft jeden Abend so gut, als sie es nach ihren Kräften vermochte, und tat das mögliche, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich zu ziehen. Ein unverdienter Beifall munterte sie auf, und in ihrem alten Schlosse glaubten sie nun wirklich, die große Versammlung Personen, die sich in diesen Tagen hier zusammenfand, komme eigentlich um ihrentwillen her, die große Anzahl Fremde ziehe sich nach ihren Vorstellungen, und sie gestunden es sich untereinander nicht sehr verblümt, daß sie glaubten, der Mittelpunkt zu sein, um den und um deswillen sich alles drehe und bewege. Wilhelm allein bemerkte zu seinem großen Verdrusse das Gegenteil. Denn obgleich der Prinz die ersten Male von Anfange bis zu Ende auf seinem Stuhle sitzend mit der größten Gewissenhaftigkeit abwartete, so schien er sich doch nach und nach auf eine gute Weise zu dispensieren. Gerade diejenigen, welche Wilhelm im Diskurse als die Verständigsten gefunden hatte, Jarno an ihrer Spitze, brachten nur flüchtige Augenblicke im Theatersaale zu, übrigens saßen sie im Vorzimmer, spielten oder schienen sich von ernsthafteren Dingen zu unterhalten. Wilhelmen verdroß es, die Bemühungen, die auch er mit auf die Proben wendete, so gar schlecht belohnt zu sehen, fuhr aber doch aus Gewohnheit, Langerweile und Treue fort, ebendasselbige zu tun. Der Baron war immer eifrig, sich bei ihnen zu halten, sie von dem großen Effekte, den sie machten, zu versichern, wobei er nur immer bedaurte, daß der Prinz vor seine Person eine ausschließende Neigung für das französische Theater habe, ein Teil seiner Leute hingegen, worunter Jarno sich besonders auszeichne, den Ungeheuern der englischen Bühne einen besondern Vorzug gebe.

Der Graf und die Gräfin ließen manchmal morgens einen und den andern von der Gesellschaft vor sich rufen, da jeder denn immer Philine

in beneidenswerter Gunst und mit unverdientem Glücke fortschwimmend erblickte. Der Graf hatte seinen Liebling, den Pedanten, den er sich, wie wir aus dem vorigen Buche wissen, sehr zufällig auserkoren, des Morgens oft stundenlang bei seiner Toilette. Dieser Mensch ward nach und nach bekleidet und bis auf Uhr und Dose equipiert und instand gesetzt.

Die Baronesse hatte sich indes Wilhelmen ausersehen. Sie war gegen ihn herablassend, gefällig, zärtlich, daß er Gefahr lief, seine Freiheit zu verlieren. Sie war so angenehm, so leutselig, so hülfreich und tat zuletzt so bekannt, daß er etlichemal im Begriffe war, ihr sein Herz auszuliefern und dagegen die Erlaubnis einzutauschen, sich und den Abstand zwischen ihnen beiden zu vergessen.

Daß es nicht geschah, war niemand schuld als der Sekretär, der unserm Freund hierin einen guten und, wie mans nehmen will, einen üblen Dienst tat. Denn als Wilhelm einmal in der Freude seines Herzens diese vortreffliche Dame gegen jenen rühmte und ihres Lobes kein Ende finden konnte, versetzte jener: „Ich merke schon, wie die Sachen stehn, unsere liebe Baroneß hat wieder einen für ihre Ställe geworben." Dieses unglückliche Gleichnis verdroß Wilhelmen sehr, da er wohl verstand, daß es auf die gefährlichen Liebkosungen einer Circe deutete. „Denn jeder Fremde glaubt," fuhr der Sekretär fort, „daß er der erste sei, dem das angenehme Betragen gelte, und er irrt sehr. Denn wir alle sind einmal auf diesem Wege herumgeführt worden, sie kann ein für allemal keine Mannsperson wissen, er sei, wer er wolle, der nicht wenigstens eine Zeitlang sich ihr ergeben, ihr angehangen und sich mit Sehnsucht um sie bemüht hätte."

Den Glücklichen, der eben in die Gärten der Zauberin hineintritt und von allen Seligkeiten eines künstlichen Frühlings empfangen wird, kann nichts unangenehmer überraschen, als wenn ihm, dessen Ohr ganz dem Gesange der Nachtigallen lauscht, irgendein verwandelter Vorfahr unvermutet entgegengrunzt. Einen so bösen Eindruck machte es auch auf Wilhelmen, der nun auf der Baronesse Benehmen aufmerksamer ward und sie in der Komödie oder, wo er sie nur bemerken konnte, nicht aus den Augen ließ und bald ganz ohne Brille sah, daß die Bitterkeit des Sekretärs nicht ungerecht sein mochte. Er ließ sogleich auf eine schülerhafte Weise, ohne irgendeinen Vorteil aus dieser Gunst zu ziehen, die ganze Herzensangelegenheit fallen, und sie begriff nicht, warum sie auf einmal durch alle Gefälligkeit nicht die mindeste Regung in seiner Seele hervorbringen konnte.

Auch wurde die Gesellschaft manchmal samt und sonders nach Tafel vor die hohen Herrschaften gefordert. Sie schätzten sich es zur größten Ehre und bemerkten nicht, daß man zu ebenderselben Zeit durch Jäger und Bediente eine Anzahl Hunde hereinbringen und Pferde im Schloßhofe vorführen ließ.

Man hatte Wilhelmen gesagt, daß er ja gelegentlich des Prinzen Liebling Racine loben und dadurch auch von sich eine gute Meinung erwecken möge. Er fand dazu an einem solchen Nachmittage Gelegenheit, da er auch mit vorgefordert worden war und der Prinz ihn fragte, ob er auch fleißig die großen französischen Theaterschriftsteller läse, darauf ihm denn Wilhelm mit einem sehr lebhaften Ja antwortete. Er bemerkte nicht, daß der Fürst, ohne seine Antwort abzuwarten, schon im Begriffe war, sich weg und zu jemand anders zu wenden, er faßte ihn vielmehr sogleich und trat ihm beinahe in den Weg, indem er fortfuhr. Er schätze nicht allein das französische Theater sehr hoch und lese die Werke der großen Meister mit Entzücken, besonders habe er zu wahrer Freude gehört, daß der Fürst den großen Talenten eines Racine völlige Gerechtigkeit widerfahren lasse. „Ich kann es mir vorstellen," fuhr er fort, „wie vornehme und erhabene Personen einen Dichter schätzen müssen, der die Zustände ihrer höhern Verhältnisse so vortrefflich und richtig schildert. Corneille hat, wenn ich so sagen darf, große Menschen dargestellt und Racine vornehme Personen. Ich kann mir, wenn ich seine Stücke lese, immer den Dichter denken, der an einem glänzenden Hofe lebt, einen großen König vor Augen hat, mit den Besten umgeht und in die Geheimnisse der Menschheit dringt, wie sie sich hinter kostbar gewürkten Tapeten verbergen. Wenn ich seinen Britannicus, seine Berenice studiere, so kommt es mir wirklich vor, ich sei am Hofe, sei in das Große und Kleine dieser Wohnungen der irdischen Götter eingeweiht, und ich sehe durch die Augen eines feinfühlenden Franzosen Könige, die eine ganze Nation anbetet, Hofleute, die über viele Tausende beneidet werden, in ihrer natürlichen Gestalt mit ihren Fehlern und Schmerzen. Die Anekdote, daß Racine sich soll zu Tode gegrämt haben, weil Ludwig der Vierzehnte ihn nicht mehr angesehen, ihn seine Unzufriedenheit fühlen lassen, ist mir ein Schlüssel zu allen seinen Werken, und es ist ohnmöglich, daß ein Dichter von so großen Talenten, dessen Leben und Tod an den Augen eines Königes hängt, nicht auch Stücke schreiben sollte, die des Beifalles eines Königes und eines Fürsten wert seien."

Jarno war herbeigetreten und hörte unserm Freunde mit Verwunderung zu. Der Fürst, der nicht geantwortet und nur mit einem

gefälligen Blicke seinen Beifall gezeigt hatte, wandte sich seitwärts, obgleich Wilhelm, dem es noch unbekannt war, daß es nicht anständig sei, unter solchen Umständen einen Diskurs fortzusetzen und eine Materie erschöpfen zu wollen, noch gerne mehr gesprochen und dem Fürsten gezeigt hätte, daß er nicht ohne Nutzen und Gefühl seinen Lieblingsdichter gelesen. „Haben Sie denn niemals", versetzte Jarno, „ein Stück von Schakspearn gesehen?" — „Nein", sagte Wilhelm, „was ich noch gehört, hat mich nicht neugierig gemacht, diese seltsame und unsinnige Ungeheuer näher kennenzulernen, wo der Wahrscheinlichkeit und des Wohlstandes so wenig geschont ist." — „Ich will Ihnen denn doch raten," versetzte jener, „einen Versuch zu machen, es kann nichts schaden, wenn man auch das Seltsame mit eigenen Augen sieht. Ich will Ihnen ein paar Teile borgen, und Sie können Ihre Zeit nicht besser anwenden, als wenn Sie gleich sich von allem losmachen und in der Einsamkeit Ihrer alten Wohnung in die Zauberlaterne dieser unbekannten Welt sehen. Es ist sündlich, daß Sie Ihre Stunden verderben, diese Affen menschlicher auszuputzen und diese Hunde tanzen zu lehren. Nur eins halte ich mir aus, daß Sie sich an die Form nicht stoßen, das übrige kann ich Ihrem richtigen Gefühle überlassen." Die Pferde standen vor der Türe, und Jarno setzte sich mit einigen Kavalieren auf, um sich mit der Jagd zu erlustigen. Wilhelm sah ihm traurig nach. Er hätte gerne mit diesem Manne noch vieles gesprochen, der ihm, wiewohl auf eine unfreundliche Art, neue Ideen gab, Ideen, deren er bedurfte.

Der Mensch kommt manchmal, indem er sich einer Entwicklung seiner Kräfte, Fähigkeiten und Begriffe nähert, in eine Verlegenheit, aus der ihm ein guter Freund leicht helfen könnte. Er gleicht einem Wanderer, der nicht weit von der Herberge ins Wasser fällt; griffe jemand sogleich zu, risse ihn ans Land, so wäre es um einmal naß werden getan, anstatt daß er sich wohl selbst, aber am jenseitigen Ufer, heraushilft und einen beschwerlichen weiten Umweg nach seinem bestimmten Ziele zu machen hat.

Wilhelm fing an zu wittern, daß es in der Welt anders zugehe, als er sichs gedacht, er sah das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen und Großen in der Nähe und verwunderte sich, wie einen leichten Anstand sie ihm zu geben wußten. Ein Heer auf dem Marsche, ein fürstlicher Held an seiner Spitze, so viel mitwürkende Krieger, so viele zudringende Verehrer erhöhten seine Einbildungskraft. In dieser Stimmung erhielt er die versprochenen Bücher, und in kurzem, wie man es

vermuten kann, ergriff ihn der Strom dieses großen Genius und führte ihn einem unübersehlichen Meere zu, worin er sich gar bald völlig vergaß und verlor.

Achtes Kapitel

Indessen hatte sich das gute Verhältnis des Barons und unsrer Schauspieler ein wenig verschoben. Seine Vorliebe für einige derselben wurde von Tag zu Tage merklicher, und notwendig mußte dies die übrigen verdrießen. Er erhob seine Günstlinge ganz ausschließlich und brachte dadurch Eifersucht und Uneinigkeit unter die Gesellschaft. Melina, der sich bei streitigen Fällen ohnedem nicht zu helfen wußte, befand sich in einem sehr unangenehmen Zustande. Die Gepriesenen nahmen es an, ohne sonderlich dankbar zu sein, und die Zurückgesetzten ließen auf allerlei Weise ihren Verdruß spüren und wußten ihrem erst hochverehrten Gönner den Aufenthalt unter ihnen auf ein- oder die andere Weise unangenehm zu machen, ja, es war ihnen ganz gefunden, als ein gewisses Gedicht, dessen Verfasser man nicht kannte, im Schlosse viele Bewegung verursachte. Bisher hatte man sich immer, doch auf eine ziemlich feine Weise, über den Umgang des Barons mit den Komödianten aufgehalten, man hatte allerlei Geschichten auf ihn gebracht, gewisse Vorfälle ausgeputzt und ihnen eine lustige und interessante Gestalt gegeben. Zuletzt fing man an zu erzählen, es entstehe eine Art Handwerksneid zwischen dem Baron und einigen der Schauspieler, die sich auch einbildeten, Schriftsteller zu sein, und auf diese Sage gründete sich das Gedicht, von welchem wir sprachen, und welches lautet, wie folget:

Ich armer Teufel, Herr Baron,
Beneide Sie um Ihren Stand,
Um Ihren Platz so nah am Thron
Und um manch schön Stück Ackerland,
Um Ihres Vaters braves Schloß,
Um seine Wildbahn und Geschoß.

Mich armen Teufel, Herr Baron,
Beneiden Sie, so wie es scheint,
Weil die Natur vom Knaben schon
Mit mir es mütterlich gemeint.
Ich ward mit leichtem Mut und Kopf
Zwar arm, doch nicht ein armer Tropf.

Nun dächt ich, lieber Herr Baron,
Wir ließens beide, wie wir sind:
Sie bleiben des Herrn Vaters Sohn,
Und ich bleib meiner Mutter Kind.
Wir leben ohne Neid und Haß,
Begehren nicht des andern Titel,
Sie keinen Platz auf dem Parnaß
Und keinen ich in dem Kapitel.

Da man hörte, daß der Prinz sehr über das Gedicht gelacht haben sollte, unterstand sich niemand, es übel zu finden, und der Graf, der immer auf seine Art mit dem Baron zu scherzen pflegte, nahm davon Gelegenheit, ihn jämmerlich zu plagen. Man besann sich, wer der Verfasser davon sein könnte, und der Graf, der niemanden gern im Scharfsinn vorließ, fiel auf einen Gedanken, den er sogleich zu beschwören bereit war: es könne sich nur von seinem Pedanten herschreiben, der ein sehr feiner Bursche sei und an dem er schon lange so etwas gemerkt habe. Um sich ein rechtes Vergnügen zu machen, ließ er deswegen an einem Morgen diesen Schauspieler rufen, und derselbe mußte ihm in Gegenwart der Gräfin, der Baronesse und Jarnos das Gedichte nach seiner Art vorlesen, dafür er vieles Lob, Beifall und ein Geschenk erhielt. Der Graf fragte ihn, ob er nicht sonst noch einige Gedichte von seiner vorigen Zeit besitze, welches dieser mit Klugheit abzulehnen wußte. Genug, der Pedante kam zum Rufe eines Dichters, eines Witzlinges, und in den Augen derer, die dem Baron günstig waren, eines Pasquillanten und schlechten Menschen. Der Graf klatschte ihm immer mehr, er mochte seine Rolle spielen, wie er wollte, so daß der arme Mensch zuletzt wirklich aufgeblasen, ja beinahe verrückt wurde und darauf sann, gleich Philine ein Zimmer im Schlosse zu beziehen. Wäre dieses sogleich angegangen, so möchte er einen großen Unfall vermieden haben; denn als er eines Abends spät nach dem alten Schlosse ging und dunkel in dem engen Wege herumtappte, ward er auf einmal angefallen, von einigen Personen festgehalten, indessen andere auf ihn wacker losschlugen und ihn im Finstern so zerdraschen, daß er beinahe liegenblieb und nur mit Mühe zu seinen Kameraden hinaufkroch, die, so sehr sie sich entrüstet stellten, über diesen Unfall ihre heimliche Freude fühlten und sich kaum des Lachens erwehren konnten, als sie ihn so wohl durchgewalkt und seinen neuen und braunen Rock über und über weiß, als wenn er mit Müllern Händel gehabt, bestäubt und befleckt sahen.

Der Graf, als er es erfuhr, brach in einen unbeschreiblichen Zorn aus. Er behandelte diese Tat als das größte Verbrechen, qualifizierte es zu einem beleidigten Burgfrieden und ließ durch seinen Gerichtshalter die strengste Inquisition vornehmen. Der weißbestäubte Rock sollte eine Hauptanzeige geben. Alles, was nur irgend mit Puder und Mehl im Schlosse zu schaffen haben konnte, wurde mit in die Untersuchung gezogen, jedoch vergebens.

Der Baron versicherte bei seiner Ehre feierlich, daß er, wenngleich diese Art von Scherz ihm sehr mißfallen und die Manier, womit selbst der Herr Graf, den er doch als seinen Freund anzusehen alle Ursach habe, sich bei der Sache betragen, ihm sehr unangenehm gewesen sei, habe er doch geglaubt, darüberhingehen zu müssen, und an dem Unfall, der den Poeten oder Pasquillanten, wie man ihn nennen wolle, betroffen, habe er nicht den mindesten Anteil. Die übrige Bewegung der Fremden und die Unruhe des Hauses brachten bald die ganze Sache in Vergessenheit, und der unglückliche Günstling mußte das Vergnügen, fremde Federn eine kurze Zeit getragen zu haben, teuer bezahlen.

Unsere Truppe, die regelmäßig alle Abende fortspielte und durch die Sorgfalt des Sekretärs sehr wohl gehalten wurde, fing nun an, je besser es ihr ging, desto größere Anforderungen zu machen. In kurzer Zeit war ihnen Essen, Trinken, Aufwartung, Wohnung zu gering, und sie lagen ihrem Beschützer an, daß er für sie besser sorgen und ihnen zu dem Genusse und der Bequemlichkeit, die er ihnen versprochen, verhelfen solle. Ihre Klagen wurden lauter und die Bemühungen ihres Freundes immer fruchtloser.

Wilhelm kam indessen fast gar nicht mehr zum Vorscheine. In einem der hintersten Zimmer verschlossen, wozu niemand als Mignon und dem Harfner der Zutritt erlaubt war, lebte und webte er in der Schakspearischen Welt, so daß er außer sich nichts kannte noch empfand. Man erzählt von Zauberern, die durch magische Formeln eine ungeheure Menge allerlei geistiger Gestalten in ihre Stube herbeiziehen. Die Beschwörungen sind so kräftig, daß sich bald der Raum des Zimmers ausfüllt, die Geister, bis an den kleinen Kreis hinangedrängt, um denselben und über dem Haupte des Meisters in ewig drehender Fortwandlung sich bewegend vermehren. Jeder Winkel ist vollgepfropft, jedes Gesims besetzt, Eier dehnen sich aus und Riesengestalten ziehen sich in Pilzen zusammen. Unglücklicherweise hat der Schwarzkünstler das Wort vergessen, womit er diese Geisterflut wieder zur Ebbe bringen

könnte. So saß Wilhelm, und indem eine so große Bewegung in ihm vorging, wurden tausend Empfindungen und Fähigkeiten rege, von denen er keinen Begriff und keine Ahndung gehabt hatte. Nichts konnte ihn aus diesem Zustande reißen, und er war sehr unzufrieden, wenn ja eins wagte zu kommen, um ihn von dem, was auswärts vorging, zu unterhalten. Er wollte gar nicht hören, als ihm jemand die Nachricht brachte, es sollte in dem Schloßhof eine Exekution vorgehen und ein Knabe gestäupt werden, der sich verdächtig gemacht, als wenn er habe stehlen wollen, und auch, da er den Rock eines Perückenmachers trage, wahrscheinlich mit unter den Meuchelmördern gewesen. Er leugne zwar auf das hartnäckigste, und man könne ihn deswegen nicht förmlich be-strafen, wolle ihm aber nur wegen seiner Unfertigkeiten, da er als ein Vagabund einige Tage in der Gegend herumgeschwärmt, sich des Nachts in den Mühlen aufgehalten, endlich eine Leiter an die Gartenmauer an-gelehnt und herübergestiegen, einen Denkzettel geben und ihn alsdann weiterjagen. Wilhelm mochte von dem ganzen Handel nichts hören, bis Mignon hastig hereinkam und ihn versicherte, der Gefangene sei der blonde Knabe, der die Händel mit dem Stallmeister gehabt, und dieser, der ihn wiedererkannt, sei gegenwärtig die Haupttriebfeder, daß er so streng behandelt werden sollte.

Wilhelm machte sich eilends auf und fand im Schloßhofe schon Zu-rüstungen, denn der Graf liebte die Feierlichkeit auch bei dergleichen Fällen gar sehr. Wilhelm trat dazwischen und bat, daß man inne-halten möchte, indem er den Knaben kenne und vorher erst verschiedenes seinetwegen anzubringen habe. Er hatte Mühe, mit seinen Vorstellungen durchzudringen, und erhielt endlich die Erlaubnis, mit dem Knaben allein zu sprechen. Dieser versicherte ihn, von dem Überfalle, bei dem ein Akteur sollte mißhandelt worden sein, wisse er gar nichts. Seine Absicht, warum er um das Schloß herumgestreift und des Nachts hereingeschlichen, sei gewesen, Philine aufzusuchen, deren Schlafzimmer er ausgekundschaftet gehabt und es auch gewiß würde getroffen haben, wenn er nicht unter-wegens aufgefangen worden wäre. Wilhelm, der aus Patriotismus die Gesellschaft und aus Gutmütigkeit gegen Philine das Verhältnis nicht gern entdecken wollte, sprach mit dem Stallmeister und bat diesen, nach seiner Kenntnis der Personen und des Hauses diese Angelegenheit zu ver-mitteln und den Knaben zu befreien. „Ehe ich zugebe,“ sagte er, „daß dieser Bursche mißhandelt werde, so will ich lieber alles entdecken, was drüben in dem Wirtshause vorgefallen und was den Knaben in der

Nacht hiehergeführt. Sie werden um Ihrer eignen Ehre willen am besten tun, wenn es möglich, der Sache eine andere Wendung zu geben." Der Stallmeister ging in sich, versprach und tat es wirklich. Man machte eine kleine Geschichte, daß der Knabe zur Truppe gehört habe, von ihr entlaufen sei, doch wieder gewünscht, sich bei ihr einzufinden und aufgenommen zu werden. Er habe deswegen das Mittel ersonnen, bei Nachtzeit einige, von denen er gewußt, daß sie ihm wohlwollten, aufzusuchen; man bezeugte übrigens, daß er sich sonst gut aufgeführt, die Damen mischten sich drein, und er ward entlassen.

Wilhelm nahm ihn auf, und er war nunmehr die dritte Person der wunderbaren Familie, die Wilhelm seit einiger Zeit als seine eigene ansah. Der Alte und Mignon nahmen ihn als schon bekannt in ihre Mitte, und alle drei verbanden sich nunmehr zur Aufmerksamkeit, ihrem Freunde und Beschützer zu dienen und ihm etwas Angenehmes zu erzeigen.

Neuntes Kapitel

Philine lernte täglich besser, sich bei den Damen einschmeicheln. Wenn sie zusammen alleine waren, unterhielt sich meistenteils das Gespräch über die Männer, die kamen und gingen, und Wilhelm war nicht der letzte, mit dem man sich beschäftigte. Philine konnte bald merken, daß er die Baronesse interessierte. Diese war darüber verdrüßlich, daß er seit einiger Zeit auf die eigensinnigste Weise sich ihrer Freundschaft und Artigkeit entzogen, sie begriff gar nicht, wie er sich unterstehen konnte, dagegen unempfindlich und mürrisch zu sein. Da Philine viel von ihm zu erzählen und zu reden veranlaßt wurde, war es natürlich, daß sie bald von seinen theatralischen Talenten zu sprechen anfing und nichts so sehr wünschte, als daß ihn die Damen auf der Bühne sehen möchten. Sie setzte als ein Geheimnis hinzu, daß er wirklich ein Schauspieler sei, bei ihrer Truppe schon gespielt habe, nun aber, sie wisse nicht, aus was für einer Grille, sich vorsetze, nicht mehr zu agieren. Kaum hatten die Damen diese wichtige Verborgenheit entdeckt, als es ihrer Imagination einen neuen Reiz gab und sie nun nichts sehnlicher wünschten und verlangten, als ihn auf dem Theater zu sehen. Sie konnten nicht ruhen noch rasten, bis Philine versprach, die Unterhandlung zu versuchen, wobei sie auf das inständigste bat, nicht zu verraten, daß sie es entdeckt hätte. Da er ihr schon lange ganz und gar aus dem Wege ging und sie nirgend sprach, so verlangte sie von der Baroneß, daß sie ihr Gelegenheit

verschaffen sollte, an ihn zu kommen. Es ward ausgemacht, daß man ihn sollte rufen lassen, als wenn die Damen mit ihm reden wollten; sie sollten nicht gleich zugegen sein und Philine sich statt ihrer in dem Zimmer finden lassen. Die Baronesse war mit dem Vorschlag zufrieden und Philine noch mehr; denn ob es gleich ihr Ernst war, sich den Damen gefällig zu erzeigen, so war es ihr noch viel mehr darum zu tun, für sich selbst zu arbeiten und den unfreundlichen Menschen wieder auf bessere Wege zu bringen.

Der Plan wurde ausgeführt, und Wilhelm fand zu seinem großen Erstaunen Philine statt der Baronesse im Zimmer. Sie begegnete ihm mit einer gemäßen, anständigen Freimütigkeit, in der sie sich bisher geübt hatte. Zuerst scherzte sie im allgemeinen über das gute Glück, das ihn verfolge und ihn auch, wie sie wohl merke, hieher gebracht hätte, darnach warf sie ihm auf eine angenehme Art sein Betragen gegen sie vor, sie brach in Klagen aus, beschuldigte sich selbst, daß sie sonst wohl verdient, wie er ihr begegnet, machte so eine aufrichtige Beschreibung ihres Zustandes, den sie den vorigen nannte, gestand alles und setzte hinzu, daß sie sich selbst verachten müßte, wenn sie nicht in sich fühlte, daß sie sich ändern und seiner Freundschaft wert sein könnte.

Wilhelm war über diese Rede betroffen. Er hatte zu wenig Gebrauch von der Welt, um zu wissen, daß eben ganz leichtsinnige und besserungsunfähige Menschen sich am lebhaftesten anklagen, ihre Fehler mit großer Freimütigkeit bekennen und bereuen, ob sie gleich doch nicht die mindeste Kraft in sich haben, von dem Wege zurückzutreten, auf den eine übermächtige Natur sie hinreißt. Da sie ihn endlich ein wenig erweicht fand, brachte sie ihre Bitte vor, indem sie ihm sagte: wenn er nicht sich des Theaters annehme, wenn er nicht in gewissen Stücken mitspiele, so würden sie sich nicht mehr acht Tage erhalten können. Sie stellte es ihm so leicht und tulich vor, als sie nur konnte, war aber doch nicht imstande, ihm ein Versprechen abzunötigen, sondern mußte sich zuletzt mit einer allgemeinen Zusage vertrösten lassen.

Zehntes Kapitel

Wilhelm hatte kaum einige Stücke Schakspears gelesen, als die Würkung, die sie auf ihn machten, so stark wurde, daß er darinne fortzufahren nicht imstande war. Seine ganze Seele geriet in Bewegung. Er suchte Gelegenheit, mit Jarnoen zu sprechen, und konnte ihm nicht

genug für die verschaffte Freude danken. „Ich habe es wohl vorausgesehen," sagte dieser, „daß Sie gegen die Trefflichkeiten des außerordentlichsten, wunderbarsten aller Schriftsteller nicht unempfindlich bleiben würden." — „Ja", rief Wilhelm aus, „ich erinnre mich nicht, daß ein Buch, ein Mensch oder irgendeine Begebenheit meines Lebens so große Würkungen auf mich hervorgebracht als die köstlichen Stücke, die ich durch Ihre Gütigkeit habe kennenlernen. Sie scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu sein, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen. Es sind keine Gedichte, man glaubt vor den aufgeschlagnen ungeheuern Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust und sie mit Gewalt rasch hin und wider blättert. Ich bin über die Stärke und Zartheit, über die Gewalt und Ruhe gleich erstaunt und so außer aller Fassung gebracht, daß ich nur mit Sehnsucht auf die Zeit warte, da ich mich in einem Zustande befinden werde, weiterzulesen."

„Bravo", sagte Jarno, indem er unserm Freunde die Hand reichte und sie ihm drückte; „so wollte ich es haben, und die Folgen, die ich hoffe, werden gewiß auch nicht ausbleiben." — „Ich wünschte," versetzte Wilhelm, „daß ich Ihnen alles, was gegenwärtig in mir vorgeht, entdecken könnte! Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt, die mich von Jugend auf, nur mir selbst unwissend, begleiteten, durch die mir nach und nach die Menschen, die mir im Leben vorkamen, die Fälle, in die ich mich und die andere versetzt sah, nur gleichsam als alte Bekannte begegneten; diese Ahndungen finde ich in Schakspears Stücken wie erfüllt und entwickelt. Es scheint, als wenn er uns alle Rätsel offenbarte, ohne daß man doch sagen kann: hier oder da ist das Wort der Auflösung. Seine Menschen scheinen natürliche Menschen zu sein, und sie sind es doch nicht. Diese geheimnisvollsten und zusammengesetztesten Geschöpfe der Natur handeln vor uns in seinen Stücken, als wenn sie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuse man von Kristall gebildet hätte, sie zeigen nach ihrer Bestimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das sie treibt. Diese wenigen Blicke, die ich in Schakspears Welt getan, reizen mich mehr als irgend etwas anders, in der würklichen Welt schnellere Schritte vorwärts zu tun, mich in die Flut der Schicksale zu mischen, die über sie verhängt sind, und dereinst, wenn es mir glücken sollte, aus dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher

zu schöpfen und sie gleich jenem großen Briten von der Schaubühne dem lechzenden Publiko meines Vaterlandes auszuspenden."

„Wie freut mich die Gemütsverfassung, in der ich Sie sehe", versetzte Jarno und legte dem bewegten Jüngling die Hand auf die Schulter. „Lassen Sie diesen Vorsatz nicht fahren und eilen Sie, die guten Jahre, die Ihnen gegönnt sind, wacker zu nutzen. Kann ich Ihnen hülfreiche Hand leisten, so geschiehts von ganzem Herzen. Noch habe ich nicht gefragt, wie Sie in diese Gesellschaft gekommen sind, für die Sie weder geboren noch erzogen sein können. Soviel hoffe ich und sehe ich, daß Sie sich heraussehnen. Ich weiß nichts von Ihrer Herkunft, von Ihren häuslichen Umständen; überlegen Sie, was Sie mir vertrauen wollen. Soviel kann ich Ihnen nur sagen: die Zeiten des Krieges, in denen wir leben, können schnelle Wechsel des Glückes hervorbringen. Mögen Sie Ihre Kräfte und Talente unserm Dienste widmen, Mühe, und wenn es not tut, Gefahr nicht scheuen, so hab ich eben jetzo eine Gelegenheit, Sie an einen Platz zu stellen, welchen eine Zeitlang bekleidet zu haben Sie in der Folge nicht gereuen wird." Wilhelm konnte seinen Dank nicht genug ausdrücken und war willig, seinem Freunde und Beschützer die ganze Geschichte seines Lebens zu erzählen. „Bedenken Sie," sprach dieser, „was ich Ihnen gesagt habe, sagen Sie mir gelegentlich Antwort und schenken Sie mir Ihr Vertrauen. Ich versichere Sie, es ist mir bisher unbegreiflich gewesen, wie Sie sich mit solchem Volke haben gemein machen können. Ich habe es oft mit Ekel und Verdruß gesehen, wie Sie, um nur einigermaßen leben zu können, Ihr Herz an einen herumziehenden Bänkelsänger und an ein albernes zwitterhaftes Geschöpf hängen mußten."

Es war ein Glück, daß Jarno nach diesen Worten eilig davonging, sonst würde die Bestürzung unsers Freundes sich in seiner Gegenwart noch vermehrt haben. So unerträglich war ihm nicht leicht etwas aufgefallen, als aus dem Munde eines Mannes, den er hochschätzte, zu dem er das größte Vertrauen zu fassen Ursache hatte, diejenigen menschlichen Wesen, die ihn jetzo am meisten interessierten, so widerlich behandelt zu sehen. Er ergrimmte in seinem Innersten und eilte, die Einsamkeit aufzusuchen. Dort brach er gegen sich selbst in Vorwürfe aus, daß er nur einen Augenblick die hartherzige Kälte Jarnos, die ihm aus den Augen heraussehe und aus allen seinen Gebärden spreche, habe verkennen und vergessen mögen. „Nein", rief er aus, „du bildest dir nur ein, du abgestorbner Weltmann, daß du ein Freund sein könntest! Alles,

was du mir anbieten magst, ist der Empfindung nicht wert, die mich an diese Unglücklichen bindet. Welch ein Glück, daß ich noch beizeiten entdecke, was ich von dir zu erwarten hätte!" Er schloß Mignon, der ihm eben entgegenkam, in die Arme und rief aus: „Nein, uns soll nichts trennen, du gutes kleines Geschöpf! Die scheinbare Klugheit der Welt soll mich nicht vermögen, dich zu verlassen, noch zu vergessen, was ich dir schuldig bin." Das Kind, dessen heftige Liebkosungen er sonst abzulehnen pflegte, erfreute sich dieses unerwarteten Ausdruckes der Zärtlichkeit und hing sich fest an ihn, daß er es nur mit Mühe zuletzt loswerden konnte.

Seit dieser Zeit gab er mehr auf Jarnos Handlungen acht, die er gar nicht billigen konnte. Ja, es kam wohl manches vor, das ihm durchaus mißfiel. So hatte er zum Exempel starken Verdacht, daß Jarno das Gedicht auf den Baron gefertiget, welches der arme Pedant so teuer hatte bezahlen müssen. Jener hatte sogar in Wilhelms Gegenwart über diesen Vorfall gescherzt, und unser Freund hielt es für das Zeichen eines höchst verdorbnen Herzens, einen Unschuldigen, dessen Leiden man verursacht, zu verspotten und weder an Genugtuung noch an Entschädigung zu denken. Gern hätte Wilhelm sie ihm selbst verschafft, denn er war durch einen sehr sonderbaren Zufall denen Tätern jener nächtlichen Mißhandlung auf die Spur gekommen. Man hatte ihm bisher immer zu verbergen gewußt, daß einige junge Offiziere im untern Saale des alten Schlosses mit einem Teile der Schauspieler und Schauspielerinnen ganze Nächte auf eine lustige Weise zubrachten. Eines Morgens, als er nach seiner Gewohnheit früh aufgestanden, kam er von ohngefähr in das Zimmer und fand die jungen Herrn, die eine höchst sonderbare Toilette zu machen im Begriffe waren. Sie hatten in einen Napf mit Wasser Kreide eingerieben und trugen den Teig mit einer Bürste auf ihre Westen und Beinkleider, ohne sie auszuziehen, und stellten also die Reinlichkeit ihrer Garderobe auf das schnellste wieder her. Unserm Freunde, der sich über diese Handgriffe wunderte, fiel der weiß bestäubte und befleckte Rock des Pedanten ein, der Verdacht wurde um so viel stärker, als er erfuhr, daß einige Verwandten des Barons sich unter der Gesellschaft befänden. Er stund im Begriffe, dem Herrn Grafen davon Anzeige zu tun, als durch den Aufbruch der Armee jede andere Angelegenheit zum Schweigen gebracht wurde.

Eilftes Kapitel

Je wohler es nunmehr der Truppe ging, je besser sie zu essen und zu trinken bekam, desto mehr zeigte sich ihre innere Natur eben nicht zu ihrem Vorteile. Sie erhielten außer der völligen Verköstigung noch wöchentlich ein Gewisses, und da sie für den Augenblick nichts brauchten, hatten sie immer etwas Geld in der Tasche und wußten vor Übermut nicht, wie sie sich lassen sollten. Der kluge Melina benutzte das bißchen Barschaft, das ihm übrigblieb, um sich anständig zu equipieren. Er kaufte vom Kammerdiener des Grafen einige Kleider und wußte sich gar ordentlich vom Kopf bis zum Fuße auszustaffieren.

Unglücklicherweise für sie alle war die Armee genötiget, weiter vorzurücken und die Gegend zu verlassen. Der Prinz machte Anstalten zum Aufbruche, und da er sich im Schlosse sehr freigebig bewies, wußte es die Baronesse dahin zu vermitteln, daß für Wilhelm eine goldne Uhr bestimmt wurde, welche zwar von keinem großen Werte war, doch immer von der Aufmerksamkeit zeigen sollte, womit man das Vorspiel, so er zu Ehren des Fürsten gefertigt, aufgenommen. Die Baronesse wußte sie ihm selbst zuzustellen und ihre Freundschaft dabei auf eine feine Weise gelten zu machen. Jarno schickte etliche Male vor der Abreise zu ihm und suchte ihn auf, allein er hatte sich fest vorgenommen, dem gefühllosen Weltmann aus dem Wege zu gehen. Der Prinz reiste fort, und das Schloß ward leer.

Einige von der Truppe hatten nun wirklich den Gedanken, man würde sie aus dem alten in das neuere Schloß quartieren und ihnen bessere und bequemere Zimmer anweisen. Wie sehr wurden sie daher in ihrer Hoffnung getäuscht, als ihnen angekündigt ward, daß sie nach Verlauf von acht Tagen sich wieder aus diesem Paradiese wegzubegeben hätten.

Philine tat ihr möglichstes, unsern Helden während der Zeit noch einmal auf das Theater zu bringen, allein vergebens; dagegen legte sie es an, daß er einige Kabinettsvorlesungen halten mußte, wobei er sich sehr wohl betrug und in der Gunst der Damen befestigte. Er spürte bei seinem Abschiede davon unleugbare Proben, indem sie ihm einen Beutel, den sie selbst gestrickt hatten, mit dreißig Dukaten anboten. Ein Teil dieser Summe war ihm als Geschenk vom Hausherrn zugedacht, worzu aber die Damen, weil es ihnen zu gering schien, etwas aus ihrem Beutel zugelegt hatten. Er schlug dieses Anerbieten, als es ihm geschah, hartnäckig aus, daß endlich Philine ins Mittel trat, sich schalkhaft verneigte

und der Baronesse den Beutel aus der Hand nahm. „Ich muß Ihnen wohl, meine Gnädigen“, sagte sie, „in seinem Namen danken und für die Zukunft seine Schatzmeisterin sein. Er hat auf unserer Reise so redlich seine letzte Barschaft vor uns ausgegeben, daß ich mich für verpflichtet halte, gleichfalls für ihn Sorge zu tragen.“ Man kam über diesen Einfall ins Scherzen, und weil die Gräfin eben in ihrem Schreibtisch kramte und Philine ihr wohl abgemerkt hatte, daß sie teils Wilhelmen im stillen nicht abgeneigt war, teils daß ihr manchmal wie einem Kinde die Lust, alles zu verschenken, ankam, so brachte sie es mit der lustigsten Unverschämtheit gar leicht dahin, daß ihm die Dame noch ein goldnes Etui, einen artigen Ring und einige andere artige Sachen von Wert schenkte, die Philine auf sein Weigern jederzeit mit einer neckischen Wendung einsteckte und die Damen sehr unterhielt, indem sie sie plünderte. Wilhelm, dem es endlich zur Last wurde, beurlaubte sich, um auch von seiner Seite Anstalten zur Reise zu machen. Philine folgte ihm bald ins Schloß, wo sie ihn in einiger Verlegenheit fand, wohin er seine Kleider und Geräte packen sollte, denn er hatte gutwillig seinen Koffer an Madame Melina abgetreten, deren Garderobe durch Gunst der Herrschaften während ihres Aufenthaltes sehr zugenommen hatte. Als er sich umkehrte, faßte Philine gleich die besten Stücke und trug mit Hülfe des blonden, blauaugigen Schelmen, der ihr auf jeden Wink zu Gebote stand, die meisten Habseligkeiten hinüber in das neue Schloß und ließ ihm sagen, sie werde alles in ihren Koffer packen. Sie konnte es auch leicht tun, denn der Stallmeister hatte nicht allein für sie, daß sie reichlich beschenkt ward, gesorgt, sondern er hatte ihr auch einen trefflichen Koffer verschafft, damit sie alles auf das beste und sicherste wegbringen könnte. Wilhelm, dem jeder Dienst von ihr verdrießlich war, begegnete ihr mit Unwillen, wobei er weiter nichts ausrichtete, als daß sie ihn auslachte und ihm, wenn er sich nicht beruhigte, mit einer Umarmung drohte. Er mußte also das tolle Geschöpf gewähren lassen und sich glücklich preisen, wenn sie ihn nur sonst im Frieden ließ.

Die Frage entstand nun, wie man reisen, welchen Weg man nehmen und wie man bei diesen gefährlichen Kriegsläuften sicher nach H*** gelangen wollte, wohin man den Weg fortzusetzen beschlossen hatte. Der größte Teil dieser Besorgnis war schon durch den Herrn Grafen selbst gehoben worden, denn es hatte derselbe genau überlegt, bis wohin er sie mit seinen eignen Leuten fahren lassen könnte; er hatte ihre Reiseroute von Ort zu Ort aufgesetzt und für sie bei dem Fürsten einen Paß

erbeten, der sie auch durch die Arrieregarde sicher geleiten sollte. Er erklärte diesen Plan dem Direktor und ließ sich versprechen, daß man ihn genau befolgen wolle. Das Schloß wurde immer leerer, der Tag, der zu der Abreise des Grafen selbst bestimmt war, kam herbei, und die Gesellschaft mußte sich denn auch zu scheiden bequemen. Es ging ihnen hart ein, denn sie erinnerten sich ihrer ganzen Lebenszeit über keiner so guten Tage. Indessen, da sie alle beschenkt, mit leidlichen Umständen des Säckels davonreisten, schied der meiste Teil in der Hoffnung, sich anderwärts ein ähnliches gutes Leben verschaffen zu können. Mit großer Mühe, nicht ohne Zwistigkeit, waren sie endlich mit ihren Sachen auf- und eingepackt. Der Stallmeister nahm zärtlich von Philine, der Sekretär freundschaftlich von allen Abschied, und so trat man wieder eine Reise an, ohne eigentliche Aussicht eines Unterkommens, aber mit desto mehr Gewißheit eigener Vorzüge und eines Verdienstes, das überall geehrt zu werden die gerechteste Ansprüche hatte.

Zwölftes Kapitel

Es würde unverantwortlich sein, wenn wir unsere Leser, die sich schon ohnedies hier und da über ein allzuweitläuftiges Detail beklagen dürften, nochmals mit den Abenteuern und Begebenheiten, denen unsere Gesellschaft ausgesetzt gewesen, unterhalten wollten; wir überspringen vielmehr manchen Berg und manches Tal, worüber und wodurch man sie bei üblem Wetter schleppte, und suchen sie in einem Wirtshause auf, wo sie sich gelagert hatten, um neue Wagen und Pferde zu besprechen und sich indessen etwas zugute zu tun. Dieses geschah von einem jeden auf seine Art, und es war wirklich sonderbar anzusehen, wie sie sich wieder in kleine Gesellschaften getrennt und nach sehr verschiedenem Geschmacke sich an verschiedenen Tischen allerlei Gesottnes und Gebratnes hatten reichen lassen.

Gleich zu Anfange der Reise vom Schlosse aus suchte Melina es ihnen begreiflich zu machen, daß jeder auf seine Kosten den Weg zu endigen hätte. Er habe sich zwar bisher das Ansehen eines Direktors gegeben, allein er habe es nur getan, um die Gesellschaft gelten zu machen, übrigens aber, was er von dem Grafen erhalten, verhältnismäßig mit einem jeden redlich geteilt. Eine gemeine Kasse zu formieren, sei jetzt nicht ratsam. Wenn ein jeder für sich bezahle, bliebe jedem die Wahl, zu leben, wie er wolle. Alle waren mit der Einrichtung wohl zufrieden, indem

ein jeder Herr von dem Seinigen blieb, und Melina gab sehr weislich seine Direktorialqualität in dem Augenblick auf, da sie ihm lästig werden konnte.

Indessen war Wilhelm von dem glücklichsten Humor. Zufälligerweise hatte er im Leben Heinrich des Vierten von Schakspear die Geschichte gelesen, wie ein Prinz unter geringer, ja sogar schlechter Gesellschaft sich eine Zeitlang aufhält und ohngeachtet seiner edeln Natur an der sinnlichen Roheit, Unschicklichkeit und Albernheit dieser Bursche sich ergötzt. Er hatte also ein Ideal, womit er seinen gegenwärtigen Zustand vergleichen konnte, und es erleichterte dieses ihm den Selbstbetrug außerordentlich, wozu er eine fast unüberwindliche Neigung spürte. Er fing an, über seine Kleidungsstücke nachzudenken, und fand, daß eine kurze Weste, über die man im Notfall einen Mantel würfe, eine weit gemäßere Tracht sei als unsere gewöhnliche. Er bediente sich also einer solchen und fügte, weil er auf der Reise oft zu Fuße ging, zu etwas weitern Beinkleidern noch ein paar Schnürstiefeln. Es währte nicht lang, so erschien er mit einer um den Leib gewundenen Schärpe, die er zuerst unter dem Vorwand, den Magen warmzuhalten, trug; dagegen befreite er seinen Hals von der Knechtschaft einer Binde, ließ sich einige Streifen Nesseltuch als Krause an das Hemd befestigen, die aber, weil sie etwas zu breit geschnitten waren, völlig das Ansehen eines Kragen erhielten. Ein runder Hut mit einem bunten Bande und einer Feder mußte die ganze Zierde vollkommen machen. Genug, er trat in einer Figur auf, wie wir in folgender Zeit eine Anzahl Göttinger Studenten in Nachahmung Hamlets, teils eine ganze Nation auf Befehl ihres Königs gesehen haben. Alle fanden diese Tracht besonders schön, und die Frauen beteuerten vorzüglich, wie gut sie ihm lasse. Philine stellte sich wie vernarrt darein, wodurch sie sich nicht ganz übel empfahl, und unser Freund, der nun die übrigen, je nachdem sie sich betrugen, auf Prinz Harrys Manier behandelte und bald selbst in den Geschmack kam, einige tolle Streiche zu befördern und anzugeben, war von dem angenehmsten, frischesten, ritterlichsten Humor. Ihre theatralische Übungen wurden gelegentlich versäumt, es wurden Rapiere hervorgesucht, man focht, man balgte sich, und in der Fröhlichkeit des Herzens genoß man des leidlichen Weines, den man angetroffen, in starkem Maße. Es entstunden allerlei Unordnungen aus dieser Lebensart. Philine laurte dem spröden Helden auf, und meine schöne Leserinnen würden für die Sitten ihres Freundes zu sorgen haben, wenn nicht ein glücklicher Stern sein Gemüt auf eine andere Weise beschäftigt hätte.

Dreizehntes Kapitel

Eine ihrer vorzüglichsten Unterhaltungen, womit sie sich am meisten ergötzten, war ein extemporiertes Spiel, in welchem sie ihre bisherigen Gönner und Wohltater nachahmten und durchzogen. Einige unter ihnen hatten sich sehr gut die Eigenheiten des äußern Anstandes verschiedener vornehmer Personen gemerkt, und die Nachbildung derselben wurde von der übrigen Gesellschaft mit dem größten Beifall aufgenommen. Philine produzierte aus dem geheimen Archive ihrer Erfahrungen einige besondere Liebeserklärungen, die an sie geschehen waren. Als Wilhelm sie darüber schalt, nahm der Klügste das Wort und versetzte: „Man hat uns für unser Spiel bezahlt und genährt, sonst aber wüßte ich nicht, daß ihr Betragen gegen uns eine sonderliche Schonung verdiente." Diese Worte waren das Signal, auf welches ein jeder anfing, sich zu beschweren, wie wenig Achtung man ihm erzeigt, wie sehr man ihn zurückgesetzt habe. Sie spotteten dann über das Betragen der Standspersonen, auch unter sich, über ihre zeitverderbende Beschäftigungen und wurden immer bittrer und ungerechter.

„Ihr dünkt euch sehr viel", versetzte Wilhelm, „und weil manches Wahre in euern Beobachtungen ist, so bemerkt ihr den Irrtum nicht, den ihr begeht, indem ihr diese Personen und ihre Handlungen aus einem allzu niedrigen Gesichtspunkte betrachtet. Ich kann auch nicht sagen, daß ich auf dem Schlosse sonderlich erbaut worden wäre, vielmehr hab ich Gelegenheit gehabt, gewisse Ideen zu berichtigen, welche ich verständigen Freunden schuldig bin. Personen, welche schon durch ihre Geburt auf einen erhabenen Platz der menschlichen Gesellschaft gesetzt sind, denen ererbte Reichtümer eine vollkommene Leichtigkeit ihres Daseins verschaffen, welche, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit allem Beiwesen der Menschheit bequem und reichlich versehen sind, gewöhnen sich meistens, diese Güter als das Erste und Größte zu betrachten, und verlieren den Begriff des Wertes einer von der Natur allein ausgestatteten Menschheit. Nicht nur ihr Betragen gegen Geringere, sondern auch ihr Betragen untereinander ist nach äußern Vorzügen abgemessen, sie erlauben gerne einem jeden seinen Titel, seinen Rang, sein Vermögen, seine Kleider und Equipage, nur nicht seine Verdienste geltend zu machen."

Diesen Worten gab die ganze Gesellschaft einen unmäßigen Beifall, und sie ließen sich in mancherlei Geschichtchen heraus, die seine Meinung auf das kräftigste unterstützen sollten. Scheltet sie nicht darüber, bedauret

sie vielmehr; denn von jenem Glücke, das wir für das höchste erkennen müssen, weil es aus den innern Reichtümern der Natur genommen wird, haben sie selten eine erhöhte Empfindung. Nur uns Armen, die wir wenig oder nichts besitzen, ist es gegönnt, das Glück der Freundschaft in reichem Maße zu genießen. Wir können unsere Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunst befördern, noch durch Geschenke beglücken; wir haben nichts als uns selbst. Dieses ganze Selbst müssen wir hingeben und, wenn es einigen Wert haben soll, dem Freunde dieses Gut auf ewig versichern. Welch ein Glück! welch ein Genuß für den Geber und Empfänger! Welche überirdische Glückseligkeit gewährt uns die Treue! Sie gibt dem vorübergehenden Zustande des Menschen gleichsam eine himmlische Gewißheit. Diese ist es, die unsere ganze Glückseligkeit ausmacht, die das Hauptkapital unseres Reichtums ist.

Mignon hatte sich ihm unter diesen Worten genähert, schlang seine zarten Arme um ihn und blieb so mit dem Köpfchen unter seine Brust gelehnt stehen. Er legte die Hand auf des Kindes Haupt und fuhr fort: „Wie leicht wird es einem Großen, sich die Gemüter zu gewinnen, sich Herzen zuzueignen! Ein gefälliges, bequemes, nur einigermaßen menschliches Betragen tut Wunder, und wieviele Mittel hat er, die einmal erworbenen Geister festzuhalten! Uns kommt alles seltner, wird alles schwerer, und wie natürlich ist es, daß wir einen großen Wert darauf legen! Welche rührende Beispiele treuer Diener, die sich für ihre Herren aufopferten! Wie schön hat uns Schakspear solche geschildert! Ich sehe die Treue in diesem Falle als ein Bestreben einer edlen Seele an, einem Größern gleich zu werden. Durch fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe wird der Diener seinem Herrn gleich, der ihn sonst nur für einen bezahlten, verachteten Sklaven anzusehen berechtigt ist. Und so sind die Tugenden nur für den geringen Stand. Die Bequemlichkeit, sich leichte loskaufen zu können, ist zu groß, als daß der Mensch ihr nicht unterliegen sollte. Ja, in diesem Sinne glaube ich behaupten zu können, daß ein Großer wohl Freunde haben, aber nicht Freund sein könne."

Mignon drückte sich immer fester an ihn an.

„Nun gut", versetzte einer aus der Gesellschaft, der nicht eben der Feinste war, „wir brauchen ihre Freundschaft nicht und haben sie auch niemals verlangt, nur sollten sie sich besser auf die Künste verstehen, die sie doch beschützen wollen. Wenn wir am besten gespielt haben, hat uns niemand zuhören mögen, und meistens hat man nur dem Albernen und Abgeschmackten Aufmerksamkeit und Beifall geschenkt." — „Wenn ich

abrechne," versetzte Wilhelm, „was Schadenfreude und Ironie gewesen sein mag, so denke ich, geht es mit der Kunst eben wie mit der Liebe. Wie will der Weltmann in seinem zerstreuten Leben die Innigkeit behalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommnes hervorbringen will, und die selbst denjenigen umgeben muß, der einen solchen Anteil am Werke nehmen will, wie ihn der Künstler wünscht und hofft. Glaubt mir, meine Freunde, es ist mit den Talenten wie mit der Tugend, man muß sie um ihrer selbst willen üben oder sie lieber ganz aufgeben, und doch werden sie beide nicht anders erkannt und belohnt, als wenn man sie gleich einem gefährlichen Geheimnis im verborgenen und beinahe furchtsam treibt." – „Unterdessen kann man Hungers sterben", rief einer aus der Ecke. – „Nicht eben das", versetzte Wilhelm, „ich habe gesehen, so lange einer lebt und sich rührt, findet er immer seine Nahrung, und wenn sie auch gleich nicht die reichlichste ist. Und worüber habt ihr euch denn zu beschweren? Sind wir nicht ganz unvermutet, eben da es mit uns am schlimmsten aussah, gut aufgenommen und bewirtet worden? Und jetzo, da es uns noch an nichts gebricht, fällt es uns denn ein, etwas zu unserer Übung zu tun und uns einigermaßen nach einer Art von Vollkommenheit in der Kunst zu bestreben? Wir treiben fremde Dinge und entfernen gleich wie Schulkinder alles, was uns nur an unsere Lektion einigermaßen erinnern könnte."

„Wahrhaftig", sagte Philine, „es ist wahr und unverantwortlich! Hört ihr sechse schlagen? Laßt uns ein Stück wählen, wir wollen es auf der Stelle spielen. Jeder muß sein möglichstes tun, als wenn er für dem größten Auditorio stünde." Man überlegte nicht lang, einige pfiffen eine Symphonie, jeder besann sich schnell auf seine Rolle, man fing an und spielte mit der größten Aufmerksamkeit das Stück durch, würklich über die Erwartung eines jeden, auch Wilhelms, der als Zuschauer sich nicht enthalten konnte, mehr als einmal zu klatschen und bravo zu rufen. Als sie geendigt hatten, empfanden sie alle ein ausnehmendes Vergnügen, teils über ihre wohl zugebrachte Zeit, teils weil jeder besonders mit sich zufrieden sein konnte. Wilhelm ließ sich weitläufig zu ihrem Lobe heraus, ihre Unterhaltung war aufgeheitert und fröhlich.

„Ihr solltet sehen," rief unser Freund aus, „wie weit wir kommen müßten, wenn wir in dieser Übung fortführen, welches Genügen wir dabei empfinden würden. Ich habe oft die Tonkünstler gegen die Schauspieler gehalten. Jene können sich nicht mehr ergötzen, als wenn sie gemeinschaftlich ihre Übungen vornehmen. Wie sehr bemühen sie sich

nicht, ihre Instrumente übereinzustimmen, die Stärke und Schwäche des Tons so auszudrücken, wie es der Stimme gemäß ist, die man ihnen zugeteilt hat. Nur der Ungeschickteste würde glauben, sich bei dem Solo eines andern durch ein vorlautes Akkompagnieren Ehre zu machen. Jeder ist auf den Sinn des Komponisten gerichtet und trägt für sein Teil alles dazu bei, ihn auszudrücken, es sei viel oder wenig, was er dabei zu tun hat. Sollten Schauspieler dieses nicht eben untereinander vornehmen können, ihr größtes Glück und Vergnügen darein setzen, sich untereinander selbst zu gefallen und auch nur insofern den Beifall des Publici zu schätzen, als er einer geschmackvollen Ausführung zuteil würde, die sie sich gleichsam untereinander selbst garantiert haben? Alle die Kleinheiten, die diese edle Kunst zu einem Handwerke erniedrigen, werden wegfallen, man wird nicht mehr um Rollen streiten, man wird nicht mehr an unrechten Orten zu glänzen suchen, man wird seinem Part genugtun und für den geringsten belohnt sein. Wie glücklich müßte sich der Direktor einer solchen Vereinigung schätzen! Er müßte der Sache wohl kundig sein, einen jeden auf seine Fähigkeiten aufmerksam zu machen wissen, selbst nur die Rollen, denen er gewachsen, übernehmen, sich kein ausschließlich Recht über diese und jene Gattung anmaßen, so wie dieses sich auch kein anderer erlauben dürfte; jeder bliebe doch zuletzt, wohin ihn sein Naturell führte, worinnen die Übung ihn bestätigte, und auf diesem Posten würde er leicht von jedem andern erkannt werden. Gewiß, unter Guten ist die republikanische Form die beste und die einzige. Wenn ich etwas bei einer solchen Einrichtung zu sagen hätte, so müßte das Amt eines Direktors herumgehen und eine Art von kleinem Senate ihm beigesetzt bleiben." — „Was hindert uns," riefen sie aus, „gleich einen solchen Versuch zu machen? Wir sind alle zusammen freie Menschen, wir haben keine Verbindung noch Verbindlichkeit. Lassen Sie uns wenigstens diese idealische Republik auf der Reise, die uns noch bevorsteht, bilden!" — „Es ist ein wanderndes Reich", sagte einer, „wir werden wenigstens keine Grenzstreitigkeiten haben." Man schritt sogleich zur Sache, man erwählte Wilhelmen zum ersten Direktor, der Senat ward bestellt, die Frauen erhielten darinne Sitz und Stimme, man schlug Gesetze vor, man verwarf, man genehmigte sie, die Zeit ging unvermerkt vorüber, und man glaubte sie noch niemals so angenehm zugebracht zu haben.

Vierzehntes Kapitel

Nur mit Mühe hatte man in dem kleinen Städtchen so viele Pferde zusammengebracht, als zum Transport der Gesellschaft und ihrer Effekten nötig waren. Endlich stund alles bereit, nur erschien ein neues Hindernis. Es lief die Nachricht ein, daß sich in der Nachbarschaft eben auf dem Wege, den sie nehmen wollten, ein Freikorps habe sehen lassen. Dieser unerwartete Ruf machte einen jeden aufmerksam, ob die Zeitung gleich sehr schwankend und zweideutig war und es beinahe nach der Stellung der Armeen unmöglich schien, daß ein feindliches Korps sich sollte haben durchschleichen können. Jedermann war beschäftigt, unserer Gesellschaft die Gefahr, die auf sie wartete, recht gefährlich zu beschreiben und ihr einen andern Weg zu raten. Die meisten waren dadurch in große Furcht gesetzt, und als nach der Form der neuen Republik der Senat zusammengerufen wurde, um über diesen außerordentlichen Fall zu ratschlagen und zu entscheiden, waren sie fast einstimmig der Meinung, daß man dem Übel ausweichen und einen andern Weg erwählen müsse. Nur Wilhelm war von Furcht nicht so eingenommen, daß er sogleich einen Plan, der mit vieler Überlegung bedacht worden, hätte aufgeben sollen. Er sprach ihnen vielmehr Mut ein, und seine Gründe waren männlich und überzeugend. „Noch", sagte er, „ist es ein bloßes Gerüchte, und wie viele entstehen deren im Kriege nicht. Viele sagen, daß der Fall höchst unwahrscheinlich und beinahe unmöglich sei; sollten wir uns in einer so wichtigen Sache durch ein ungewisses Gerede bestimmen lassen? Die Route, welche uns der Herr Graf angegeben hat, auf die unser Paß lautet, ist die kürzeste, und wir finden auf selbiger den besten Weg. Sie führt uns vorerst nach einer ansehnlichen Stadt, wo wir entweder eine gute Truppe antreffen oder uns selbst zeigen und etwas verdienen können. Wir vermeiden große Beschwerlichkeiten, gewinnen Zeit und Geld, anstatt daß jener Weg, welchen uns das furchtsame Publikum vorschlägt und nach dem ich mich genau erkundigt habe, uns so weit abwärts führt und in so schlimme Wege verwickelt, daß ich nicht weiß, ob wir Hoffnung haben können, uns vor der schlimmen Jahrszeit wieder herauszufinden und das Ziel unserer Reise, das wir uns vorgesetzt, zu erreichen." Er sagte noch so viel und trug ihnen die Sache von so mancherlei vorteilhaften Seiten vor, daß ihre Furcht sich verringerte und ihr Mut zunahm. „Vielleicht ist es noch gar ein Korps der freundlichen Armee, und da beschützt uns der Paß, den wir bei uns haben, genug. Sind es

regelmäßige Truppen der Feinde, so werden wir auch wenig zu besorgen haben, denn ich wüßte nicht, was Reisende am Streit der Könige untereinander für Anteil hätten. Sollte uns ein Trupp hergelaufnes Gesindel anfallen, so sind unserer, dünkt mich, schon genug, um ihnen Ehrfurcht einzuflößen und ihnen einen Widerstand zu tun, über den sie sich verwundern sollen."

Diese letzte Rede brachte die jungen Schauspieler leicht auf seine Seite. Die Frauen, da der Vorschlag heroisch und seltsam war, traten gleichfalls bei, Madame Melina zuerst, welche ohngeachtet ihrer hohen Schwangerschaft ihre natürliche Herzhaftigkeit nicht verloren hatte: nun wollte der übrige Teil der Männer nicht feige sein, und es war niemand, der nicht von ganzem Herzen in diese Vorschläge zu willigen schien.

Man fing nun an, sich auf alle Fälle zur Verteidigung einzurichten. Man kaufte große Hirschfänger, Wilhelm verschaffte sich einen Säbel und ein Paar Pistolen. Der junge Akteur, dessen wir zu Anfange des Buchs erwähnet und den wir in der Folge nur Laertes nennen wollen, bewaffnete sich mit einer Flinte, unter die übrigen wurde andres alte Gewehr ausgeteilt, und so machte man sich, wiewohl mit einigem Widerwillen der Fuhrleute, auf den Weg.

Den zweiten Tag schlugen diese, die der Gegend wohl kundig waren, vor, sie wollten auf einem waldigen Bergplatze Mittagsruhe halten, weil zwar ein Dorf in der Nähe, aber sehr unbequem liege und man eine böse Höhle vermiede; sie nähmen gewöhnlich bei guten Tagen ihr Futter mit und blieben an dem angezeigten Orte halten. Da die Witterung schön war, stimmte jedermann leicht in diesen Vorschlag ein. Wilhelm eilte voraus, und die sonderbare Gestalt, in der er auftrat, hätte gewiß einen jeden, dem er begegnet, stutzig gemacht. Zu seiner Kleidung, wie wir sie oben beschrieben haben, kam noch ein breites Wehrgehänge, das ihm über die Schultern fiel und einen großen Säbel trug. Ein Paar Pistolen hatte er in den Gürtel gesteckt, und so eilte er mit schnellen und zufriednen Schritten den Wald hinauf. Ebenso wunderbar sah die Gesellschaft, die ihn begleitete. Mignon lief im Westchen nebenher und hatte gleichfalls seinen Hirschfänger an der Seite, den man ihm, als sich die Gesellschaft bewaffnete, auf sein sehnliches Bitten nicht hatte abschlagen können. Der blonde Knabe, der die Gesellschaft auch nicht verlassen hatte, trug die Flinte des Laertes. Der Harfner hatte noch das friedlichste Ansehen, er steckte sein langes Kleid in den Gürtel, damit es ihn im Gehen nicht hindern konnte, er stützte

sich auf einen knotichten Stab; sein Instrument war bei den Wagen zurückgeblieben. Nach einem Stieg, der nicht ganz ohne Beschwerlichkeit war, fanden sie gar leicht den angezeigten Platz. Sie erkannten ihn an den schönen Buchen, die ihn umgaben und bedeckten, an der eingefaßten Quelle und der fernen Aussicht. Sie nahmen Besitz, ruhten im Schatten aus, machten ein Feuer an und erwarteten singend die übrige Gesellschaft, welche nach und nach herbeikam und den Platz, die Gegend, das schöne Wetter mit einem Munde begrüßten.

Funfzehntes Kapitel

Hatte man zwischen vier Wänden gute und fröhliche Stunden gehabt, so waren sie hier gewiß noch angenehmer, da die Freiheit des Himmels und die Schönheit der Gegend jedes Gemüt höher stimmte. Man wußte sich gar nichts Köstlichers zu denken, als in einem so angenehmen Aufenthalt sein Leben zuzubringen. Man beneidete die Jäger, Köhler und Holzhauer, welche ihr Beruf an diesen glücklichen Wohnplätzen festhielte. Über alles aber pries man die Reise einer Zigeunerwirtschaft, die in seligem Müßiggange alle abenteuerliche Reize der Natur zu genießen berechtiget sind. Man hatte indessen angefangen, Erdäpfel zu sieden, einige Töpfe standen bei dem Feuer, gruppenweise lagerte sich die Gesellschaft unter Bäumen und an Büschen, ihre seltsame Kleidungen gaben ihnen ein fremdes Ansehen, die Waffen, die sie mit sich führten, machten es noch sonderbarer, die Pferde wurden beiseite gefüttert, und wenn man dafür gesorgt hätte, die Kutschen zu verstecken, so würde die Dekoration vollkommen gewesen sein. Wilhelm genoß einer köstlichen Freude bei diesem Anblicke. Er konnte sich als Anführer dieser Partei denken, er unterhielt sich von dieser Idee mit einem jeden und bildete sie so poetisch als möglich aus. Die Gefühle der Gesellschaft erhöheten sich, man aß und trank und jubilierte und bekannte, niemals schönere Augenblicke erlebt zu haben.

Wir können den Lesern hier nicht verbergen, daß dieses die Originalszene war, wovon man die Nachbildungen und Nachahmungen bis zum Überdruß neuerdings auf den deutschen Theatern gesehen hat. Die Idee von wackern Vagabunden, edeln Räubern, großmütigen Zigeunern und sonst allerlei idealisiertem Gesindel hat ihren wahren Ursprung diesem Ruheplatze zu danken, den wir soeben mit einer Art von Widerwillen geschildert haben, weil es nicht anders als höchst verdrießlich sein kann,

wenn man nicht ehe Gelegenheit findet, das Publikum mit dem Originale bekannt zu machen, als wenn die Kopien schon den Reiz des Gegenstandes und seiner Neuheit weggenommen haben.

Mit jedem Augenblicke wuchs die Lustigkeit. Wilhelm und Laertes griffen zu den Rapieren und fingen an, sich in dem Zweikampfe zu üben, durch welchen Hamlet ein so tragisches Ende nimmt. Sie hatten sich vorgenommen, das Stück unter sich selbst zu versuchen, und unserm Freunde war die Rolle des dänischen Prinzen zugeteilt worden. Die übrige hatten einen Kreis um sie geschlossen, sie fochten mit dem größten Eifer, und das Interesse der Zuschauer wuchs mit jedem Ausfall. Auf einmal ward die Gesellschaft in ein großes Schröcken gesetzt; denn es fiel im nächsten Busche ein Schuß und noch einer. Als man sich umsah, erblickte man bewaffnete Leute, die auf den Ort zudrangen, wo die Pferde nicht weit von den bepackten Kutschen ihr Futter einnahmen.

Ein allgemeiner Schrei entfuhr dem weiblichen Geschlechte, unsere Helden warfen die Rapiere weg, griffen nach ihren Säbeln, eilten auf die Räuber zu und riefen, daß sie stillehalten und ihnen Rechenschaft des Unternehmens geben sollten. Da man ihnen mit ein paar Musketenschüssen antwortete, so drückte Wilhelm seine Pistole auf den einen ab, der den Wagen erstiegen hatte und die Stricke des Gepäcks auseinanderschnitt. Er traf ihn wohl, daß er gleich herunterstürzte, und da Laertes auch nicht fehlgeschossen, zogen sie beide ihre Seitengewehre, als ein Teil der Partei mit Fluchen und Gebrüll auf sie losbrach, gleichfalls einige Schüsse auf sie tat und sich mit blinkenden Säbeln ihrer Kühnheit entgegensetzte. Unsere junge Helden hielten sich tapfer, sie riefen ihren übrigen Gesellen und munterten sie auf, ihnen beizustehen. Bald aber verlor Wilhelm den Anblick des Lichtes und das Bewußtsein dessen, was vorging. Von einem Schuß, der ihn zwischen der Brust und Schulter traf, verwundet, von einem Hiebe, der ihm den Hut spaltete und fast bis auf die Hirnschale durchgedrungen, betäubt, fiel er nieder und mußte das unglückliche Ende des Überfalls nur erst in der Folge aus der Erzählung anderer vernehmen.

Als er die Augen wieder aufschlug, befand er sich in der wunderbarsten Lage. Das erste, was er durch die Dämmerung, die noch seine Blicke trübte, bemerken konnte, war das Gesicht Philinens, das sich über das seine herüberneigte. Er war zu schwach, sich aufzuheben, und da er sich anstützte, um sich emporzurichten, fühlte er sich in Philinens Schoß, in den er auch wieder zurücksank. Sie saß auf der Erde, hatte den Kopf des vor

ihr ausgestreckten Jünglings leise an sich gedrückt und ihm in ihren Armen, soviel sie konnte, ein sanftes Lager bereitet. Mignon kniete mit zerstreuten, blutigen Haaren an seinen Füßen und umarmte sie mit vielen Tränen.

Als Wilhelm seine blutigen Kleider ansah, fragte er mit gebrochener Stimme, was ihm und den andern begegnet? Philine bat ihn, ruhig zu bleiben; die übrigen, sagte sie, seien alle in Sicherheit und niemand als er und Laertes verwundet; weiter wollte sie nichts erzählen und bat ihn nur immer inständig, sich zu beruhigen, weil sie befürchten müsse, seine Wunden möchten wieder aufbrechen, die nur noch schlecht verbunden seien. Er reichte Mignon die Hand und erkundigte sich nach der Ursache der blutigen Locken des Kindes.

Als ihn dieses gutherzige Geschöpf verwundet sah und nichts um sich fand, womit es das Blut hätte stillen können, hatte es seine Haare genommen, um die Wunden seines Herrn und Vaters damit auszustopfen, hatte aber bald von dem vergeblichen Unternehmen abstehen müssen. Nachher verband man ihn mit Schwamm und Moos. Philine hatte dazu Halstuch und Schürze hergegeben.

Wilhelm bemerkte, daß Philine mit dem Rücken gegen ihren Koffer saß, der noch ganz wohl verschlossen und unbeschädigt aussah; er fragte, ob die andern auch so glücklich gewesen, ihre Habseligkeiten zu erhalten. Sie beantwortete diese Frage mit Achselzucken und einem Blick auf die Wiese, wo zerbrochene Kasten, zerschlagene Koffers, zerschnittene Mantelsäcke und eine Menge kleiner Gerätschaften zerstreut hin und wider lagen. Von Menschen war der Platz leer, und die wunderliche Gruppe, die wir beschrieben haben, fand sich in dieser Einsamkeit allein.

Wilhelm erfuhr nun immer mehr, als er wissen wollte. Die noch Widerstand hätten tun können, waren leicht in Schröcken gesetzt und überwältigt; ein Teil floh, ein Teil sah mit Entsetzen dem Unfalle zu, die Fuhrleute, die sich noch wegen ihrer Pferde am wackersten gehalten, waren zuletzt auch außerstande, sich zu wehren, in kurzem war alles rein ausgeplündert und weggeschleppt. Die beängstigten Reisenden, die, sobald die Sorge vor ihr Leben vorüber war, über ihren Verlust zu jammern anfingen, eilten mit möglichster Geschwindigkeit dem benachbarten Dorfe zu, führten den leichtverwundeten Laertes mit sich und brachten nur wenige Trümmer ihrer Schätze davon. Der Harfner hatte sein beschädigtes Instrument an einen Baum gelehnt und war mit nach dem Orte geeilt, einen Wundarzt aufzusuchen, um seinem für tot zurückgelassenen Wohltäter nach Möglichkeit beizuspringen.

Sechstes Buch

Erstes Kapitel

Unsere drei verunglückten Abenteurer waren noch eine ganze Zeit lang harrend und wartend in der seltsamen Lage geblieben, in der wir sie zu Ende des vorigen Buches gelassen haben. Niemand eilte ihnen zu Hülfe, der Abend drohte hereinzubrechen, Philinens Gleichgültigkeit fing an in Unruhe überzugehen, Mignon lief hin und wider, und die Ungeduld des Kindes nahm mit jedem Augenblicke zu. Endlich, da ihnen der Wunsch gewährt ward und Menschen sich ihnen näherten, überfiel sie ein neuer Schrecken. Sie hörten ganz deutlich, daß ein Trupp Pferde den Weg heraufkamen, den sie auch zurückgelegt hatten; sie dachten nicht anders, als daß es abermals eine Gesellschaft solcher ungebetenen Gäste sein würde, die diesen Waldplatz besuchten, um Nachlese zu halten. Wie angenehm wurden sie dagegen überrascht, als ihnen zuerst aus den Büschen, auf einem Schimmel reitend, ein Frauenzimmer zu Gesichte kam, die von einem ältlichen Herrn und einigen Kavalieren begleitet wurde. Reitknechte und Bediente folgten nach.

Philine machte zu dieser Erscheinung große Augen, war eben im Begriff, zu rufen und die schöne Amazone um Hülfe anzuflehen, als diese schon erstaunt ihre Augen nach der wunderbaren Gruppe wendete, sogleich ihr Pferd lenkte, herzuritt und stille hielt. Sie erkundigte sich eifrig nach dem Verwundeten, dessen Lage in dem Schoße der leichtfertigen Samariterin ihr höchst sonderbar vorzukommen schien. „Ist es Ihr Mann?" fragte sie Philinen. — „Es ist nur ein guter Freund", versetzte diese mit einer Art, die Wilhelmen höchst zuwider war. Er hatte seine Augen auf die sanften, stillen, teilnehmenden Gesichtszüge der Ankommenden geheftet, er glaubte nie etwas Liebenswürdigeres gesehen zu haben. Ein weiter Mannsüberrock, der ihr nicht paßte, verbarg ihm ihre Gestalt. Sie hatte, wie es schien, gegen die Einflüsse der kühlen Abendluft, dieses Kleid von einem ihrer Gesellschafter geborgt.

Die Ritter waren indes auch näher gekommen und einige abgestiegen, die Dame tat ein gleiches und fragte mit menschenfreundlicher Teilnehmung nach allen Umständen des Unfalls, der die Reisenden betroffen hatte, nach den Wunden des hingestreckten Jünglings, worauf sie sich schnell umwandte

und mit dem alten Herrn seitwärts nach einigen Wagen ging, welche langsam den Berg heraufkamen und auf dem Waldplatz stille hielten.

Nachdem die junge Dame eine kurze Zeit am Schlage der einen Kutsche gestanden und sich mit den Ankommenden unterhalten hatte, stieg ein Mann von untersetzter Gestalt heraus, den sie zu unserm verwundeten Helden führte. An dem Kästchen, das er in der Hand hatte, und an der ledernen Instrumententasche erkannte man ihn bald für einen Wundarzt. Seine Manieren waren eher rauh als einnehmend, doch seine Hand leicht und seine Hülfe willkommen.

Er sondierte genau, erklärte, es sei keine Gefahr, er wolle den Verwundeten so weit verbinden, daß er in das nächste Dorf gebracht werden könne. Jedermann war besorgt, am tätigsten die junge Dame. „Sehen Sie nur", sagte sie, nachdem sie einige Male hin- und hergegangen war und den alten Herrn wieder herbeiführte, „sehen Sie, wie man ihn zugerichtet hat. Und er leidet doch um unsertwillen!" Der Leidende, der es hörte, verstand nicht, was sie damit meinte. Sie ging wie unruhig hin und wider. Es schien, als könnte sie sich nicht von dem Anblick des Verwundeten losreißen und als fürchtete sie zugleich den Wohlstand zu beleidigen, wenn sie stehenbliebe zu der Zeit, da man ihn, wiewohl mit Mühe, zu entkleiden anfing. Der Chirurgus schnitt eben den linken Ärmel auf, als der alte Herr herbeikam und von der Notwendigkeit, den Weg fortzusetzen, sprach. Wilhelm hatte seine Augen auf sie gerichtet und war von ihren Blicken so eingenommen, daß er kaum fühlte, was mit ihm vorging.

Philine war aufgestanden, um der gnädigen Dame die Hand zu küssen, und es war unserm Freunde innig zuwider, daß ein so unreines Wesen jener edlen Natur sich nahen oder sie gar berühren sollte. Die Dame fragte Philine verschiedenes, das Wilhelm nicht erhorchen konnte, endlich kehrte sie sich zu dem alten Herrn, der immer noch mit einem ganz trocknen Blick dabeistund, und sagte: „Mein lieber Oheim, darf ich auf Ihre Kosten freigebig sein?" Sie zog sogleich den Überrock aus, und man sah, daß es in der Absicht geschah, um ihn dem Verwundeten und Unbekleideten hinzugeben. Wilhelm, den der heilsame Anblick ihrer Augen bisher festgehalten hatte, war erst, als der Überrock fiel, von ihrer schönen Gestalt überrascht. Sie trat näher zu ihm und reichte ihm den Rock, indem sie ihn sanft über ihn hinlegte. In diesem Augenblicke, da er den Mund öffnen und einige Worte des Dankes hervorbringen wollte, würkte der lebhafte Eindruck ihrer Gegenwart so sonderbar auf seine schon angegriffenen Sinnen, daß es ihm auf einmal vorkam, als sei ihr Haupt mit

Strahlen umgeben, die sich nach und nach über ihr ganzes Bild ausbreiteten. Der Chirurgus berührte ihn eben unsanfter, indem er die Kugel, welche steckengeblieben war, traf und sie herauszuziehen Anstalt machte. Die Heilige verschwand vor den Augen des Hinsinkenden, er verlor die Kenntnis sein selbst, und als er wieder zu sich kam, waren Reuter und Wagen, die Schöne samt ihrer Begleitung verschwunden.

Zweites Kapitel

Nachdem unser Freund verbunden und angekleidet war, eilte der Chirurgus weg, zu eben der Zeit, als ein Bedienter, den die Herrschaft nach dem nächsten Dorfe geschickt hatte, mit einer Anzahl Bauern heraufkam. Sie bereiteten eilig aus abgehauenen Ästen und eingeflochtenem Reisig eine Trage, luden den Verwundeten auf und brachten ihn sachte den Berg hinunter.

Der Harfenspieler half ihnen, der gleichfalls wiedergekommen war; die übrigen Leute schleppten Philinens schweren Koffer, sie schlich mit einigen Bündeln nach, und Mignon sprang bald voraus, bald zur Seite durch die Büsche und blickte sehnlich nach seinem kranken Beschützer hinüber. Dieser lag, in seinen warmen Überrock gehüllt, ruhig auf der Bahre.

Eine elektrische Wärme schien aus der feinen Wolle in seinen Körper überzugehen, ja sogar ihn in die behaglichste Empfindung zu versetzen. Von seiner ersten Jugend an erinnerte er sich keines so angenehmen Eindrucks, als den die schöne Besitzerin des Kleids auf ihn gemacht hatte, er sah noch den Rock von ihren Schultern fallen, die edelste Gestalt mit Strahlen umgeben vor sich stehen, und seine Seele eilte der Verschwundenen in alle Weltgegenden nach.

So kam der Zug vor dem Wirtshause an, wo die übrige Gesellschaft zum größten Teile sich befand und über ihren Verlust voller Verzweiflung war. Die einzige kleine Stube des Hauses war von Menschen vollgepfropft; einige lagen auf der Streue, andere hatten die Bänke eingenommen, einige hatten sich hinter den Ofen gedruckt, und Frau Melina erwartete in einer schlechten Kammer ängstlich ihre Niederkunft, die der Schrecken und die üble Behandlung zu beschleunigen drohten. Als die neuen Ankömmlinge gleichfalls herein und Platz nehmen wollten, entstand ein allgemeines Murren, man empfing sie mit Spott und Verdruß, denn man erinnerte sich nur leider zu sehr, daß man auf Wilhelms Rat,

unter seiner Anführung den gefährlichen Weg unternommen und sich diesem Unfall ausgesetzt hatte.

Jedermann warf nun die Schuld eines so üblen Ausgangs auf ihn, man widersetzte sich an der Türe seinem Eintritt, man verlangte, er solle anderswo unterzukommen suchen, und Philinen sagte man gar, es werde ihr nichts schaden, wenn sie eine Nacht auf der Gasse zubringen müßte.

Es hätte wohl auch so werden können, wenn nicht der Bediente, dem von seiner schönen Herrschaft ernstlich befohlen war, für die Verlassenen zu sorgen, sich in den Streit gemischt und ihn summarisch abgetan hätte. Er beteurte mit gewaltigem Fluchen und Drohen, daß er sie alle vor die Türe schmeißen wolle, wenn sie nicht zusammenrücken und den Ankommenden Platz machen würden. Auf diese kräftige Anrede bequemte man sich bald; er bereitete Wilhelm ein Lager auf einem Tische, den er in die Ecke schob. Philine ließ ihren Koffer darneben stellen und setzte sich darauf; jeder druckte sich, so gut er konnte, und der Bediente begab sich weg, um zu sehen, ob er nicht irgendwo ein bequemeres Quartier für das Ehepaar (dafür hielt er die beiden) ausmachen könne. Kaum war er fort, als das Gemurmel wieder laut zu werden und ein Vorwurf dem andern zu folgen anfing. Jeder erzählte, was er verloren, mit Rückblicken auf die Verwegenheit, durch die man so vieles eingebüßt.

Es fehlte nicht an Schadenfreude über die Wunden unsers Freundes, man enthielt sich nicht, mit innerlichem Grimme Philinen zu verhöhnen und ihr die Weise, wie sie ihren Koffer gerettet, zum Verbrechen zu machen. Aus allerlei Anspielungen und Anzüglichkeiten konnte man schließen, sie habe sich gleich nach der Niederlage und Plünderung gefallen lassen, einen Spaziergang mit dem Anführer der Bande in das Gebüsche zu tun, der ihr dagegen ihre Sachen wiederverschafft. Man machte sich über sittsame Gebärden und Weigerungen lustig, wodurch sie den Schnurrbart ins Feuer gesetzt und ihm einen so hohen Preis abzunötigen gewußt. Sie antwortete nichts und klapperte nur mit den großen Schlössern ihres Koffers, um jene, die sich darüber immer mehr ärgerten, recht von seiner Gegenwart zu überzeugen und die Verzweifelung über ihren eignen Schaden zu vermehren.

Drittes Kapitel

Wilhelm, ob er gleich durch den starken Verlust des Blutes bei heftigen Schmerzen schwach und nach der Erscheinung jenes hülfreichen Engels milde und sanft geworden war, konnte sich doch zuletzt des Ver-

drusses über die harten und ungerechten Reden nicht enthalten, welche bei seinem Stillschweigen von der unzufriedenen Gesellschaft immer erneuert wurden. Endlich fühlte er sich gestärkt genug, um sich aufzurichten und ihnen die Unart vorzustellen, mit der sie ihren Freund und Führer beunruhigten. Er hub sein verbundenes Aug in die Höhe, und indem er sich mit einiger Mühe stützte, fing er folgendergestalt zu reden an: „Ich vergebe es dem Schmerze, den ein jeder über seinen Verlust empfindet, daß ihr mich in einem Augenblicke beleidigt, wo ihr mich beklagen müßtet, daß ihr mir widersteht und mich von euch stoßet, das erstemal, da ich Hülfe von euch erwarten könnte. Es ist mir niemals eingefallen, für irgendeinen Dienst oder eine Gefälligkeit Dank von euch zu fordern; verleitet mich nicht, zwingt mein Gemüt nicht, zurückzugehen und zu überdenken, was ich für euch getan habe, es würde diese Berechnung mir nur peinlich werden. Der Zufall hat mich zu euch geführt, Umstände und eine heimliche Neigung haben mich bei euch gehalten, ich habe an euern Arbeiten, an euern Vergnügungen teilgenommen, ich habe euch gern mit meinen wenigen Kenntnissen in der schönen Kunst beigestanden, die ihr übt, in welcher ich euch vollkommen und durch welche ich euch glücklich wünschte. Gebt ihr mir jetzo auf eine bittere Weise den Unfall schuld, der uns betroffen hat, so erinnert ihr euch nicht, daß der erste Vorschlag, diesen Weg zu nehmen, von andern kam und nicht von mir allein, sondern von euch allen gebilligt worden. Wäre unsere Reise glücklich vollbracht, so würde sich ein jeder wegen des guten Einfalls loben, daß er diesen Weg angeraten, daß er ihn vorgezogen; er würde sich unserer Überlegungen und seines ausgeübten Stimmrechtes mit Freuden erinnern; jetzo macht ihr mich allein verantwortlich, ihr zwingt mir eine Schuld auf, die ich willig übernehmen wollte, wenn mich mein inneres Bewußtsein nicht freispräche, ja wenn ich mich nicht auf euch selbst berufen könnte. Habt ihr dagegen etwas zu sagen, so bringt es ordentlich vor, und ich werde mich zu verteidigen wissen; habt ihr nichts Gegründetes anzugeben, so schweigt und quält mich nicht jetzt, da ich der Ruhe bedürftig bin."

Statt aller Antwort fingen die Mädchen ihren Verlust von neuem weinend herzuerzählen an. Melina war ganz außer Fassung, denn er hatte freilich am meisten eingebüßt. Er ging wie rasend in dem engen Raum hin und wider, stieß den Kopf wider die Wand, fluchte und schalt auf das unziemlichste, und da die Hebamme aus der Kammer trat und die Nachricht brachte, daß seine Frau mit einem toten Kinde

niedergekommen, erlaubte er sich die heftigsten Ausbrüche, und einstimmig mit ihm heulte, schrie, brummte und lärmte alles durcheinander.

Wilhelm, der zugleich von mitleidiger Teilnehmung an ihrem Zustande und von Verdruß über ihre niedrige und kleine Sinnesart angegriffen war, fühlte sich bis in sein Innerstes bewegt und ohnerachtet der Schwäche seines Körpers die ganze Kraft seiner Seele lebendig.

„Fast", rief er aus, „muß ich euch verachten, so beklagenswert ihr auch sein mögt. Kein Unglück berechtigt uns, einen Unschuldigen mit Vorwürfen zu beladen. Habe ich teil an diesem falschen Schritte, so büße ich auch meinen Teil, ich liege verwundet hier, und wenn die Gesellschaft verloren hat, so ist kein geringer Teil des Verlustes auch der meinige. Was an Garderobe geraubt worden, was an Dekorationen zugrunde gegangen, waren Sie, Herr Melina, mir schuldig, und ich spreche Sie von dieser Forderung hiermit völlig frei."

Melina bezeugte über diese Erklärung wenig Zufriedenheit, denn er erinnerte sich der schönen Kleider aus der Garderobe des Grafen, die ihm so wohl stunden, der neumodischen Schnallen, der Uhr, der Hüte, der Barschaft und noch mancher schönen Sachen, die verloren waren. Die andern, die mit Neid auf Philinens Koffer blickten, gaben unfein zu verstehen, daß er nicht übel getan habe, sich mit dieser Schönen zu assoziieren und durch ihr Glück auch seine Habseligkeiten zu retten.

„Glaubt ihr denn," rief er aus, „daß ich etwas eigen und für mich haben werde, solange ihr darbt, und ist es wohl das erstemal, daß ich in der Not mit euch redlich teile? Man öffne den Koffer, und was mein ist, will ich zum öffentlichen Bedürfnis niederlegen."

„Es ist mein Koffer!" sagte Philine, „und ich werde ihn nicht eher aufmachen, bis es mir beliebt. Ihre paar Fittiche, die Sie mir aufzuheben gegeben, können nicht weit reichen, und wenn sie an den redlichsten Juden verkauft werden. Denken Sie an sich und was Ihre Kur kosten, was Ihnen in einem fremden Lande begegnen kann."

„Sie werden mir, Philine," versetzte Wilhelm, „nichts vorenthalten, was mein ist, und ich weiß ohngefähr, wie weit es reicht; freilich ist es nicht viel, doch immer genug, uns aus der Verlegenheit zu retten. Allein in dem Menschen ist mehr als eine Barschaft, womit er seinen Freunden beistehen kann, und was noch irgend in mir ist, soll denen Unglücklichen gewidmet sein, die gewiß, wenn sie wieder zu sich selbst kommen, ihr gegenwärtiges Betragen bereuen werden. Ja," fuhr er fort, „ich fühle, daß ihr bedürfet, und was an mir ist, will ich euch geben, wenn ihr

noch einiges Vertrauen auf mich habt, wenn ich es die Zeit her, da wir zusammen waren, um euch verdiente! Nehmt dieses Versprechen von mir zur Beruhigung für diesen Augenblick! Wer will es im Namen aller von mir empfangen?" Hier reckte er seine Hand aus und rief: „Ja, ich sage euch zu, daß ich nicht eher von euch weichen, euch nicht eher verlassen will, als bis ein jeder doppelt und dreifach so viel erworben, als er verloren, als bis ihr den Zustand, worin ihr, es sei durch wessen Schuld es wolle, euch gegenwärtig versetzt seht, völlig vergessen und mit einem glücklichern vertauscht." Er reckte seine Hand hin, und niemand wollte sie fassen. „Ich verspreche es noch einmal", rief er aus, indem er auf sein Kissen zurücksank. Alles war stille, sie waren beschämt, aber nicht getröstet, und Philine, auf ihrem Koffer sitzend, knackte Nüsse auf, die sie in ihrer Tasche gefunden hatte.

Viertes Kapitel

Der Bediente kam mit einigen Leuten zurück und machte Anstalten, den Verwundeten wegzuschaffen; er hatte den Pfarrer des Orts überredet, den Fremden aufzunehmen und für ihn zu sorgen, er ließ Philinens Koffer mit forttragen und fand es ganz natürlich, daß sie folgte. Mignon schloß sich an, der Kranke ward in das Pfarrhaus gebracht, und es ward ihm ein weites Ehebette, das schon lange als Gast- und Ehrenbette für gute Freunde bereitstund, eingegeben. Hier bemerkte man erst, daß die Wunde aufgegangen war und stark geblutet hatte; man mußte für einen neuen Verband sorgen. Der Kranke verfiel in ein Fieber, das sich verschlimmerte, je weiter es in die Nacht kam. Philine wartete ihn treulich, und als sie die Müdigkeit übermeisterte, löste sie der Harfenspieler ab; Mignon war mit dem festen Vorsatz, zu wachen, in einer Ecke eingeschlafen. Des Morgens, als sich der Kranke ein wenig erholt hatte, verlangte er den Bedienten zu sprechen, der, wie man ihm sagte, nur auf sein Erwachen wartete, um wieder wegzureiten. Er erfuhr von diesem Menschen, daß die vornehme Herrschaft, die ihnen gestern zu Hülfe gekommen, den Kriegsbewegungen auszuweichen, ihre Güter verlassen habe, um in sicherere Gegenden zu ziehen; er nannte den ältlichen Herrn und seine Nichte, den Ort, wo sie sich künftig aufzuhalten gedächten, er erklärte Wilhelmen, wie das Fräulein ihm Ordern gegeben, für die Verlaßnen Sorge zu tragen: er habe aus dem benachbarten Städtchen einen Chirurgus herbeigeholt und wolle nun, sobald er den Kranken

wieder verbunden wisse, sich aufsetzen und seiner Herrschaft nachreiten. Der hereintretende Wundarzt unterbrach die lebhaften Danksagungen, welche Wilhelm dem Bedienten aufzutragen angefangen hatte, jener fand die Wunde nicht gefährlich, die Kontusion am Haupte von keinen Folgen, nur verlangte er ausdrücklich, daß der Patiente sich ruhig halten, sich abwarten solle.

Nachdem der Bediente weggeritten war, erzählte Philine, die sich gleich einfand, daß ihr derselbe einen Beutel mit zwanzig Louisdor zurückgelassen, den Hauswirt auf drei bis vier Wochen reichlich bezahlt und ihr auf das ernstlichste befohlen habe, den Kranken zu warten; sie habe das um so viel lieber angenommen, als der Fremde sie für Wilhelms Frau gehalten, unter welcher Qualität sie sich nun bei ihm introduziere. Sie brachte ihm auch sogleich Tee, machte alle Anstalten einer Wärterin.

„Philine", sagte Wilhelm, „ich bin Ihnen bei diesem Unfall, der uns begegnet, schon manchen Dank schuldig worden, und ich wünschte nicht, meine Verbindlichkeiten gegen Sie vermehrt zu sehen. Ich bin unruhig, solange Sie um mich sind, denn ich weiß nichts, womit ich Ihnen die Mühe vergelten kann; geben Sie mir meine Sachen, die Sie in Ihrem Koffer gerettet haben, heraus, schließen Sie sich an die übrige Gesellschaft an, suchen Sie ein ander Quartier, nehmen Sie meinen Dank und die goldne Uhr als eine kleine Erkenntlichkeit, nur verlassen Sie mich, Ihre Gegenwart beunruhigt mich mehr, als Sie glauben."

Sie lachte ihm ins Gesicht, als er geendigt hatte. „Du bist ein Tor", sagte sie, „du wirst nicht klug werden, ich weiß besser, was dir gut ist, ich werde bleiben, ich werde mich nicht von der Stelle rühren. Auf den Dank der Männer habe ich niemals gerechnet, also auch auf deinen nicht, und wenn ich dich liebhabe, was gehts dich an?"

Sie hatte sich bald bei dem Pfarrer und seiner Familie eingeschmeichelt, indem sie immer lustig war, jedem etwas zu schenken, jedem nach dem Sinne zu reden wußte und dabei immer tat, was sie wollte.

Wilhelm befand sich nicht übel dabei, der Chirurgus, ein wackerer und geschickter Mann, brachte ihn bald auf den Weg der Besserung, und es würde uns von dieser Seite für ihn wenig zu tun übrigbleiben, wenn nicht von andern neue Bekümmernisse aufstiegen und neue Sorgen drohten.

Fünftes Kapitel

Mignon war einige Tage sehr still gewesen, und als man in sie drang, gestand sie endlich, daß ihr rechter Arm verrenkt sei. „Das hast du deiner Verwegenheit zu danken", sagte Philine und erzählte dabei, wie das Kind im Gefechte seinen Hirschfänger gezogen und, als es seinen Freund in Gefahr gesehen, wacker auf die Freibeuter zugehauen habe, bis endlich einer es beim Arm ergriffen und auf die Seite geschleudert. Man schalt sie, daß sie das Übel nicht eher entdeckt, doch man merkte wohl, daß es darum geschehen, um dem Chirurgus, der sie immer für einen Knaben gehalten, ihr Geschlecht nicht bekannt werden zu lassen. Man sorgte für sie, und sie mußte nunmehr den Arm in der Binde tragen. Es war ihr das um so empfindlicher, da sie den besten Teil der Pflege und Wartung Philinen überlassen mußte, und die angenehme Sünderin ließ es sich darum nur angelegener sein.

Eines Morgens, als Wilhelm erwachte, fand er sich mit ihr in einer sonderbaren Nähe. Er war auf seinem weiten Lager schlafend ganz an die hintere Seite gerutscht, Philine lag quer über den vorderen Teil hingestreckt, sie schien auf dem Bette sitzend und lesend eingeschlafen zu sein. Ein Buch war ihr aus der Hand gefallen, sie war zurück und mit ihrem Kopf nahe an seine Brust gesunken, über die sich ihre blonden, aufgelösten Haare wie stromweise ausbreiteten. Die Unordnung des Schlafs erhöhte mehr als Kunst und Vorsatz ihre Reize, eine kindische, lächelnde Ruhe schwebte über ihrem Gesichte, er sah sie eine Zeitlang an und schien sich selbst über das Vergnügen zu tadeln, womit er sie ansah, ja wir wissen nicht, ob er seinen jetzigen Zustand segnete oder verwünschte, der ihm auch die geringste Bewegung nicht zuließ. Einen kleinen Versuch mochte er denn doch machen, und zwar nicht ganz geschickt, denn sie regte sich bald, und indem sie erwachte, schloß er die Augen leise zu, um ihr nicht zu bekennen, daß er sie so gefunden habe; unterdessen konnte er nicht lassen, mit blinzenden Augenlidern nach ihr zu sehen, wie sie sich zurechtputzte und wegging, nach dem Frühstück zu fragen.

Wilhelm hatte sich verschiedenemal nach Frau Melina und der übrigen Gesellschaft erkundigen lassen, und man war seinen Boten immer unartig begegnet. „Es ist kein Wunder", sagte Philine, „denn ich höre, der Bediente hat auch ihnen Geld gebracht; wenn es aufgezehrt ist, werden sie es schon näher geben." Auch kam Melina würklich nach einigen Tagen und erzählte mit einer anscheinenden Kälte, daß er

nunmehr gesonnen sei, mit der Gesellschaft abzureisen. Er verlangte von Wilhelmen ohne große Umstände einigen Vorschuß, den er ihm, sobald sie in H*** wieder zusammentreffen würden, sogleich erstatten wolle.

Wilhelm bewilligte die Forderung, und Philine mußte wider ihren Willen den Beutel ziehen. Sie ward verdrüßlich, als Wilhelm von ihr verlangte, sie sollte mit der übrigen Gesellschaft aufbrechen, und Melina dagegen versicherte, daß er sie nicht mitnehmen werde. Nur kurze Augenblicke verließ sie ihr Gleichmut, denn schnell erholte sie sich wieder, sagte scherzend: „Ich brauche euch beide nicht und will auch ohne euch den Weg schon finden."

Nach und nach kamen einige, von Wilhelmen Abschied zu nehmen, und als er nach dem leichtsinnigen Knaben fragte, den wir in der Gestalt eines Perückenmachers haben kennenlernen, vernahm er, daß derselbe sich vom Waldplatz verloren und nicht wieder zum Vorschein gekommen. Die Abreise der Gesellschaft verzögerte sich einige Tage, weil es bald an diesem, bald an jenem ermangelte.

Eines Morgens brachte Mignon Wilhelmen die Nachricht ans Bette, daß Philine in der Nacht abgereist sei, sie habe im Nebenzimmer alles, was ihm zugehöre, sehr ordentlich zusammengelegt, und im Hause sagten sie, als diesen Morgen der Postwagen vorbeigefahren, habe sie halten lassen, ihren Koffer aufgepackt und sei mit weggefahren. Er hatte Ursache, froh zu sein, daß er sie losgeworden, auch dachte er weiter nicht sonderlich darüber. Er hing vielmehr seinen Gedanken und Einbildungen nach, die ihn mehr als jemals auf das angenehmste beschäftigten.

Unaufhörlich rief er sich jene Begebenheit zurück, welche einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüte gemacht hatte. Er sah die schöne Amazone reitend aus den Büschen hervorkommen, sich ihm nähern, absteigen, sich bemühen, hin und wider gehen, er sah das umhüllende Kleid von ihren Schultern fallen, ihr Gesicht, ihre Gestalt glänzen und verschwinden. Tausendmal wiederholte seine Einbildungskraft die Szene, tausendmal rief er sich den Klang ihrer süßen Stimme zurück, ebensooft beneidete er Philine, die ihre Hand geküßt hatte, und ebensooft würde er diese Geschichte für einen Traum, für ein Märchen gehalten haben, wenn nicht das Kleid zurückgeblieben wäre, welches ihm die Gewißheit der Erscheinung versicherte.

Mit der größten Sorgfalt für dieses Gewand war das lebhafteste Verlangen verbunden, sich damit zu bekleiden. Des Morgens, sobald er aufstand, warf er es über und war den ganzen Tag in Sorgen, es

möchte ein Flecken oder sonst ein Schade durch den Gebrauch daran-kommen. Die Gesellschaft reiste ab, und er ließ sie unter dem Vorwande, als wenn er sich noch nicht auf den Weg wagen dürfte, ziehen, im Herzen aber hatte er ganz andere Gesinnungen.

Die beiden waren bei ihm geblieben, der Harfner, den er brauchte, und Mignon, den er nicht entbehren konnte.

Sechstes Kapitel

Er hatte sich einen Plan ausgesonnen. Erst wollte er die hülfreiche Herrschaft aufsuchen, um seine Dankbarkeit an den Tag zu legen, als-dann der wandernden Truppe nachfolgen, um, wie er es zugesagt, bei seinem Freunde, dem Direktor in H***, für sie die möglichsten Vorteile zu erhalten. Das Verlangen, seine Erretterin wiederzusehen, wuchs mit jedem Tage, und er beschloß zuletzt, auf das baldigste seinen Weg an-zutreten. Er ging mit dem Geistlichen zu Rate, wo der Ort liege, den die edle Familie zu ihrem Sitze während des Krieges erwählt, und ob nicht etwa von ihr selbst einige Nachrichten irgendwo zu finden sein möchten. Der Pfarrer, der hübsche Kenntnisse hatte, durchblätterte Büschings Geographie, durchsuchte die Karte, schlug genealogische Hand-bücher auf und konnte weder den Namen des Orts in allen nieder-sächsischen Gegenden noch unter dem ganzen Reichsadel einen ähnlichen Familiennamen finden.

Wilhelm wurde unruhiger und immer unruhiger, je länger es währte, und seine Unruhe verwandlete sich endlich in Bestürzung, als der Harfen-spieler ihm entdeckte, er habe Ursache zu glauben, daß der Bediente den wahren Namen der Herrschaft verschwiegen und, es sei, aus welcher Ursache es wolle, einen falschen angegeben. Der Alte erhielt Auftrag, der Spur zu folgen, allein dadurch gewann man der Hoffnung nur wenige Tage Frist, er kam zurück und brachte keine befriedigende Nachricht.

Bei der lebhaften Bewegung des Kriegs hatte man in den umliegen-den Orten auf so viel Reuter mehr oder weniger nicht achtgegeben, die Gesellschaft hatte auch, wie es schien, jene Nacht noch eine Strecke Wegs zurückgelegt, so daß der ausgesendete gute Alte keine Spur finden, geschweige verfolgen konnte, ja er mußte sich zuletzt, weil er in Gefahr kam, für einen Juden und Spion angesehen zu werden, zurückziehen und ohne Ölblatt vor seinem Herrn und Freunde erscheinen. Er legte strenge

Rechenschaft ab, wie er dem Auftrage gehorcht, um allen Verdacht von Nachlässigkeit von sich abzulehnen. Er suchte auf alle Weise die Betrübnis Wilhelms zu lindern, rief in sein Gedächtnis zurück, was er von jenem Bedienten erfahren, und brachte jede Mutmaßung vor, zu der ihm dessen Reden Gelegenheit gegeben hatten. Wilhelm wurde wenig hierdurch erbaut, weil sich dadurch nichts von allem dem, was er zu wissen verlangte, raten noch schließen ließ. Eine einzige Aufklärung war ihm wichtig, indem er darnach einige rätselhafte Worte der schönen Verschwundenen deuten konnte.

Die räuberische Bande hatte eigentlich nicht der armen wandernden Truppe, sondern jener Herrschaft aufgepaßt, von deren Zug sie Nachricht gehabt, und welche an dem bestimmten Orte zu überfallen sie nach der ganzen Stellung des Kriegstheaters höchst sonderbare und forcierte Märsche mußte gemacht haben, wenn es anders würklich Truppen waren, woran man noch zu zweifeln hatte. Glücklicherweise für die Vornehmen und Reichen waren die Geringen und Armen zuerst auf den Platz gekommen und hatten das Schicksal erlitten, das jenen zubereitet war. Darauf bezogen sich auch die Worte der jungen Dame, deren sich Wilhelm noch gar wohl erinnerte. Wenn er nun vergnügt und glücklich sein konnte, daß ein vorsichtiger Genius ihn zum Opfer, eine vollkommene Sterbliche zu retten, bestimmt hatte, so war er doch dagegen nahe an der Verzweiflung, daß er sie nicht wiederfinden, nicht wiedersehen sollte und dieser schönen Hoffnung wenigstens für den Augenblick gänzlich entsagen mußte.

Siebentes Kapitel

Wilhelm empfand einige Tage Philinens Abwesenheit; er hatte an ihr eine treue Wärterin, eine muntere Gesellschaft verloren, er war nicht mehr gewohnt, allein zu sein. Mignon suchte die Lücke aufs beste auszufüllen, denn seitdem jene leichtfertige Schöne mit ihren Bemühungen und Freundlichkeiten den Verwundeten gleichsam umstellt, hatte sich die Kleine zurückgezogen und war stille für sich geblieben, nun aber, da sie wieder freies Feld gewann, öffnete sich die ganze Lebhaftigkeit, mit der sie unserm Freunde zugetan war; sie war eifrig, ihm zu dienen, und munter, ihn zu unterhalten. Auch ofte, wenn er las oder für sich denken wollte, unterbrach sie ihn mit Fragen, ob er Eltern habe und Geschwister und wie es in seinem Hause aussehe. Er fing an zu antworten, und unter dem Erzählen, indem er des Kindes Verlangen befriedigte, ward

ihm der Zustand der Seinigen, die er so lange aus dem Gesicht verloren, wieder lebendig.

Und nun regte sich in ihm der alte Kampf. Er tadelte sich und sein unverzeihliches Hinschlendern, daß er nicht nach Hause geschrieben, nicht von sich Nachricht gegeben; er nahm sichs vor und verschobs.

An eine Rückkehr zu den Seinigen war gar nicht zu denken. Er hatte in H*** zu tun, er wollte einen Brief von Melina abwarten, er fühlte sich als Schuldner der mißgeleiteten Gesellschaft. Er überlegte, dachte und hatte hundert Ursachen, dahin zu gehen, wohin ihn sein Herz trieb. Und so versäumte er natürliche, angeborne Pflichten, indem er willkürliche, selbstaufgeladene heilig hielt.

Doch läßt sich auch manches zu seiner Entschuldigung sagen, besonders dürfen wir nicht verschweigen, daß er stille die Spur Mariannens aufsuchte, die er in H*** vielleicht anzutreffen hoffte. Wir haben lange dieses Fadens nicht erwähnt, der durch sein ganzes Dasein fortzog. Er gestand sich selbst kaum das heimliche Verlangen, sie wiederzufinden, sie in seine Arme zu schließen und sie wegen seiner Härte um Vergebung zu bitten. Seine ersten Träume, seine Hoffnungen wachten wieder bei ihm von Zeit zu Zeit auf, und die sehnlichsten Erinnerungen banden ihn wieder ans Theater, ja sogar an die schlechte Gesellschaft. Nur seit der Erscheinung jener zu bald verschwundenen Heiligen nahm sein Gemüt eine andere Richtung. Sich ihr nahen, wie er sehnlich wünschte, hieß schon aus dem Zustande heraustreten, in dem er sich befand, und ein zwiespältiges Verlangen zog ihn aus einer Welt in die andere.

Sein Gemüt abzuleiten, seinen Empfindungen eine andere Wendung zu geben, war nichts geschickter als die Schakspearischen Schriften, denen er sich von Tag zu Tag mehr ergab. Besonders hatte Hamlet alle seine Aufmerksamkeit angezogen.

Wir haben schon im vorigen Buche gesehn, daß er die Rolle des Prinzen studiert, und es ist natürlich, daß er mit den stärksten Stellen, den Selbstgesprächen und jenen Auftritten angefangen, wo Kraft der der Seele, Erhebung, Lebhaftigkeit Spielraum haben und ein freies, edles Gemüt in gefühlvollem Ausdrucke sich zeigen kann. Auch die Last der tiefen Schwermut war er geneigt auf sich zu nehmen, und die Übung der Rolle verschlang sich dergestalt in sein einsames Leben, daß endlich er und Hamlet eine Person zu werden anfingen.

Zuletzt, da er einzelne Stellen genug durchgearbeitet hatte, nahm er das Ganze in einer Folge vor sich, und da wollte manches nicht passen;

bald schien sich der Charakter, bald der Ausdruck zu widersprechen, und es kam unserm Freunde fast unmöglich vor, einen Ton zu finden, in welchem die ganze Rolle, mit allen ihren Abweichungen und Schattierungen, gespielt werden könnte. Er bemühte sich lange in diesem Labyrinthe vergebens, bis er endlich einen Weg fand, auf dem er zu seinem Ziele zu gelangen hoffte. Er ging das Stück nunmehr bloß in der Absicht durch, um zu sehen, was von dem Charakter Hamlets vor dem Tode seines Vaters sich für eine Spur zeige, und er glaubte sie bald gefunden zu haben.

Sanft und edel geboren, wuchs die königliche Blume unter den unmittelbaren Einflüssen der Majestät hervor. Der Begriff des Rechten und der fürstlichen Würde, das Gefühl des Guten und Anständigen und der Höhe seiner Geburt entwickelten sich zugleich in ihm, er war ein Fürst, ein geborner Fürst, und wünschte zu regieren, nur damit der Gute ungehindert gut sein möchte. Angenehm von Gestalt, gesittet von Natur, gefällig von Herzen aus, das Muster der Jugend und die Freude der Welt, ohne irgendeine vorstehende Leidenschaft, war seine Liebe zu Ophelien ein stilles Vorgefühl süßer Bedürfnisse und sein Eifer zu ritterlichen Übungen durch das Lob geschärft, das man einem Dritten beilegte; er kannte die Redlichen und wußte die Ruhe zu schätzen, die ein aufrichtiges Gemüt an dem aufrichtigen Busen des Freundes genießt. Bis auf einen gewissen Grad hatte er in Künsten und Wissenschaften das Gute und Schöne erkennen und würdigen gelernt. Das Abgeschmackte war ihm zuwider, und wenn in seiner zarten Seele der Haß aufkommen konnte, so war es nur eben so viel, um bewegliche, falsche, armselige Höflinge zu verachten und spöttisch mit ihnen zu spielen.

Gelassen in seinem Wesen, in seinem Betragen einfach, weder im Müßiggange behaglich, noch allzu begierig nach Beschäftigung, halb verwöhnt durch ein akademisches Hinschlendern, mehr Fröhlichkeit der Laune als des Herzens, ein guter Gesellschafter, nachgiebig, bescheiden, besorgt und eher eine Beleidigung vergessend, die man ihm, als die man dem Rechten, Guten und Anständigen antut.

Nachdem sich Wilhelm diese Züge gesammelt und sie mit Stellen belegt, ward ihm der Begriff viel leichter, nur sah er zum voraus, daß er einen großen Teil der Stellen anders, als er sie bisher rezitiert, künftig werde behandeln müssen.

Es war über dieser Arbeit Abend geworden, und unvermerkt schwebte das Bild der hülfreichen Schönen wieder vor seinem Gemüte; er hing

den süßen Vorstellungen nach, und ein Verlangen bemächtigte sich seiner, das er nie in seinem Busen gefühlt.

Mignon und der Alte hatten schon eine Weile in dem Nebenzimmer zur Harfe gesungen, endlich machte eine unbekannte Melodie unsern Freund aufmerksam, er horchte, Mignon sang:

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh ich ans Firmament
Nach jener Seite.

Ach der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite!
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Ach wer die Sehnsucht kennt!
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide.

Achtes Kapitel

Die sanften Lockungen des lieben Schutzgeistes konnten unsern Freund nicht auf den rechten Weg bringen, die Unruhe, die er empfand, ward nur durch den Gesang vermehrt, eine heimliche Glut bewegte sich in seinen Adern, bestimmte und unbestimmte Gegenstände wechselten in seiner Seele und erregten ein unwiderstehliches Verlangen; bald wünschte er sich ein Roß, bald Flügel, und indem es ihm unmöglich schien zu bleiben, sah er sich erst um, wohin er begehre.

In den Faden seines Schicksals hatten sich so viele Knoten geknüpft, die sich entweder immer mehr verwirren oder endlich auflösen mußten. Oft, wenn er ein Pferd traben oder einen Wagen rollen hörte, schaute er eilig zum Fenster hinaus, mit der Hoffnung, es werde jemand sein, der ihn aufsuchte, und wäre es auch nur durch Zufall, ihm Nachricht, Gewißheit und Freude brächte! Er machte sich hundert Geschichten, wie sein Schwager Werner in diese Gegend kommen und ihn überraschen könnte, wie Marianne vielleicht erscheinen dürfte. Der Ton eines jeden Posthorns (denn die Straße ging durch den Ort) setzte ihn in Bewegung. Am wahrscheinlichsten aber war es, daß ihm Melina von seinem Schicksale Nachricht geben werde, und am angenehmsten beschäftigte ihn der

Gedanke, daß der Bediente wiederkommen und ihm den Aufenthalt der trefflichen Schönen entdecken könnte. Dieser letzte Gedanke hielt ihn, ohne daß er es fast selbst wußte, an dem elenden Aufenthalt am festesten.

Eine angenehme Vorstellung folgte der andern, bis sein Gemüt durch eine Reihe von Bildern und Beobachtungen auf einen Gegenstand geführt wurde, der immer widriger und unerträglicher wurde, je näher er ihn beleuchtete. Es war das Andenken seiner unglücklichen Heerführerschaft, das ihn so sehr schmerzte. Denn ob er sich gleich am Abende jenes bösen Tages vor der Gesellschaft so ziemlich herausgeredet hatte, so konnte er sich doch selbst seine Schuld nicht verleugnen und mußte sie sich auf alle Weise zuschreiben. Er hatte das Vertrauen auf sich rege gemacht, den Willen der übrigen gelenkt und war, von Unerfahrenheit und Kühnheit geleitet, vorangegangen; alle folgten mutig, es ergriff sie eine Gefahr, der sie nicht gewachsen waren. Laute und stille Vorwürfe verfolgten ihn, und wenn er der irregeführten Gesellschaft nach dem empfindlichen Verluste zugesagt hatte, sie nicht zu verlassen, bis er ihnen das Verlorne mit Wucher ersetzt, so war dies wieder eine neue Verwegenheit, womit er ein allgemeines, ausgeteiltes Übel auf seine einzelne Schultern zu nehmen sich vermaß, und es drangen ihn nicht etwa nur Aufspannung, Laune oder Verlegenheit des Augenblicks. Jenes gutmütige Hinreichen seiner Hand, die keiner anzunehmen würdigte, war nur eine leichte Förmlichkeit gegen das Gelübde, das ihnen sein Herz getan hatte; er sann den Mitteln nach, ihnen nützlich und wohltätig zu sein, und so mannigfaltig er sie auch dachte, waren sie doch nicht hinreichend, den Druck von seiner Seele zu nehmen, der ihm in traurigen Stunden schwer auflag.

In einem so wunderbaren Kreise wurden seine Gedanken herumgeführt, und er wäre vielleicht noch lange in demselben wie ein Gebannter herumgegangen, wenn ihn nicht ein Brief von Melina aus seiner Träumerei herausgerissen und ihn nach H*** gefordert hätte. Dieser Arme befand sich in einer bedrängten Lage, denn der Direktor wollte nichts von ihm noch von den Seinigen wissen; wenn also noch etwas auszurichten war, konnte es nur durch Wilhelms Gegenwart geschehen. Er brach also mit seinen beiden Gefährten auf, und das wunderbare Kleeblatt langte bald an dem lebhaften und gewerbereichen Orte an, wo neue sonderbare Ereignisse auf sie warteten.

Wilhelm eilte, seinen alten Freund Serlo (so wollen wir den Direktor nennen) zu besuchen.

Dieser empfing ihn mit offnen Armen und rief ihm von weitem entgegen: „Mein lieber Meister, sehe ich Sie, erkenne ich Sie wieder?“ — „Stille“, versetzte Wilhelm, indem er ihn umarmte, „ich heiße jetzo Geselle, unter diesem Namen habe ich nur bisher erscheinen dürfen.“ — „Gut, mein Freund“, sagte Serlo, indem er die Ankömmlinge betrachtete, „Sie haben sich wenig oder nicht geändert; ist Ihre Liebe für die edelste Kunst noch immer so stark und lebendig? Ich erfreue mich so sehr über Ihre Ankunft, daß ich fast vergesse, wie stark ich über Sie zu klagen Ursache habe.“ — „Wieso?“ versetzte Wilhelm, der schon ohngefähr merkte, wo diese Anrede hinauswollte.

„Sie sind mir“, sagte Serlo, „nicht wie ein guter Geselle begegnet, Sie haben mich in Ihrem letzten Brief wie einen großen Herrn behandelt, dem man mit gutem Gewissen unbrauchbare Leute empfehlen darf. Sie bedenken nicht, daß wir unser Brot verdienen müssen. Ihr Melina mit den Seinigen ist wahrhaftig zu gar nichts zu gebrauchen.“

Wilhelm wollte etwas zu ihren Gunsten sprechen, aber Serlo fing an, eine so unbarmherzige Schilderung von ihnen zu machen, daß unser Freund sehr zufrieden war, als ein Frauenzimmer in das Zimmer trat, die das Gespräch unterbrach und ihm sogleich als Schwester Aurelia von seinem Freunde vorgestellt ward. Dieses fürtreffliche Frauenzimmer, eine junge Witwe, empfing ihn auf das freundschaftlichste, und ihre Unterhaltung war so angenehm, daß er nicht einmal den entschiedenen Zug des Kummers gewahr wurde, der sich ihres geistreichen Gesichts bemächtiget hatte. Man sprach von den neusten Stücken, über den gegenwärtigen Geschmack. Man kam von einem in das andere, und Wilhelm verfehlte nicht, seinen Hamlet gelegentlich vorzubringen, der ihn so sehr beschäftigte. Serlo versicherte, daß er gerne die Rolle des Polonius gespielt hätte, und sagte zu seiner Schwester: „Du übernimmst wohl Ophelien?“ Das Lächeln, womit er es aussprach, mißfiel Wilhelmen, denn es schien etwas Beleidigendes zu haben. Aurelie antwortete gelassen und kalt: „Warum nicht?“

Wilhelm fing nun nach seiner Art an, recht weitläufig und sehr lehrreich zu werden, wie er seinen Hamlet gespielt haben wolle.

Er legte ihnen die Resultate ausführlich hin, welche aufzusuchen wir ihn im vorigen Kapitel beschäftigt gesehen, und gab sich alle Mühe, seine Meinung annehmlich zu machen, so sehr sie ihm Serlo als Hypothese in Zweifel ziehen wollte. „Nun gut“, sagte dieser zuletzt, „wir geben Ihnen alles zu, was wollen Sie weiter daraus erklären?“ —

„Vieles! alles!“ versetzte Wilhelm. „Nehmen Sie einen Prinzen, wie ich ihn geschildert habe, dessen Vater unvermutet stirbt. Ehrgeiz und Sucht, zu gebieten, sind nicht die Leidenschaften, die ihn beleben; er hatte es sich so gefallen lassen, Sohn eines Königs zu sein, nun sieht er sich auf den Abstand, der König und Untertan scheidet, aufmerksamer zu werden erst genötigt. Das Recht zur Krone war nicht erblich, und doch hätte ein längeres Leben seines Vaters die Ansprüche eines einzigen Sohnes fester gemacht und ihn zum künftigen Könige bestimmt. Dagegen fühlt er sich so arm an Gnade, an Gütern, fremd in dem, was er von Jugend auf als sein Eigentum betrachtete, und hier nimmt sein Gemüt die erste traurige Richtung; er fühlt sich nicht mehr zu sein als jeder Edelmann, er gibt sich für einen Diener eines jeden. Nicht höflich, nicht herablassend, nein, herabgesunken, bedürftig.

Nach seinem vorigen Zustande blickt er nur wie nach einem verschwundenen Traum. Vergebens, daß sein Oheim ihn aufmuntert, ihm seine Lage aus einem andern Gesichtspunkte zeigen will, die Empfindung seines Nichts bleibet ihm.

Der zweite Schlag, der ihn traf, verletzte tiefer, beugte noch mehr. Es ist die Heurat seiner Mutter. Ihm, einem treuen, zärtlichen Sohn, blieb, da sein Vater starb, eine Mutter noch übrig. Wenn er die Heldengestalt jenes großen Abgeschiedenen verehrte, konnte er es in Gesellschaft einer hinterlaßnen edlen, treuen Mutter tun. Diese verliert er nun auch, schlimmer als durch den Tod. Das zuverlässige Bild, das sich ein wohlgeratnes Kind so gern von seinen Eltern macht, verschwindet. Bei dem Toten ist keine Hülfe und an der Lebendigen kein Halt. Sie ist auch ein Weib! Unter dem allgemeinen Geschlechtsnamen Gebrechlichkeit ist nun auch sie begriffen.

Nun erst fühlt er sich recht gebeugt, nun erst verwaist, und kein Glück in der Welt vermag ihm wiederzugeben, was er verloren hat. Er ist nicht traurig, nicht nachdenklich von Natur; diese Trauer, dieses Nachdenken wird ihm zur schweren Bürde. So sehen wir ihn auftreten. Ich glaube nicht, daß ich etwas übertreibe.“

Serlo sah seine Schwester an und sagte: „Habe ich dir ein falsches Bild von unserm Freunde gemacht? Er fängt gut an, er wird uns noch manches vorerzählen und viel überreden.“ Wilhelm schwur hoch und teuer, daß er nicht überreden, sondern überzeugen wolle, und bat nur noch einen Augenblick Geduld. „Denken Sie sich diesen Jüngling, diesen Fürstensohn recht lebhaft, vergegenwärtigen Sie sich seine Lage und

dann beobachten Sie ihn, wenn er erfährt, die Gestalt seines Vaters erscheine; stehen Sie ihm bei in der schröcklichen Nacht, wenn der ehrwürdige Geist selbst vor ihm auftritt! Ein ungeheures Entsetzen ergreift ihn, er redet die Wundergestalt an, sieht sie winken, folgt — und hört, und was hört er? Die schröcklichste Anklage wider seinen Oheim! Aufforderung zur Rache und die dringende wiederholte Bitte: Erinnre dich mein! Und wie der Geist verschwunden, wen sehen wir vor uns stehen? Einen jungen Helden, der nach Rache schnaubt? Einen gebornen Fürsten, der sich glücklich fühlt, gegen den Usurpator seiner Krone doppelt und dreifach aufgefordert zu werden? Nein! Staunen und Trübsinn überfällt ihn, er schwört, den Abgeschiednen nicht zu vergessen. Er wird über die lächelnden Bösewichter bitter und schließt mit dem bedeutenden Seufzer: Die Zeit ist aus dem Gelenke! weh, daß ich geboren ward, sie wiedereinzurichten!

In diesen Worten, dünkt mich, liegt der Schlüssel zu Hamlets ganzem Betragen, und mir ist deutlich, daß Schakspear habe schildern wollen: eine große Tat, auf eine Seele gelegt, die der Tat nicht gewachsen ist.

Und dieses finde ich in dem Stücke fürtrefflich ausgeführt. Hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäße gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinem Schoß hätte aufnehmen sollen; die Wurzeln dehnen sich aus, und das Gefäß wird zernichtet.

Ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Last zugrunde, die es weder tragen noch abwerfen kann. Jede Pflicht ist ihm heilig, diese zu schwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Menschenunmögliche, nein, das ihm Unmögliche! Wie er sich windet, dreht, ängstigt, vor- und zurücktritt, immer erinnert wird, sich immer erinnert und zuletzt fast seinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne jedoch jemals wieder froh zu werden."

Neuntes Kapitel

Ihre Unterredung ward durch mehrere Personen unterbrochen, die nach und nach hereinkamen, und zwar waren es Virtuosen und Schauspieler, deren sehr verschiedne Gesinnungen darin übereinkamen, daß ein jeder gerne ganz nach seinem Sinne lebte.

Philibert, ein junger vortrefflicher Klarinettiste, trat in vollem Verdruß und Eifer herein, daß das Publikum seinem Freunde, einem trefflichen

Violoncellisten, wofür er ihn hielt, nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es sei sein Freund, rief er aus, und Kabale solle gewiß nicht über ihn Herr werden; er wolle selbst keinen Ton mehr hören lassen, wenn jener nicht auch gehört und bezahlt würde.

Tarconi, ein gelehrter Komponiste, und einige Schauspieler vermehrten die Gesellschaft, und da ein jeder nur von sich selbst zu sprechen gewohnt war, ward das Gespräch bald allgemein, nur daß die Sprünge des Dialogs desto seltsamer schienen. Zuletzt trat Horatio, der beliebte Violinist, herein. Die Größe und Schönheit seiner Gestalt ergötzte jeden, der ihn sah, die Weichheit seines Wesens, mit einem männlichen Anstande verbunden, öffnete ihm die Gemüter, und wenn er gar sein Instrument ergriff, so verzieh man Raffaelen, daß er seinen Apollo statt der Leier mit der Violine vorgestellt habe. In sich gezogen, war er von wenigen Worten, seine ganze Seele schien bloß über den Saiten zu schweben, um den Geist, der in ihnen schlief, zu wecken und ihn zu einer geheimen Unterredung mit dem seinigen einzuladen. Über diesem Gespräch, das er allein mit wenigen Eingeweihten ganz verstund, schmolzen die Herzen seiner Zuhörer, und schon der Widerklang der Harmonie, die ihn ganz ausfüllte, konnte sie glücklich machen.

Auch trat Melina zuletzt auf, an Wesen und Kleidern die ärmlichste Figur, eben als wenn er das Leben der andern, ihre Geschicklichkeit und Unarten, ihren Übermut und Unzufriedenheit, ihre Torheit und Schwächen höchstens nur zu protokollieren imstande sein möchte.

Aber Aurelia schien an allem, was vorging, wenig Anteil zu nehmen, vielmehr führte sie zuletzt unsern Freund in ein Seitenzimmer, und indem sie an ein Fenster trat und den gestirnten Himmel anschaute, sagte sie zu ihm: „Sie sind uns manches über Hamlet schuldig geblieben; ich will zwar meinen Bruder nicht der übrigen guten Sachen berauben, die Sie noch auszuführen haben, lassen wir den Prinzen und sprechen Sie mir von Ophelien."

„Von ihr läßt sich nicht viel sagen," versetzte Wilhelm, „wiewohl mit wenig Zügen von Meisterhand ihre Gestalt vollendet ist.

Reife süße Sinnlichkeit! Ihre Neigung zu dem Prinzen, auf dessen Hand sie Anspruch machen darf, ist so geradehin sich selbst überlassen, daß Vater und Bruder beide fürchten, warnen. Der Wohlstand, wie der leichte Flor auf ihrem Busen kann die Bewegung ihres Herzens nicht verbergen und wird vielmehr selbst ihr Verräter. Ihre Einbildungskraft ist angesteckt, in stiller Bescheidenheit atmet sie Verlangen, Liebe,

und wenn die bequeme Göttin Gelegenheit das Bäumchen schüttelt, so fällt die Frucht."

„Und nun," sagte Aurelie, „wenn sie sich verlassen sieht, verstoßen, verschmäht, in der Seele ihres wahnsinnigen Geliebten das Höchste zum Tiefsten verkehrt, da er ihr statt des süßen Bechers der Liebe den bittern Kelch der Leiden hinreicht?"

„Es bricht ihr Herz", versetzte Wilhelm, „das ganze Gerüste ihres Daseins rückt aus seinen Fugen, der Tod ihres Vaters kommt dazu, und das schöne Gebäude stürzt völlig zusammen."

Wilhelm hatte nicht bemerkt, mit welchem Ausdruck Aurelie ihre letzten Worte gesprochen hatte. Wenn von Kunst die Rede war, dachte er nur ans Werk und an dessen Vollkommenheit, nicht an die Würkung, die es auf die Menschen tut, deren jeder nur eignen Schmerz und eigne Freude in dem Schicksale eines andern und in den Bildern der Kunst mit- und nachempfindet.

Noch immer hatte Aurelia ihr Haupt mit ihren Armen unterstützt und ihre Augen gen Himmel gewendet, die sich mit Tränen füllten. Lange hielt sie ihren Schmerz zurück, bis sie ihn endlich nicht länger verbarg. Sie faßte den Erstaunten bei den Händen. „Verzeihen Sie!" rief sie aus, „verzeihen Sie einem geängstigten Herzen! Die Gesellschaft schnürt und preßt mich zusammen, vor meinem unbarmherzigen Bruder muß ich mich zu verbergen suchen. Ihre Gegenwart hat alle Bande aufgelöst. Mein Freund!" rief sie aus, „seit einem Augenblick erst bekannt und schon mein Vertrauter!" Sie konnte es kaum aussprechen und sank an seine Schulter. „Denken Sie nicht übler von mir," sagte sie schluchzend, „daß ich mich Ihnen so schnell eröffne, daß Sie mich so schwach sehn! Sein Sie, bleiben Sie mein Freund! Ich verdien es." Er redete ihr mit der freundlichsten Stimme zu, umsonst! ihre Tränen flossen und erstickten ihre Worte.

In diesem Augenblick öffnete jemand die Tür. Sehr unwillkommen trat Serlo herein und sehr unerwartet Philine, die er bei der Hand hielt! „Hier ist Ihr Freund", sagte Serlo zu ihr und deutete auf Wilhelmen; „er wird sich freuen, Sie zu begrüßen." — „Wie?" versetzte Wilhelm erstaunt, „muß ich Sie hier sehen?" Mit einem bescheidnen, gesetzten Wesen ging sie auf ihn los, hieß ihn willkommen, rühmte Serlos Güte, der sie bloß auf Hoffnung, ohne ihr Verdienst, unter seine treffliche Truppe aufgenommen, und tat gegen Wilhelm selbst zwar freundlich, doch aus einer ehrerbietigen Entfernung. Diese

Verstellung währte nicht länger, als die beiden andern zugegen waren. Aurelia ging, ihren Schmerz zu verbergen, weg, und Serlo ward abgerufen. Philine sah erst recht genau nach den Türen, ob sie auch gewiß fort seien, dann hüpfte sie wie törig in der Stube herum, setzte sich an die Erde und wollte für Kitzel und Lachen ersticken. Dann sprang sie auf und schmeichelte unserm Freunde und freute sich über alle Maßen, wie klug sie es gemacht, daß sie vorausgegangen, das Terrain rekognosziert und sich eingenistet.

„Hier geht es bunt zu," sagte sie, „just so, wie mirs recht ist. Aurelie hat einen unglücklichen Liebeshandel mit dem Baron J*** gehabt, der jung, reich, schön und klug sein soll, und er hat ihr ein Andenken hinterlassen, oder ich müßte mich sehr irren. Wenns ein Ebenbild ist, muß der Papa allerliebst sein. Sie hat einen Knaben bei sich ohngefähr von drei Jahren, schön wie die Sonne. Ich kann sonst die Kinder nicht leiden, dieser Junge hat mich gefreut. Ich habe nachgerechnet; der Tod ihres Mannes, die neue Bekanntschaft, alles trifft zusammen.

Nun ist der Freund seiner Wege gegangen, seit einem Jahr sieht er sie nicht mehr, und sie ist darüber außer sich und untröstlich. Die Närrin! Der Bruder hat unter der Truppe eine Tänzerin, der er vertraut ist, in der Stadt noch einige, denen er aufwartet, und nun steh ich auch auf der Liste. Der Narr! Von den übrigen", sie sah nach der Tür, „sollst du morgen hören, und nun noch ein Wörtchen von Philinen, die du kennst: die Erznärrin ist in dich verliebt!" Sie schwur hoch, daß es wahr sei, und beteurte fluchend, daß es ein rechter Spaß sei. Sie bat Wilhelmen inständig, er möchte sich in Aurelien verlieben, dann würde die Hetze erst angehen. „Sie läuft ihrem Ungetreuen, du ihr, ich dir und der Bruder mir nach! Wenn das nicht Lust auf ein Halbjahr gibt, so will ich an der ersten Episode sterben, die sich zu diesem vierfach verschlungenen Roman hinzuwirft." Sie bat ihn, er möchte den Handel nicht verderben und ihr die Achtung bezeigen, die sie durch ihr öffentliches Betragen verdienen wollte.

Zehntes Kapitel

Den nächsten Morgen dachte Wilhelm Madame Melina zu besuchen, er fand sie nicht zu Hause; er fragte nach den übrigen Gliedern der wandernden Gesellschaft, sie waren nicht anzutreffen. Endlich erfuhr er, Philine habe sie alle zum Frühstück eingeladen. Er fand sie auch

aufgeräumt und getröstet. Die kluge Dirne hatte sie versammelt, sie mit Schokolade bewirtet und ihnen merken lassen, noch sei die Aussicht nicht versperrt. Sie hoffe durch ihren Einfluß Serlo zu überzeugen, wie vorteilhaft es ihm sei, so geschickte Leute zu seiner Truppe zu gesellen. Sie hörten ihren Reden aufmerksam zu, schlürften eine Tasse nach der andern und fanden das Mädchen gar nicht so verabscheuungswürdig, als sie ihnen vor einigen Wochen vorgekommen war. Auch nachdem man sie entlassen hatte, redeten sie das Beste von ihr und fanden dem eignen Vorteil gemäß, jene leichtfertigen Geschichten zu verschweigen. „Glauben Sie denn," sagte Wilhelm, der mit Philine allein geblieben war, „daß Serlo sich entschließen kann, entweder alle oder doch einige zu behalten?" — „Mitnichten", versetzte Philine. „Es ist mir auch gar nichts daran gelegen. Ich wollte, sie wären je eher je lieber fort, und ich will sehen, wie ich sie wegbringe. Allein ein anders Anliegen beunruhigt mich. Oh, könnten Sie sich doch entschließen, zu uns zu treten, eine Kunst zu ergreifen, zu der Sie geboren sind und die Ihnen Ehre bei einem reichlichen Auskommen bringen müßte!" — „Es ist nicht daran zu gedenken", versetzte Wilhelm. „Sie haben doch, hoffe ich, nicht verraten, daß ich schon auf dem Theater gewesen bin." — „Wie können Sie mir solch einen Unverstand zutrauen!" versetzte jene. — „Gut", sagte er, „ich verlasse mich darauf, denn ich bin im Begriff, meinen Namen wieder zu bekennen und die Freunde meines Vaters zu besuchen." — „Eilen Sie nicht damit", sagte Philine, und so gingen sie auseinander.

Wilhelm hatte von Serlo die Erlaubnis verlangt, in die Probe kommen zu dürfen, welches ihm dieser nicht zugestanden, sondern ihn zur Aufführung selbst verwiesen. „Sie müssen uns erst von der besten Seite kennenlernen, ehe wir zugeben, daß Sie uns in die Karten sehen."

Mit großer Zufriedenheit wohnte er den Abend darauf dem Schauspiele bei; es war das erstemal, daß er das Theater in solcher Vollkommenheit sah. Schauspieler von vortrefflichen Gaben, glücklichen Anlagen, Fleiß und einem hohen Begriff von ihrer Kunst, die, wenn sie auch nicht alle gleich waren, doch einander wechselsweise hielten, trugen und anfeuerten. Serlo zeichnete sich sehr zu seinem Vorteile aus. Laune und Lebhaftigkeit, durch einen allgemeinen Geschmack geleitet, mußte man an ihm, wie er auf das Theater trat, wie er den Mund eröffnete, bewundern, man fühlte ihm die innerliche Behaglichkeit seines Daseins an, die sich über alle Zuhörer ausbreitete; eine außerordentliche Übung seiner

Kunst hatte ihn geschickt gemacht, die feinsten Schattierungen der Rollen mit der größten Leichtigkeit auszudrücken.

Seine Schwester Aurelia blieb nicht hinter ihm und erhielt noch größern Beifall, indem sie die Gemüter der Menschen rührte, die er nur zu erfreuen imstande war.

Doch ich enthalte mich, von ihr und den übrigen Schauspielern weiter zu sprechen, wir werden sie handeln, sie agieren sehen, und der Leser wird selbst urteilen können.

Den andern Morgen verlangte Aurelia nach unserm Freunde, er eilte zu ihr und fand sie auf dem Kanapee liegen. Sie schien an Kopfweh und an einem Fieber zu leiden. Ihr Auge erheiterte sich, als sie den Hereintretenden sah. „Vergeben Sie!“ rief sie aus; „das Zutrauen, das Sie mir einflößten, hat mich schwach gemacht. Ich kann mein Geheimnis, meine Schmerzen nicht mehr für mich behalten, was mir bisher eine Stärkung und Trost gab. Sie haben, ohne es zu wissen, die Bande der Verschwiegenheit gelöst und Sie werden auch nun, ohne es zu wollen, teil an dem Kampfe nehmen müssen, den ich gegen mich selber streite.“ Wilhelm antwortete ihr freundlich und verbindlich und versicherte sie, daß ihm diese Nacht ihr Bild und ihre Schmerzen beständig vor der Seele geschwebt, daß er sie um ihr Vertrauen bitte, daß er sich ihr zum Freund widme.

Indem er dieses sprach, wurden seine Augen von dem Knaben angezogen, der vor ihr auf der Erde saß und sich mit allerlei Spielwerk beschäftigte. Er mochte, wie ihn Philine angegeben, ohngefähr drei Jahr alt sein, und Wilhelm verstand nun erst jenes Gleichnis, da die Leichtfertige, in ihren Ausdrücken selten Erhabne das Kind an Schönheit der Sonne verglichen; denn um die offnen blauen Augen und das volle Gesicht kräuselten sich die schönsten goldnen Locken, auf blendend weißer Stirne zeichneten sich dunkele, leis bogige Augenbraunen, und die lebhafte Farbe der Gesundheit glänzte auf seinen Wangen. „Setzen Sie sich zu mir“, sagte Aurelia. „Sie sehen das glückliche Kind mit Verwunderung an. Gewiß, ich habe es mit Freuden angenommen, ich bewahre es mit Sorgfalt, nur fühl ich auch recht an ihm den Grad meiner Schmerzen, weil ich den Wert einer solchen Gabe nur selten empfinde.“

„Erlauben Sie mir,“ fuhr sie fort, „daß ich nun auch von mir und meinem Schicksale rede, denn es ist mir so sehr daran gelegen, daß Sie mich nicht verkennen. Ich glaubte, nun einige gelassene Augenblicke zu

haben, darum ließ ich Sie rufen. Sie sind da, und ich habe meinen Faden verloren.

Ein verlassenes Geschöpf mehr in der Welt! werden Sie sagen. Sie sind ein Mann und denken: wie gebärdet sie sich über ein notwendiges Übel, gewisser als der Tod, über die Untreue eines Mannes! Die Törin! Oh, mein Freund, wäre mein Schicksal gemein, ich wollte gern ein gemeines Übel ertragen, aber es ist so außerordentlich. Warum kann ichs Ihnen nicht im Spiegel zeigen, warum nicht jemand auftragen, es zu erzählen! Oh, wäre ich verführt, überrascht und dann verlassen wie Ariadne, dann würde in der Verzweiflung noch Trost sein. Ich bin weit schlimmer dran, ich habe mich selbst hintergangen, mich selbst wider Wissen betrogen; dies ist es, was ich mir niemals verzeihen kann."

„Bei Gesinnungen, wie die Ihrigen sind, können Sie nicht ganz unglücklich sein", versetzte der Freund.

„Und wissen Sie, wem ich diese Gesinnungen schuldig bin?" fragte Aurelia. „Der allerübelsten Erziehung, durch die jemals ein Mädchen verderbt werden sollen, dem schlimmsten Beispiele, um Sinne und Neigung zu verführen. Nach dem frühzeitigen Tode meiner Mutter brachte ich die schönsten Jahre der Entwicklung bei einer Tante zu, die sich zum Gesetz machte, das Gesetz der Ehrbarkeit zu verachten. Blindlings überließ sie sich einer jeden Neigung, sie mochte über den Gegenstand gebieten oder sein Sklav sein, wenn sie nur in wildem Genuß ihrer selbst vergessen konnte.

Wir Kinder, denen der richtige Blick der Unschuld alles rein und deutlich sehen ließ, was für Begriffe mußten wir uns von dem männlichen Geschlechte machen? Wie dumpf, dringend, dreist, ungeschickt war ein jeder, den sie herbeireizte, wie satt, übermütig und abgeschmackt jeder, der seiner Wünsche Befriedigung gefunden hatte. So hab ich diese Frau Monate lang unter dem Gebote der schlechtesten Menschen erniedrigt gesehen. Was für Begegnungen mußte sie nicht erdulden, und mit welcher Stirne wußte sie sich in ihr Schicksal zu finden, ja mit welcher Art noch diese schändlichen Fesseln zu tragen!

So lernte ich Ihr Geschlecht kennen, mein Freund, und wie rein haßte ichs, da ich auch sonst leidliche Menschen in dem Verhältnisse gegen das unsrige jeden Überrest von Gutem verlieren sah.

Ein bejahrter Freund, der mich als Tochter behandelte, schloß mir völlig die Augen auf. Ich lernte auch mein Geschlecht kennen, und wahrhaftig, als Mädchen von sechzehn Jahren war ich klüger, als ich jetzt

nicht bin, jetzt, wo ich mich selbst kaum verstehe — warum sind wir so klug, wenn wir jung sind! so klug, um immer töriger zu werden!"

Der Knabe machte Lärm, und Aurelia ward ungeduldig; sie klingelte, es kam ein altes Weib herein, ihn wegzuholen. „Hast du noch immer Zahnweh?" sagte Aurelia zu der Alten, die das Gesicht verbunden hatte. „Noch fast unleidlich", versetzte diese mit dumpfer Stimme, hub den Knaben auf, der gerne mitzugehen schien, und brachte ihn weg.

Kaum war das Kind beiseite, als Aurelia bitterlich zu weinen anfing. „Ich kann nichts als weinen und klagen", rief sie aus, „und schäme mich, wie ein armer Wurm vor Ihnen zu liegen. Meine Besonnenheit ist schon weg, und ich kann nicht mehr erzählen. Sie sollten von mir hören, wie mich die Liebe der Kunst hinaufstimmte, wie ich erst von meiner Nation alles hoffte und dann gar wieder an ihr verzweifelte." Sie stockte und schwieg zuletzt; ihr Freund, der nichts Allgemeines sagen wollte und sonst nichts zu sagen hatte, drückte ihre Hand und sah sie eine Zeitlang an; dann nahm er in der Verlegenheit ein Buch auf, das er vor sich auf dem Tischchen liegen fand; es waren Schakspears Schriften, und Hamlet aufgeschlagen.

Serlo, der eben zur Türe hereinkam und mit einer kurzen Frage nach dem Befinden seiner Schwester in das Buch schaute, das unser Freund in der Hand hielt, rief aus: „Finde ich Sie wieder über Ihrem Hamlet! eben recht! es sind mir wieder einige Zweifel aufgestoßen, die mir das kanonische Ansehn, das Sie dem Stücke so gerne geben möchten, sehr zu verringern scheinen. Wie ist es mit dem Plane? besonders der zwei letzten Akte, nachdem Hamlet seine Mutter gesprochen? es will nicht gehen noch rucken, weder reichen noch langen. Die Engländer haben es selbst bekennt." Wilhelm versetzte: „Es ist wohl möglich, daß einige Glieder der Nation, die solche Meisterstücke aufzuweisen hat, selbst das Beste verkennen; das kann uns aber nicht hindern, mit eignen Augen zu sehen und gerecht zu sein; weit entfernt, zu glauben, daß der Plan dieses Stückes zu tadeln sei, halte ich vielmehr dafür, daß kein größerer jemals ersonnen worden. Ja, er ist nicht ersonnen, er ist so." — „Wie wollen Sie das machen?" fragte Serlo. — „Ich will nichts machen", sagte Wilhelm, „ich will es Ihnen nur vorstellen, wie ich mirs denke."

Aurelia hob sich von ihrem Küssen auf, stützte sich auf ihre Hand und sah unsern Freund an, der mit der größten Versicherung seines Rechtes zu reden fortfuhr.

„Es gefällt uns so wohl, es schmeichelt uns so sehr, wenn wir einen Helden sehen, der durch sich selbst handelt, der liebt und haßt, wenn es ihm sein Herz gebietet, der unternimmt und ausführt, alle Hindernisse abwendet und zu einem großen Zwecke gelangt. Die Geschichtschreiber und Poeten haben uns glauben lassen, daß ein so stolzes Los dem Menschen fallen könnte. Unser Stück lehrt anders. Hier hat der Held keinen Plan, aber das Stück hat einen. Hier ist nicht ein trivialer Gedanke von Rache, durch die eine Übeltat bestraft wird: nein, es geschieht eine ungeheure Tat, sie wälzt sich mit ihren Folgen fort, reißt Unschuldige mit, sie scheint dem Abgrunde, der ihr bestimmt ist, ausweichen zu wollen und stürzt hinein, da wo sie ihren Weg auszulaufen gedenkt. Denn das ist die Eigenschaft der Greueltat, daß sie viel Böses über den Unschuldigen, wie der guten Handlung, daß sie viel Gutes auch über den Unverdienten ausbreitet, ohne daß oft der Urheber von beiden gestraft oder belohnt werde. Hier wie wunderbar! das Fegefeuer sendet seinen Geist und fordert Rache, aber vergebens. Alle Umstände kommen zusammen und treiben die Rache, vergebens! weder Irdischen noch Unterirdischen gelingt es, das auszurichten, was sich das Schicksal allein vorbehalten hat. Die Gerichtsstunde kommt. Der Böse fällt mit dem Guten! Ein Geschlecht wird weggemäht und das andre tritt ein."

Nach einer Pause, daß sie einander ansahen, nahm Serlo das Wort. „Sie machen der Vorsehung kein sonderbar Kompliment, indem Sie Ihren Dichter erheben, und dann scheinen Sie mir wieder zu Ehren Ihres Dichters wie andre zu Ehren der Vorsehung ihm Endzwecke und Plane zuzuschreiben, an die er nicht gedacht hat."

Eilftes Kapitel

„Lassen Sie mich", sagte Aurelia, „auch eine Frage tun. Ich habe Opheliens Rolle wieder durchgesehen und bin zufrieden damit und getraue mir, sie unter gewissen Umständen zu spielen; nur sagen Sie mir, dürfte man die Wahnsinnige nicht andere Liedchen singen lassen, es könnten ja auch Fragmente aus Balladen sein, nur nicht solche Zweideutigkeiten und Zoten, wozu das?"

„Beste Freundin", versetzte Wilhelm, „ich kann nicht ein Jota nachgeben, auch darin liegt ein großer Ausdruck. Wir sehen, womit das gute Kind im Gemüte beschäftigt war. Heimlich klangen die Töne der Lüsternheit in ihrer Seele, und sie wollte wie eine unkluge Wärterin

ihre Sinnlichkeit zur Ruhe singen mit Liedchen, die sie nur mehr wach erhalten mußten. Stille lebte sie vor sich hin, und kaum verbarg sie ihre Sehnsucht und ihre Wünsche. Jetzt, da ihr jede Gewalt über sich selbst entrissen ist, da ihr Herz auf der Zunge schwebt, wird diese Zunge ihre Verräterin, und in der Unschuld des Wahnsinns ergötzt sie sich vor König und Königin an dem Nachklange ihrer lieben losen Lieder der Einsamkeit: vom Mädchen, das gewonnen ward, vom Mädchen, das zum Knaben schleicht, und so weiter."

Er hatte noch nicht ausgeredet, als auf einmal eine wunderbare Szene vor seinen Augen entstand, die er sich auf keine Weise erklären konnte.

Serlo war einige Male auf der Stube auf und ab gegangen und hatte sich unmerklich an dem Nachttische Aureliens vorbeigeschlichen; auf einmal griff er schnell nach etwas, das darauf lag, und eilte mit seiner Beute der Türe zu. Aurelie, die es bemerkte, fuhr auf, warf sich ihm in den Weg, griff ihn mit unglaublicher Leidenschaft an und war geschickt genug, ein Ende des geraubten Gegenstandes zu fassen. Sie rangen und balgten sich ganz im Ernste, er lachte, sie ereiferte sich. Sie drehten und wandten sich miteinander herum, und als Wilhelm hinzueilte, sie zu besänftigen, sie auseinanderzubringen, sah er auf einmal Aurelien mit einem bloßen Dolche in der Hand auf die Seite springen und Serlo die Scheide, die ihm zurückgeblieben war, halb verdrießlich vor sich auf die Erde werfen. Wilhelm trat erstaunt zurück, und seine verwunderte Miene schien nach der Ursache zu fragen, warum ein so sonderbarer Streit über einen so wunderbaren Hausrat habe unter ihnen entstehen können.

„Sie sollen", sprach Serlo, „Schiedsrichter sein zwischen uns. Was hat sie mit dem scharfen Stahle zu tun? Lassen Sie sich ihn zeigen. Dieser Dolch geziemt keiner Schauspielerin. Spitz und scharf wie Messer und Nadeln, zu was die Posse? Heftig wie sie ist, tut sie sich einmal von ohngefähr ein Leid. Ich habe einen innerlichen Haß gegen solche Sonderbarkeiten. Ein ernstlicher Gedanke dieser Art ist toll, und ein so gefährliches Spielwerk ist abgeschmackt." — „Ich hab ihn wieder!" rief Aurelie, indem sie die blanke Klinge in die Höhe hielt. „Ich will meinen treuen Freund nun besser verwahren. Verzeihe mir," rief sie aus, indem sie den Stahl küßte, „daß ich dich so vernachlässigt!"

Serlo schien im Ernste böse zu werden. „Nimm es, wie du willst, Bruder", fuhr sie fort; „ich finde dich ungerecht; weißt du denn, ob nicht etwa unter dieser Form mir ein köstlicher Talisman beschert ist; was

für Hülfe und Rat ich zur schlimmen Zeit bei ihm finde; muß denn eben alles schädlich sein, was gefährlich aussieht?"

„Dergleichen Reden, worin kein Verstand ist, können mich toll machen", sagte Serlo, und verließ mit heimlichem Grimm das Zimmer. Aurelie verwahrte den Dolch in der Scheide, die sie von der Erde nahm, und steckte ihn zu sich. „Lassen Sie uns das Gespräch fortsetzen, wo es der unglückliche Bruder gestört hat", fiel sie ein, als Wilhelm einige Fragen über den sonderbaren Streit vorbrachte.

„Ich muß es wohl geschehen lassen, wenn Sie die gute Ophelie so schildern, denn es mag des Dichters Absicht gewesen sein; ich kann sie eher bedauren als mit ihr empfinden. Und erlauben Sie mir zu sagen, daß ich, als wir eben unterbrochen wurden, mit einer Betrachtung beschäftigt war, zu der Sie, mein Freund, mir schon in der kurzen Zeit Gelegenheit gegeben haben. Mit Verwunderung bemerkte ich an Ihnen den großen und richtigen Blick, mit dem Sie Dichtung und besonders dramatische Dichtung beurteilen. Die tiefsten Abgründe sind Ihnen nicht verborgen, und die feinsten Schattierungen sind Ihnen bemerkbar. Ohne die Gegenstände in der Natur gekannt zu haben, erkennen Sie solche im Bilde; es scheint eine Vorempfindung der ganzen Welt in Ihnen zu liegen, die durch die harmonische Berührung der Dichtkunst geregt und entwickelt wird. Denn wahrhaftig," fuhr sie fort, „von außen kommt nichts in Sie hinein! Ich habe nicht leicht jemanden gesehen, der die Menschen, mit denen er lebt, so von Grund aus verkennt wie Sie. Erlauben Sie mir, es zu sagen: wenn man Sie Ihren Schakspear erklären hört, glaubt man, Sie kämen eben aus dem Rate der Götter, die sich beredet, Menschen nach eigenem Bilde zu machen, und wenn Sie mit Leuten umgehn, sehe ich in Ihnen das erste groß geborne Kind der Schöpfung, das mit sonderlicher Verwunderung und erbaulicher Gutmütigkeit Löwen und Affen, Schafe und Elefanten anstaunt und sie treuherzig als seinesgleichen anspricht, weil sie eben auch da sind und sich bewegen."

„Ich gestehe mein schülerhaftes Wesen und bitte um Vergebung", versetzte er. „Ich habe von Jugend auf mehr einwärts als auswärts gesehen, und da ist es sehr natürlich, daß ich den Menschen bis auf einen gewissen Grad habe kennenlernen, ohne mich auf die Menschen im geringsten zu verstehen."

„Gewiß," sagte Aurelie, „ich habe im Anfange geglaubt, Sie hielten sich über uns auf, wenn Sie von den Leuten, die Sie bei uns sahen, so

manches Gute sprachen. Ihr vortrefflicher Tarconi ist nichts mehr und nichts weniger als ein Pedante und ein Marktschreier dazu. Die Freundschaft zwischen Philibert und Celio ist ein einfaches Possenspiel; dieser, ein mittelmäßiger Musikus, ein schlechter Mensch, macht jenen glauben, was er will, schmeichelt ihm und kommt seinen Lüsten und Begierden zuvor, nur damit der lebhafte, überall wohl aufgenommene, talentreiche junge Künstler ihn mit sich schleppe und alle Vorteile mit ihm teile. Was ist Ihre ganze Gesellschaft, die Sie meinem Bruder empfohlen, für ein erbärmliches Volk! Daß Sie sich an Horatio betrogen, verzeihe ich Ihnen eher. Diese prächtige Apollosfigur, dieser Anstand, dieses Betragen scheint etwas zu verkündigen, und man sollte nicht denken, daß das Ganze ein lebloser Klotz sein würde, wenn nicht glücklicherweise der Fiedelbogen erfunden wäre, um einige Töne aus ihm hervorzuziehen." Wilhelm stand beschämt vor ihr, niemand hatte ihn so mit sich selbst bekannt gemacht; er antwortete nichts, sondern dachte zurück und sann über sich selbst; es war, als wenn ihm ein Nebel von den Augen fiel.

„Sie dürfen nicht darüber betreten sein", rief Aurelie, „das ist eine schöne Eigenschaft eines jungen Dichters und Künstlers, denn beides sind Sie, wenn Sie auch sich nicht dafür ausgeben wollen. Diese Dunkelheit und Unschuld ist wie jene Hülle, die eine Knospe einschließt und nährt; Unglücks genug, wenn wir zu früh hinausgetrieben werden. Gewiß ist es gut, wenn wir die nicht immer kennen, für die wir arbeiten.

So war mir es auch, als ich mit dem höchsten Begriff von meiner Nation auf der Bühne erschien. Was waren die Deutschen nicht! was konnten sie nicht sein! Zu dieser Nation sprach ich, über die mich ein kleines Gerüste erhob, von welcher mich eine Reihe Lampen trennten, deren Glanz und Dampf mich hinderte, die Gegenstände vor mir genau zu unterscheiden. Wie willkommen war mir der Klang des Beifalls, der mir da herauftönte, und welch eine köstliche Masse war das Geschenk, welches von so vielen Händen mir einstimmig dargebracht wurde! Lange wiegte ich mich so hin. Wie ich würkte, würkte die Menge wieder auf mich zurück, ich und mein Publikum waren in dem besten Vernehmen, in der besten Harmonie miteinander; und im Gefolge meines Publikums erblickte ich jederzeit die Nation, alle Edle und Gute! Unglücklicherweise war es nicht die Schauspielerin allein, die einen großen Teil der Theaterfreunde interessierte, sie machten an das junge, lebhafte Mädchen mehr Ansprüche. Viele wünschten, daß ich die Empfindungen, die ich in ihnen rege gemacht, mit ihnen teilen möchte, und leider war das gar meine

Sache nicht; ich wünschte ihre Gemüter zu erheben, an das, was sie ihr Herz nannten, hatte ich nicht den mindesten Anspruch, und nun war mir immer einer nach dem andern zur Last. Alle Stände, Alter und Charaktere, jeder machte Versuche nach seiner Art, und ich ließ jeden nach meiner Art ablaufen. Nichts war mir verdrüßlicher, als daß ich mich nicht wie ein andres ehrliches Mädchen in meinem Zimmer verschließen und so mir manche Mühe ersparen konnte. Die Männer zeigten sich nun alle auf der Seite, wie ich sie bei meiner Tante zu sehen gewohnt war; sie würden mir auch hier wieder abscheulich gewesen sein, wenn mich nicht ihre Eigenheiten und Albernheiten unterhalten hätten. Da ich nicht vermeiden konnte, sie auf dem Theater und auch im Hause zu sehen, nahm ich mir vor, alle auszulauren, und mein alter werter Freund, der die Welt fürtrefflich kannte, half mir wacker dazu, und wenn Sie denken, daß von dem abgeschmackten Ladendiener und dem eingebildeten Kaufmannssohn bis zum gewandten, abwiegenden Weltmann, dem kühnen Soldaten und dem gerad eingreifenden Prinzen alle nach und nach bei mir vorbeigegangen, der eine seinen Roman von vorn, der andre ihn von hinten anzuknüpfen Anstalt machte, so werden Sie mir zugeben, daß ich allenfalls glauben durfte, mit meiner Nation ziemlich durchgekommen zu sein.

Den phantastisch aufgestutzten Studenten, den demütig verlegenen Gelehrten, den schwankfüßigen, genügsamen Domherrn, den steifen, aufmerksamen Geschäftsmann, den unwissenden Baron, den freundlich glattplatten Hofmann, den jungen, aus der Bahn schreitenden Geistlichen, den gelaßnen Reichen sowie den schnell spekulierenden, beweglichen Kaufmann, alle hab ich das Vergnügen gehabt manövrieren zu sehen, und beim Himmel, nur wenige fanden sich darunter, die mir ein gemeines Interesse einzuflößen imstande gewesen wären, vielmehr war es mir äußerst verdrüßlich, den Beifall der Narren im einzelnen mit größter Beschwerlichkeit und Langerweile einzukassieren, der mir im ganzen so wohl behagt hatte, den ich mir als große Masse so gern zueignete. Ich fing nun an, sie alle von Herzen zu verachten, und es war mir eben, als wenn die ganze Nation sich recht vorsätzlich durch Abgesandte bei mir hätte prostituieren wollen. Sie kamen mir im ganzen so links vor, so übel erzogen, so schlecht unterrichtet, so gefälligen Wesens leer, so geschmacklos; denn, sagte ich oft, es kann ein Deutscher keinen Schuh zuschnallen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat.

Sie sehen, wie verblendet, hypochondrisch ich war, und je länger es währte, desto mehr nahm meine Krankheit zu. Ich hätte mich hängen können, allein ich fiel auf ein ander Extrem, ich verheuratete mich, oder vielmehr, ich ließ mich verheuraten. Mein Bruder, der das Theater übernommen hatte, wünschte sehr, einen Gehülfen zu haben, mein alter Freund wollte mich vor seinem Ende versorgt wissen, ihre Wahl fiel auf einen jungen Mann, der mir nicht zuwider war, dem alles mangelte, was mein Bruder besaß: Genie, Leben, Geist und rasches Wesen, an dem sich aber auch alles fand, was jenem abging: Liebe zur Ordnung, Fleiß, eine köstliche Gabe, hauszuhalten, mit Geld umzugehen.

Er ist mein Mann geworden, ohne daß ich weiß wie; wir haben zusammen gelebt, ohne daß ich recht weiß warum; genug, unsre Sachen gingen gut, wir nahmen viel ein; daran war die Anstelligkeit meines Bruders Ursache; wir kamen damit aus, und dies war das Verdienst meines Mannes. Ich dachte nicht mehr an Welt und Nation. Mit der Welt hatte ich nichts zu teilen, und die Nation verachtete ich, oder vielmehr ich dachte gar nicht an sie. Wenn ich auftrat, tat ich es, um zu leben, und wenn ich den Mund auftat, geschah es, weil ich nicht schweigen durfte, weil ich doch herausgekommen war, um zu reden.

Doch, daß ich es nicht zu arg mache! Eigentlich hatte ich mich ganz in die Absichten meines Bruders ergeben: ihm war um Beifall und Geld zu tun (denn unter uns, er hört sich gerne loben und braucht viel). Ich spielte nun nicht mehr nach meinem Gefühle, nach meiner Überzeugung, sondern wie er es anwies, und wenn ich es ihm zu Danke gemacht hatte, war ich zufrieden. Es ging Geld ein, er konnte nach seiner Willkür leben, und wir hatten gute Tage mit ihm.

Ich war indessen in einen handwerksmäßigen Schlendrian gefallen, ich zog meine Tage ohne Freude, ohne Anteil dahin, meine Ehe war kinderlos und dauerte kurze Zeit. Mein Mann war krank, und wie seine Kräfte im Abnehmen waren und ich außer der Sorge für ihn in einer allgemeinen Gleichgültigkeit lebte, machte ich eine Bekanntschaft, mit der ein neues Leben für mich anfing, ein neues und schnelleres, denn es wird mich frühzeitiger beiseite bringen."

Sie schwieg eine Zeitlang stille, dann fuhr sie fort: „Auf einmal stockt meine geschwätzige Laune, und ich getraue mir den Mund nicht weiter aufzutun! Lassen Sie mich ein wenig ausruhen, und wenn wir allein bleiben, so sollen Sie nicht weggehen, ohne ausführlicher zu wissen, was

Ihnen schon bekannt ist. Rufen Sie doch indessen Mignon herein und hören, was er will."

Das Kind war während Aureliens Erzählung einigemal im Zimmer gewesen. Da es hörte, daß man bei seiner Ankunft leiser sprach, hatte es sich wieder weggemacht und saß auf dem Saale still und wartete.

Als man sie hereinkommen hieß, brachte sie ein Buch mit, das man bald an Form und Einband für einen kleinen geographischen Atlas erkannte. Sie hatte bei dem Pfarrer unterwegs mit großer Verwunderung die ersten Landkarten gesehn und sich durch hundert Fragen, so weit es gehen wollte, unterrichtet; ihr unmäßiges Verlangen, etwas zu lernen, schien durch diese neue Kenntnis noch viel lebhafter zu werden. Sie bat Wilhelmen inständig, ihr das Buch zu kaufen, sie habe dem Bildermann ihre silberne Schnallen dafür eingesetzt und wolle sie, weil es heut abend zu spät geworden, morgen früh wieder einlösen. Es ward ihr bewilligt, sie schlug nun das Buch mit großer Freude auf und fing an, teils dasjenige, was sie wußte, herzusagen, teils nach ihrer Art die wunderlichsten Fragen zu machen. Man konnte auch hier wieder bemerken, daß bei einer großen Anstrengung ihr alles sehr schwer wurde. Ein gleiches sah man an ihrer Handschrift, über welcher sie sich so viel Mühe gegeben hatte. Sie sprach noch immer sehr gebrochen deutsch, und nur wenn sie den Mund zum Singen auftat, wenn sie die Zither rührte, schien sie sich des einzigen Organs zu bedienen, wodurch sie ihr Inneres aufschließen und mitteilen konnte. Wir müssen, da wir von ihr sprechen, auch der Verlegenheit gedenken, in die sie neuerdings unsern Freund versetzte. Bei einer jeden Gelegenheit des Kommens oder Gehens, eines guten Morgens oder einer guten Nacht schloß sie ihn so fest in ihre Arme und küßte ihn mit solcher Inbrunst, daß es ihm vor der Heftigkeit dieser aufkeimenden Natur oft angst und bange ward. Die zuckende Lebhaftigkeit vermehrte sich in ihrem Betragen, und ihr ganzes Wesen bewegte sich in einer rastlosen Stille. Oft, wenn sie gelassen dazustehen schien, bemerkte man, daß sie mit den Zähnen zusammenschlug oder ganz leise knirschte; sie mußte auch immer etwas in den Händen haben, ein Tuch, das sie knetete, einen Bindfaden, den sie drehte, und immer nicht mit einem leichten Ausdruck des Spielens, sondern nur, als wenn eine innerliche heftige Erschütterung dadurch abgeleitet würde.

Da sie diesmal ihren Fragen kein Ende machte, ward Aurelia ungeduldig, die sich eben in einer Stimmung befand, um mit unserm Freunde über einen Gegenstand, der ihr so sehr am Herzen lag, weiter

eine Unterredung zu wünschen; man gab es der Kleinen deutlich genug zu verstehen und schickte sie endlich, da es nicht helfen wollte, fort.

„Jetzt oder niemals“, sagte Aurelie, „muß ich Ihnen den Überrest meiner Geschichte erzählen. Wäre mein zärtlich geliebter, ungerechter Freund nur wenige Meilen von hier, ich würde sagen: setzen Sie sich zu Pferde, machen Sie auf irgendeine Weise Bekanntschaft mit ihm, und wenn Sie zurückkehren, so haben Sie mir verziehen und bedauren mich. Eben zu der kritischen Zeit, da ich für meines Mannes Tage besorgt war, lernte ich ihn kennen, er war von Reisen zurückgekommen, und sein Gesellschafter trennte sich von ihm.

Er begegnete mir mit einem gelaßnen Anstande, mit einer offnen Gutmütigkeit, sprach über mich selbst und meine Lage, mein Spiel, daß mich seine erste Unterredung gleich aufmerksam machte. Seine Urteile waren richtig, ohne absprechendes Wesen, treffend, ohne lieblos zu sein; wurde er auch manchmal hart, so stands ihm nicht übel, und sein Mutwille war zugleich gefällig. Er schien des guten Glücks bei Frauen gewohnt zu sein, das machte mich aufmerksam; er war keineswegs schmeichelnd und andringend, das machte mich sorglos.

Er ging mit wenigen um, war meist zu Pferde und besuchte seine vielen Bekanntschaften in der Gegend; kam er zurück, so stieg er bei mir ab, behandelte meinen immer kränkern Mann mit warmer Sorge, schaffte dem Leidenden durch einen geschickten Arzt Linderung, und wie er an allem, was mich betraf, teilnahm, ließ er mich auch an dem Seinigen teilnehmen. Er erzählte mir, wie er als zweiter Sohn erst dem Soldatenstande, zu dem er eine unüberwindliche Neigung fühle, gewidmet gewesen, wie er nachher durch den Tod seines älteren Bruders genötigt worden, sich den Absichten der Familie zu fügen; er habe reisen, sich mit Dingen beschäftigen müssen, die ihn wenig interessierten. Genug, er hatte nichts Verborgenes vor mir, er entwickelte mir seine Seele, seine Geschichte, seine Fähigkeiten, seine Leidenschaften, alles nahm mich mit, alles, alles riß mich hin.

Zwischen diesem verlor ich meinen Mann, ohngefähr wie ich ihn genommen hatte, und die Sorge für das Ganze fiel nach seinem Tode auf mich. Denn mein Bruder wollte nur agieren und leben und nicht sorgen; ich ward höchst geschäftig, studierte meine Rollen fleißiger als jemals und spielte wieder wie vor alters, ja mit ganz anderer Kraft und Leben. Nicht immer spielte ich zum besten, wenn ich wußte, daß mein edler Freund im Schauspiel war; einigemal behorchte er mich, und wie

angenehm mir alsdann sein unvermuteter Beifall entgegenkam, mögen Sie denken. Gewiß, ich bin ein seltsames Geschöpf! Wenn ich eine Rolle spielte, war mir es eigentlich nur immer, als wenn ich ihn lobte, denn das war die Stimmung meines Herzens, die Worte mochten übrigens sein, wie sie wollten. Wußte ich ihn unter den Zuhörern, so schämte ich mich, mit der ganzen Gewalt zu sprechen und zu agieren, als wenn ich ihm das Lob nicht geradezu ins Gesicht sagen wollte; war er abwesend, alsdann hatte ich freies Spiel und gewiß, ich ließ es an nichts fehlen. Auch war mir wie durch ein Wunder das Verhältnis zum Publikum, zu der ganzen Nation verändert. Sie erschien mir auf einmal wieder in dem vorteilhaftesten Lichte; ich kann nicht sagen, wie ich erstaunte, und noch ist mir unbegreiflich, wie solche Veränderung der Vorstellungsart in uns geschehen könne.

Wie unverständig, sagte ich oft zu mir, warst du, als dir ehemals die Nation mißfiel, eben weil sie eine Nation ist. Eine Masse von Menschen, unter die eine Menge von Anlagen und Kräften verteilt ist, ohne daß sie eigentlich einen gemeinen Endzweck haben, ohne daß sie einzeln interessant sind; denn dadurch werden sie eben zusammen zu einem Elemente, auf das ein vorzüglicher Mensch würken kann. Ich freute mich darüber, daß sie geboren seien, um geführt zu werden, ich liebte sie deswegen, denn ich glaubte, ihnen einen Anführer gefunden zu haben.

Lothar hatte mir immer die Deutschen von der Seite ihrer Tapferkeit vorgestellt und mich versichert, daß keine bravere Nation in der Welt sei, wenn sie recht geführt werde. Dies fiel mir auf, und ich schämte mich, daß ich niemals an diese erste Eigenschaft gedacht hatte. Ich fing nun bald an, meine Denkensart zu verbessern, ich fragte nicht mehr nach Bildung, nach Art und Weise und ließ mir die rauhe und unansehnliche Schale des trefflichen Kerns wegen gefallen. Nun sprach ich wie begeistert, mittelmäßige Verse wurden zu Gold in meinem Munde, und hätte ein Dichter mir beigestanden, ich hätte Wunder der Würkung hervorgebracht. So lebte Ihre junge Witwe Monate lang fort. Er konnte mich nicht entbehren, ich war höchst unglücklich, wenn er ausblieb; er zeigte mir die Briefe seiner Verwandten, seiner fürtrefflichen Schwester, er war von jeder Kleinigkeit meines Zustandes unterrichtet, eine vollkommnere, innigere Einigkeit ist nie gedacht worden, der Name der Liebe ward nicht genannt.

Er ging und kam, kam und ging — und nun, mein Freund, ist es hohe Zeit, daß Sie auch gehen."

Zwölftes Kapitel

Unser Freund stand nun zwischen Bruder und Schwester inne, die ihm gleich wert waren und deren jedes eine Hälfte seines Wesens ergriff, nährte und beschäftigte. Das Schicksal Aureliens rührte ihn tief, ohne daß er Zärtlichkeit für sie empfunden hätte, ihr leidenschaftlicher Verstand rief seine Gutmütigkeit aus ihrem kindlichen Taumel zurück und leitete ihn aus der idealischen Welt in die wahre herüber; er erstaunte, indem er sich gleichsam selbst erst gewahr wurde und durch die Vergleichung mit andern auf seinen eignen Platz gewiesen ward. Auch konnte er keinen erwünschtern Lehrer und Führer in seiner Lieblingskunst antreffen, als Serlo war, der nicht allein auf dem Theater wie in seinem eignen Elemente auf das vorteilhafteste erschien, sondern auch über die Kunst, die er von Jugend auf übte, gedacht hatte. Er war im eigentlichsten Verstand auf den Brettern geboren, hatte als Kind schon den Harlekin, der aus dem Ei kriecht, der aus einer Wolke kommt, und den allerliebsten Schornsteinfegerjungen mit der kleinen weißen Leiter zum großen Vergnügen des Publikums vorgestellt. Als Knabe übte er seine ersten schelmischen Talente an der Monotonie der übrigen Schauspieler und wußte jeden so vollkommen in Stimme und Wesen und Gebärden nachzuahmen, daß jeder, ob er sich gleich verspottet fühlte, dennoch über ihn lachen mußte. Ein vortreffliches Gedächtnis kam ihm zu Hülfe, er wußte ganze Stücke auswendig, und sein glückliches Naturell fand jeden Ausdruck, nur das Rührende, Herzliche nicht. Unruhe und Furcht vor den Folgen einiger leichtfertiger Streiche trieben ihn, da er kaum vierzehn Jahr alt war, von den Seinigen weg. Wenig verlegen, sein Fortkommen zu finden, wagte er vor Hohen und Niedern, vor dem Volke und vor Kennern ein noch unerhörtes Schauspiel, indem er ganz allein ganze Trauer- und Lustspiele aufzuführen sich unterstand, in jedem Zimmer, in jedem Garten sich aus dem Stegreife ein Theater zurechtzubauen wußte und ohne Illusion der Szene durch glücklichen Vortrag den Zuschauer unterhielt und ergötzte. Alle forcierten Charaktere ahmte er vortrefflich nach, die Stimme der Weiber und Kinder gleichfalls bis zum Betören, und niemand hat wohl besser als er die Karikatur eines jüdischen Rabbinen vorgestellt; den vertrackten Eifer, den sinnlichen, ekelhaften Enthusiasmus, die verrückten Gebärden, das verworrene Gemurmel, das scharftönende Geschrei, die weichlichen Bewegungen und augenblicklichen Anspannungen, die Verschrobenheit eines veralteten Unsinns hatte er so fürtrefflich ergriffen und gab sie in

einem solchen Brennpunkte wieder, daß diese Abgeschmacktheit einen jeden geschmackvollen Menschen auf eine Viertelstunde glücklich machen konnte. Er hatte die Gefälligkeit, unsern Freund nach und nach mit allen solchen Kunststücken zu bewirten, und dieser hatte seine außerordentliche Freude daran; denn obgleich dieses alles völlig außer seiner Manier lag, so war es doch das erste, was er im wahren dramatischen Geist und Sinne kennenlernte, und er konnte auch für sich daraus Lehren und Beispiel nehmen.

Es wäre dieses alles fürtrefflich und gut gewesen, wäre nicht Melina mit den Seinigen manchmal als ein böser Geist im Hintergrunde erschienen. Diese Unglücklichen, denen es allenthalben zu fehlen anfing, trauten einige Zeit lang Philinens Worten, auch hatten sie noch nicht ganz aufgegeben, durch sie zu Brote zu kommen, nur setzten sie Wilhelmen schärfer zu, daß er auch das Seinige beitragen solle. Dargegen hatte er seinen Freund Serlo zu bereden gesucht, diesen aber beredete man zu nichts, was nicht zu seinem Vorteile war, vielmehr suchte er nach und nach unserm Freunde begreiflich zu machen, wie schön es sei, wenn er sich selbst entschlösse, auf das Theater zu gehen. Besonders war er dringender nach der Entdeckung, die ihm Philine heimlich gemacht hatte, daß Wilhelm schon einmal gespielt habe, und daß es also desto wahrscheinlicher sei, man werde seine Leidenschaft für die Bühne eher nützen und ihn fesseln können.

Nachdem auf diese Weise Wilhelm einen ganzen Nachmittag bei Serlo zugebracht hatte, eilte er zu Aurelien, die er auf ihrem Ruhebette fand.

Sie schien stille. „Glauben Sie noch, morgen spielen zu können?“ fragte er. — „O ja“, versetzte sie lebhaft; „Sie wissen, daran hindert mich nichts. Wenn ich nur ein Mittel wüßte, um das Klatschen unsers Parterres abzulehnen, sie meinen es gut und werden mich noch umbringen. Vorgestern dachte ich, das Herz müßte mir reißen. Sonst konnte ich es wohl leiden, wenn ich mir selbst gefiel, wenn ich lange studiert, mich vorbereitet hatte und das willkommene Zeichen, es sei gelungen, von allen Enden widertönte. Jetzo! ich sage nicht, was ich will, nicht, wie ichs will, ich bin hingerissen, ich verwirre mich, und mein Spiel macht weit größern Eindruck, der Beifall wird lauter, und ich denke: wüßtet ihr, was euch entzückt! daß es die tiefsten Schmerzen der Seele sind, der ihr euer Wohlwollen geschenkt habt!

Heute früh hab ich gelernt, jetzt wiederholt, versucht und bin müde und zerbrochen, morgen geht es wieder von vorn an, morgen abend soll

gespielt werden, und so schlepp ich mich, stehe auf und gehe zu Bette. Alles macht einen ewigen Zirkel in mir; dann treten alle leidige Tröstungen vor mir auf, dann werfe ich sie weg und verwünsche sie. Ich will mich nicht ergeben; warum soll das notwendig sein, was mich zugrunde richtet? Vielleicht könnte es auch anders sein! Ich muß es eben bezahlen, daß ich eine Deutsche bin. Es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden und daß alles über ihnen schwer wird."

„Ja, meine Freundin, wenn Sie es nicht so hart nähmen!"

„Es ist hart genug!" fiel sie ihm ein.

„Bleibt Ihnen denn nichts?" versetzte er, „Ihre schönen Tage, Ihre Gesundheit, Ihre Kunst? Wenn Sie ein Gut ohne Ihr Verschulden verloren haben, müssen Sie das übrige alles hinterdreinwerfen? Ist das auch notwendig?"

Sie schwieg einige Augenblicke, dann fuhr sie von neuem auf: „Ich weiß es wohl, daß es Zeitverderb ist, nichts als Zeitverderb ist die Liebe! Was hätte ich nicht tun können! tun sollen! Es ist nichts, alles rein nichts geworden, ich bin ein armes, armes verliebtes Geschöpf, nichts als verliebt! Haben Sie Mitleiden mit mir, bei Gott, ich bin ein armes Geschöpf." Und nach einer Pause rief sie aus: „Sie sind gewohnt, daß sich Ihnen alles an den Hals wirft, nein, Sie können es nicht fühlen, es ist kein Mann, der den Wert eines Weibes fühlen kann, das sich zu ehren weiß. Bei allen heiligen Engeln, bei allen Bildern der Seligkeit, die sich ein reines, gutmütiges Herz zu erschaffen vermag, es ist nichts Süßeres als eine weibliche Seele, die sich ergibt. Wir sind kalt, stolz, hoch, klar, klug, wenn wir verdienen, Weiber zu heißen, und das alles — —! Ich will verzweifeln, recht absichtlich verzweifeln! Es soll nicht ein Blutstropfen in mir sein, der nicht gestraft wird, keine Faser, die ich nicht peinigen will. Lächeln Sie, lachen Sie nur über den theatralischen Aufwand von Leidenschaft!"

Wilhelm fühlte sich weit entfernt von jeder Anwandlung zum Lachen, er war von dem entsetzlichen, halb natürlichen und halb erzwungenen Zustande seiner Freundin aufs innerlichste gepeiniget, er empfand die Folter der unglücklichen Anspannung mit, sein Gehirn zerrüttete sich und sein Blut war in einer fieberhaften Bewegung.

Sie war aufgestanden und ging in der Stube hin und wider. „Ich sage mir alles vor," rief sie aus, „warum ich ihn nicht lieben sollte, ich weiß auch, daß er es nicht wert ist, ich wende mein Gemüte ab, dahin und dorthin, ich beschäftige mich. Bald nehme ich eine Rolle vor, wenn

ich sie auch nicht zu spielen habe, ich übe die alten, die ich durch und durch kann, fleißiger und fleißiger ins einzelne, und übe und übe — mein Freund, mein Vertrauter, welch entsetzliche Arbeit ist es, sich so mit Gewalt von sich zu entfernen!

Mein Verstand leidet, mein Gehirn ist so angespannt, und um mich vom Wahnsinn zu retten, überlasse ich mich wieder dem Gefühle, daß ich ihn liebe — ja ich lieb ihn! ich lieb ihn!" rief sie unter lauten Tränen, „ich lieb ihn! und so will ich sterben!"

Er faßte sie bei der Hand und bat sie auf das inständigste, sich nicht selbst aufzureiben. „O", sagte er, „wie sonderbar ist es, daß den Menschen nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt ist! Sie waren nicht bestimmt, ein treues Herz zu finden, das Ihre Glückseligkeit würde gemacht haben. Ich war dazu bestimmt, das ganze Heil meines Lebens an eine Unglückliche fest zu knüpfen, die ich durch die Schwere meiner Treue wie ein Rohr zu Boden zog, ja vielleicht gar zerbrach." Er hatte Aurelien seine Geschichte mit Mariannen vertraut und konnte sich also jetzt darauf beziehen.

Sie sah ihm starr in die Augen und fragte: „Können Sie sagen, daß Sie noch niemals ein Weib betrogen, daß Sie keine mit leichtsinniger Beteurung, frevelhafter Galanterie, herzlockenden Schwüren zu Ihren Wünschen zu neigen gesucht?" — „Ich kann es," versetzte Wilhelm, „ohne mich zu rühmen; mein Leben war sehr einfach, und ich bin selten in die Versuchung geraten, zu versuchen. Und welche Warnung, meine schöne, meine edle Freundin, gibt mir der traurige Zustand, in den ich Sie versetzt sehe! Nehmen Sie ein Gelübde von mir, das der Natur meines Herzens ganz angemessen ist, dessen Förmlichkeit durch die Rührung, in die Sie mich versetzt haben, geheiligt wird! Jeder flüchtigen Neigung will ich widerstehen und selbst die ernstlichen in meinem Busen bewahren, kein weibliches Geschöpf soll ein Bekenntnis der Liebe von meinen Lippen vernehmen, dem ich nicht mein ganzes Leben widmen kann!"

Sie sah ihn mit einer wilden Gleichgültigkeit an und entfernte sich, als er ihr die Hand zum Gelöbnis reichte, um einige Schritte.

„Es ist nichts daran gelegen", sagte sie, „so viel Weibertränen mehr oder weniger, die See wird darum doch nicht wachsen. Doch", fuhr sie fort, indem sie sich umkehrte, „unter Tausenden eine! das ist doch etwas, von Tausenden ein Redliches, es ist anzunehmen! Wissen Sie auch, was Sie versprechen?"

„Ich weiß es“, versetzte Wilhelm lächelnd und hielt seine Hand hin. „Ich nehme es an“, versetzte sie. — — Wilhelm hatte die Hand noch ausgestreckt, sie machte eine Bewegung mit ihrer Rechten, und er glaubte, sie würde die seine fassen. Aber schnell fuhr sie in die Tasche, riß den Dolch wie der Blitz heraus und fuhr mit Spitze und Scheide ihm rasch und leicht über die Hand weg; er zog sie schnell zurück, aber schon lief das Blut herunter. „Man muß euch Männer scharf zeichnen, wenn ihr merken sollt“, rief sie mit einer Zufriedenheit aus, die aber bald in emsige Hastigkeit überging. Sie nahm ihr Schnupftuch und umwickelte seine Hand damit, um das erste hervordringende Blut zu stillen. „Verzeihen Sie“, rief sie aus, „einer Halbwahnsinnigen und lassen Sie sich diese Tropfen Bluts nicht reuen, sie haben mich wieder zu mir selbst gebracht, auf meinen Knieen will ich es abbitten. Ich will Sie heilen, das ist meine Sache.“ Sie eilte nach ihrem Schranke, holte Leinwand, Pflaster und Geräte, stillte das Blut und besah die Wunde sorgfältig. Der Schnitt ging durch den Ballen gerade unter dem Daumen, teilte die Lebenslinie und lief unter dem kleinen Finger aus; sie verband ihn stille und mit einer nachdenklichen Bedeutsamkeit in sich gekehrt. Er fragte einigemal: „Beste, wie konnten Sie Ihren Freund verletzen?“ — „Still!“ erwiderte sie, indem sie den Finger auf den Mund legte, „still!“

Dreizehntes Kapitel

Serlo, dem nichts angelegener war, als Wilhelmen bei seiner Truppe zu besitzen, hatte von ihm ausgeforscht, was er für Handelsfreunde in der Stadt habe, mit denen sein Vater in Verbindung stehe. Sobald als er es erfahren, wußte er sich gar bald zu erkundigen, was für Nachrichten von dem Meisterischen Hause hier und da eingelaufen. Man hinterbrachte ihm, es seien schon seit einiger Zeit Briefe da, welche den Tod des alten Meisters meldeten, die Wittib, glaube man, werde kaum das Trauerjahr abwarten, um einen lang und viel geliebten Freund zu heuraten. Der Schwiegersohn Werner habe die Handlung völlig übernommen, und der ältere Sohn sei auf einer Reise unsichtbar geworden; man denke, da er von Jugend auf etwas Besonderes gezeigt und zur Handlung nicht viel Lust empfunden, er sei bei ausgebrochenem Kriege unter die Soldaten gegangen, um auf diesem Wege sein Glück zu versuchen.

Serlo hielt diese Nachrichten zu seiner Absicht sehr willkommen, eilte damit zu Aurelien und gab ihr nicht undeutlich zu verstehen, daß er diesen

Plan auch mit um ihretwillen gemacht habe. „Mein lieber Bruder," sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „ich wünsche deinen Unternehmungen alles Gute, und ich bin überzeugt, daß du an diesem jungen Manne eine sehr gute Eroberung machen würdest; was mich betrifft, wünschte ich nicht, daß jemand auf mich Rücksicht nehme, ich gehöre nicht mehr unter die Zahl der hoffenden Wesen, und wer auf mich rechnet, würde sich wahrscheinlich sehr betrogen finden." – „Hoffnung", versetzte Serlo, „ist das schönste Erbteil der Lebendigen, dessen sie sich nicht einmal, auch wenn sie wollten, entäußern könnten, und wenn du zu heilen bist, meine Gute, so ist es dieser Freund allein imstande."

„Bruder," versetzte Aurelie, „du hast die böse Unart, Dinge zu sagen, die man besser verschwiege und der Zeit überließe."

Er lächelte und fragte, ob sie Wilhelmen die Nachrichten überbringen oder es ihm überlassen wollte. Sie bat ihn, es selbst zu tun.

Es vergingen einige Tage, ehe Serlo Gelegenheit fand, unsern Freund von dem Schicksale seiner Familie zu unterrichten, indessen verging kein Tag, daß dieser nicht Aurelien näher geworden wäre.

Die Notwendigkeit, sich von ihr verbinden zu lassen, ihre Sorgfalt, ihre Trauer und Gutmütigkeit gewannen ihr die freundschaftlichsten Gesinnungen seines Herzens, und sie fand sich in seinem Umgange sehr erleichtert.

Sie hatte einen gar zierlichen Überzug von schwarzem Taffet über seine Hand verfertigt. „Ich hoffe," sagte sie mit Ernst, „Sie sollen bald geheilt sein, aber ich denke auch, das Merkmal dieser Wunde soll sich Ihr Leben durch nicht verwachsen. Sie sind redlich, mein Freund, doch welcher Mann bedarf nicht einer steten Erinnerung! Verließe Sie Ihr guter Geist und wagten Sie es, Ihre Hand auszustrecken und wider Ihr Gelübde ein Weib zu locken, der Ihr Herz sich nicht geweiht hätte, dann sehen Sie auf die Schramme und ziehen zurück, da es noch Zeit ist."

Serlo ergriff die erste Gelegenheit, unserm Freunde die Nachricht vom Zustande der Seinigen ohne große Vorbereitung zu hinterbringen, und wir können denken, wie sehr Wilhelm davon betroffen war. Ohne ihn zu sich kommen zu lassen, wiederholte Serlo eifrig seinen Antrag. „Sie können es nun ohne Bedenken tun", fügte er hinzu; „weil Ihre Familie die Sorge schon überstanden hat, Sie in der Kriegsgefahr zu glauben, so wird es ihr zu doppelt- und dreifachem Troste gereichen, Sie mit einem angenehmen, gefälligen Gewerbe beschäftiget zu sehen."

Wilhelm hatte ihm nicht viel einzuwenden, als daß ihm dieser Schritt unüberwindlich schiene. Sein Herz war dazu geneigt, und ein Etwas, das keinen Namen hat, widersetzte sich seinem Verlangen.

Serlo bestürmte ihn auf alle Weise, er bot ihm ansehnliche Vorteile an, ja endlich einen Teil des Gewinstes, und da das alles nicht helfen wollte, trat er mit dem stärksten Argumente hervor, das er bis zuletzt aufgespart hatte.

„Sie können mein Verlangen, Sie dem Theater zu gewinnen, nicht besser erkennen, als wenn ich Ihnen noch anbiete, Ihre ganze Gesellschaft zugleich mitzunehmen und Sie dadurch eines beschwerlichen Versprechens zu entledigen."

„Und wie?" sagte Wilhelm halb unwillig, „Werden die Menschen, die Sie bisher so sehr verachtet, dadurch besser?"

„Besser werden sie nicht", antwortete Serlo, „aber es ist die einzige Art, wie sie mir brauchbar werden können. Ich will Ihnen meinen Plan vorlegen, und Sie werden sehen, daß er ohne Sie nicht ausgeführt werden kann. Sie wissen, daß der Akteur, der die ersten Liebhaberrollen bei mir spielt, ob er gleich eine gute Figur und angenehme Stimme hat, doch weit entfernt von der Vollkommenheit ist, die man einem solchen Gegenstande wünschen mag. Es fehlt ihm ein gewisses Feuer, ein Nachdruck, der sich durch ein schmachtendes und gefälliges Wesen nicht ersetzt. Demungeachtet habe ich nicht allein mit ihm zufrieden sein müssen, sondern ich muß auch seine Frau und seinen ganzen Anhang menagieren. Kann ich ihn entbehren, so mögen die übrigen auch ziehen, und ich kann Ihre ganze Truppe alsdann mehr oder weniger brauchen oder unterstecken.

Die Frau meines ersten Liebhabers spielt Mütterrollen, Königinnen und dergleichen; Madame Melina würde sie nicht schlimmer, vielleicht besser machen. Sein Bruder würde durch den sogenannten Laertes ersetzt, der wenigstens Hoffnung gibt, noch um vieles besser zu werden. Zugleich geht ein Frauenzimmer ab, an deren Stelle unsre Philine treten kann, einige andere schicke ich ohnedies fort, bei deren Rollen es gleichgültig ist, ob sie ein wenig besser oder schlimmer gespielt werden; der Pedante und alle sollten ihr Plätzchen finden. Melina soll Garderobemeister werden, um den Motten zu wehren.

Sehen Sie, daß ich mir jetzt nicht widerspreche, indem ich diejenigen anzunehmen erbötig bin, gegen die ich mich so ernstlich gewehrt habe. Löschen Sie sich aus dem Plane weg, und Sie werden finden, daß nicht

mehr der geringste Teil daran auszuführen ist. Denken Sie meinen Vorschlägen nach und bedenken, was Sie durch einen solchen Entschluß sich, uns, der verlassenen Gesellschaft und dem Publiko für einen wesentlichen Dienst erzeigen.

Noch ein Wort", sagte Serlo, als er die Tür in der Hand hatte; „wenn Sie sich jetzo nicht entschließen, so tun Sie es vielleicht in vierzehn Tagen. Ich habe gegründete Hoffnung, daß ein Frauenzimmer meine Bühne betreten wird, die noch auf keiner erschienen ist, die aber im stillen wie Sie unsere Kunst mit Leidenschaft geübt hat. Die schönste, ansehnlichste Gestalt, ein herrliches Organ der Stimme, eine reine, bestimmte Aussprache, ein Betragen! genug, was man wünschen kann. Ich sage das nicht, daß Sie sich in sie verlieben sollen, ich sage es nur, damit Sie sich überzeugen, daß wir Ihrer nicht ganz unwert sind, und gewiß, es wird noch viel besser werden, wenn Sie sich erst zu den Unsrigen rechnen."

Vierzehntes Kapitel

Es ist die Eigenschaft der menschlichen Seele, daß sie sich dann am schnellsten erhebt, wenn sie am stärksten niedergedruckt wird.

Zu denen Lasten, die unserm Freunde auflagen und ihn nach und nach gleichsam eingequetscht hatten, gesellte sich nun der Tod seines Vaters, das Schicksal der Seinigen, und preßte sein Gemüt so gewaltsam zusammen, daß er irgendwo einen Ausgang suchen mußte. Bedauren und Schmerz über den Verlust des guten Alten, dessen Existenz mit der seinigen von den ersten Jahren her verwebt war, halb fremdes Gefühl gegen seine Mutter, weniges Interesse am Gewerbe seines Schwagers, seine eigne Fehler, seine Geschichte, alles wendete und kehrte sich auf und nieder und mehr als einmal durcheinander. Endlich fühlte er die ganze Stärke seiner Jugend, schüttelte sich und trat mit einem freien, mutigen Blick vor die Gegenwart, hinter welche sich fröhliche Bilder der Zukunft drängten.

Da steh ich nun, sagte er zu sich selbst, nicht am Scheidewege, sondern am Ziele und wage nicht, den letzten Schritt zu tun, wage nicht, es zu ergreifen.

Ja, wenn ein Beruf, eine Sendung deutlich und ausdrücklich war, so ist es diese. Alles geschieht gleichsam bloß zufällig und ohne mein Zutun, und doch alles, wie ich mir es ehemals ausgedacht, wie ich mirs vorgesetzt. Sehr sonderbar! Der Mensch scheint mit nichts vertrauter zu

sein als mit seinen Hoffnungen und Wünschen, die er lange im Herzen nährt und erhält, und doch, wenn sie ihm einst begegnen, wenn sie sich ihm gleichsam aufdringen, erkennt er sie nicht und weicht vor ihnen zurück. Alles, was ich mir vor jener unglücklichen Nacht, die mich von Mariannen entfernte, nur träumen ließ, steht vor mir und bietet sich mir selbst an. Hieher wollte ich flüchten, und ich bin sachte hieher geleitet worden; bei Serlo wollte ich unterzukommen suchen, er sucht nun mich und macht mir Bedingungen, die ich als ein Anfänger nicht erwarten konnte. War es denn bloß Liebe zu Mariannen, die mich ans Theater fesselte, oder war es die Liebe der Kunst, die mich an sie fester knüpfte? War jene Aussicht, jener Ausweg nach dem Theater bloß einem unordentlichen, unruhigen Menschen willkommen, der ein Leben fortzusetzen wünschte, das ihm die Verhältnisse der bürgerlichen Welt nicht gestatteten, oder war es alles anders, reiner, würdiger? Und wenn so damals deine Gesinnungen waren, welchen Anlaß hast du gehabt, sie zu verändern? Und ist jetzo der Schritt nicht viel mehr zu billigen, da er keine Nebenabsichten hat als solche, die niemand zweideutig finden kann? Er ging nun die Umstände alle wieder durch, die ihn einluden, reizten, drangen, und er fand zuletzt, daß er dazu genötigt sei. Daß er seinen Mignon bei sich behalten könne, daß er seinen Harfner nun nicht zu verstoßen brauche, schienen wichtige Gründe der Entscheidung.

Und doch, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, wenn sich die ganze Schwere der Überzeugung auf eine Schale gelegt hat, wirft sich auf einmal das ganze Gegengewicht in die andere und hindert den Entschluß. Doch auch dieses fiel für die Sache vorteilhaft aus. Das erstemal, daß ich das Theater betrat, sagte er zu sich selbst, ward ich überrascht und hingerissen, auch war es nur ein flüchtiger Versuch; jetzo, da es aufs Leben dauern soll, habe ich Zeit und Muße, alles genug zu überdenken und zu erwägen.

Als er bei sich diese Betrachtungen hin- und widerwarf, öffnete sich seine Tür, und es traten Aurelie, Philine und Serlo unvermutet herein; es war ein Einfall von Philinen, welchem Serlo gerne folgte, von dem sich Aurelie gleichsam mitziehen ließ, ob sie schon die Urheberin desselben ohnerachtet ihrer Verstellung durch und durch sah und von Herzen haßte. Sie begrüßten ihn auf das freundlichste, und Philine sagte scherzend: „Wir sind gekommen, ein Jawort zu holen." Wilhelm wollte einiges darauf versetzen. „Ein Ja", sagte sie, „oder kein Wort; wir wollen Ihnen gern erlauben zu schweigen, aber wenn Sie den Mund auftun

wollen, so sei es, um uns alle glücklich zu machen." – „Ich habe kein Recht," sagte Aurelie, „Sie um eine so wichtige Gefälligkeit zu bitten, aber wenn ich es hätte, so würde ich es gebrauchen, um den mancherlei Gründen, die Sie entscheiden müssen, noch ein größeres Gewicht zu geben; also ein Ja, wenn es möglich ist." – „Ein Ja," sagte Serlo, „ein kleines Wort! Die Unentschlossenheit taugt zu nichts, es ist der schlimmste Zeitverderb! Wenn man einmal seinen Vorsatz gefaßt hat, gibt sich das übrige alles von selbst."

„Ein kleines Ja", sagte Philine schmeichelnd. – „Ja denn", versetzte Wilhelm. Aurelia faßte seine noch verbundene Rechte mit einer bescheidenwahren Freude, Philine ergriff die Linke, und indem sie sich herunterneigte und zugleich schnell die Hand nach ihren Lippen führte, drückte sie einen lebhaften Kuß darauf, dem er nicht wehren konnte; Serlo umarmte ihn froh und treuherzig. Er konnte ihnen nichts wiedergeben, denn er stand wie betäubt in ihrer Mitte und fiel ohngeachtet ihrer Gegenwart in ein stilles Nachsinnen. Seine Gedanken schweiften hin und wider, und auf einmal erfüllte der Waldplatz wieder seine Einbildungskraft. Auf einem Schimmel kam die liebenswürdige Amazone aus den Büschen, nahte sich ihm, stieg ab, ihr menschenfreundliches Bemühen hieß sie gehen und kommen, sie stand, das Kleid fiel von ihren Schultern und deckte den Verwundeten, ihr Gesicht, ihre Gestalt glänzte wieder auf und verschwand.



Alphabetische Verzeichnisse

zur Gesamtausgabe Band 1 bis 45

Gedichte

Werke

Schriften zur Naturwissenschaft

Briefempfänger

Die halbfetten Ziffern verweisen auf die Bände, die gewöhnlichen auf die Seiten. Die Ziffern in eckigen Klammern beziehen sich auf die Bände 3, 4 und 5, die auf dem Titelblatt den Vermerk „Im Propyläen-Verlag, Berlin" tragen.

Gedichte

Überschriften und Anfänge

C

D

E

K

L

M

N

U

W

X

Z

Werke

Mit Ausnahme der Gedichte und der naturwissenschaftlichen Schriften

A

C

D

E

G

M

R

S

T

Z

Schriften zur Naturwissenschaft

A

B

Briefempfänger

F

G

H

I

J

N

O

P

Z



Gedruckt für den Propyläen-Verlag in Berlin in Ungerschen Schriften von der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig. Gebunden von der Fritzsche-Hager A.-G. in Leipzig. Zweihundertfünfzig Exemplare wurden auf handgeschöpftem Bütten von J. W. Zanders abgezogen und in Ganzleder gebunden

